Deutschland

und

die Deutschen

von

Eduard Beurmann.

Zweiter Band.

Mit 1 Stahlstich.

Altona,

Verlag von Joh. Friedr. Hammerich.

1839.

Inhaltsverzeichniss.

Eilftes Capitel.

Mecklenburg. — Uebergang pommer'scher Weise zu mecklenburg'scher. — Abstammung und Alter des fürstlichen Hauses. — Frühere Bewohner Mecklenburgs. — Das Dorf Mecklinborg und die Herren von Mecklenburg. — Adel, Advocaten und Leibeigenschaft. — Aufhebung der letzteren und jetzige Zustände. — Landstände. — Regierung. — Justiz. — Einkünfte. — Landesschuld. — Herrschende Religion. — Juden. — . . . . S. 5

Zwölftes Capitel.

Mecklenburg (Fortsetzung. —) Territorialbeschreibung. — Die Mecklenburger. — Die plattdeutsche Sprache. — Rostock. Verfassung und Verwaltung der Stadt. Die Universität daselbst. Celebritäten Rostocks. Reichsstädtische Ueberbleibsel. Sociale Beziehungen. Der Handel und die Bedeutsamkeit dieser Stadt in mercantilischer Hinsicht. Alter der Stadt. Merkwürdigkeiten. — 26

Dreizehntes Capitel.

Mecklenburg. — (Schluß.) Dobberan. — Wismar. — Schwerin. — Ludwigslust. — Wöbbelin. — Güstrow. — Malchin. — Sternberg. — Grabow. — Parchim. — Boitzenburg. — Dömitz. — Remplin. — Ratzeburg. — Neustrelitz. — Altstrelitz. — Neubrandenburg. — Mirow. — Hohenzieritz — Schlußbemerkungen 46

Vierzehntes Capitel.

Pommern. — Territorialbeschaffenheit. — Zustand der Bildung. — Güterverhältnisse. — Aufklärung auf dem platten

Lande und Beziehungen des preußischen Unterrichts zu den pommer'schen Schulen. — Provinzialstände. — Einwohnerzahl. — Feudalismus und Adel. — Christenthum in Pommern. — Pommersches Bier. — Vineta . . . . . S. 84

Funfzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung.) Bewohner. Slavische Elemente. — Deutsche Bevölkerung auf dem platten Lande. — Territorialbeschaffenheit von Pommern. — Usedom. Einwohner und örtliche Zustände. — Die Ruinen von Vineta und Beschiffung derselben. — Swinemünde. Die Plantage und ihre Entstehung. Seebad und neuer Hafen. — Wollin. Das alte Julin auf dieser Insel. — Wolgast und die Ruinen des alten Schlosses. — Greifswalde. — Stralsund. — Ueberfahrt nach Rügen 115

Sechzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung). — Die Insel Rügen. Altefähre. — Die Hünengräber bei dem Dorfe Ramkin. — Bergen und der Rugard. — Die Prora. — Die Stubnitz auf Jasmund und der Herthasee. — Stubbenkammen. — Quoltitz und das Hünengrab 147

Siebenzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung.) Rügen (Schluß.) Die Halbinsel Wittow. — Das große Hünengrab auf der Feldmark von Nobbin. — Arcona. — Svantevit. — Die Insel Hiddensoe. — Die Insel Ummanz. — Gingst. — Mönchgut. — Garz. — Putbus. — Berühmte Namen auf Rügen. — Schlußbemerkung 172

Achtzehntes Capitel.

Pommern (Schluß) Stettin. Inneres und Aeußeres. Umgebungen. Handel. Schiffahrt. Charakter der Stettiner. — Natur und Menschen nord- und ostwärts von Stettin. — Stargard. — Cöslin. — Colberg. — Lauenburg an der Leda das letzte deutsche Dorf. — Seitenblicke auf die russischen Ostseeprovinzen. — Das Reisen in Pommern. Plattdeutsch in Pommern und Schlußbemerkung 200

Neunzehntes Capitel.

Holstein. Ueber das Verhältniß dieses Herzogthums zu Dänemark. Deutscher Geist in Holstein. Schleswig diente lange Zeit zur Vermittelung dänischer Interessen mit Holstein. Veränderung seit 1830. — Der Canzleirath Lornsen. — Finanzverhältnisse Holsteins und Dänemarks. — Die materiellen Interessen Holsteins begünstigen die neue Richtung und die Ausbildung deutscher Sympathien in Holstein immer mehr. — Hoffnungen hinsichts der Zukunft. — Der jetzige Regent und der präsumtive Thronerbe. — Seitenblicke auf Dänemark . . . . S. 222

Zwanzigstes Capitel.

Holstein. (Fortsetzung. —) Territorialbeschaffenheit. — Bewohner. — Grund und Boden. — Mangel an Industrie. — Handel. — Adel. — Einwohnerzahl und ihre Vertheilung auf Städte und plattes Land. — Die verschiedenen Stämme, die der jetzigen Bevölkerung Holsteins zum Grunde liegen. — Die „Propsteier." — Die Dörfer Heickendorf und Barsbeck. — Naturerzeugnisse. — „Hippologische Blätter" und „Kieler Correspondenzblatt." — Provinzialstände und Oberappellationsgericht in Kiel. — Vergleich des holsteinschen Adels mit dem mecklenburgschen. — Verwaltung und Justiz. 244

Ein und zwanzigstes Capitel.

Holstein. (Schluß.) Wegeeinrichtungen und Chausseen. — Altona. — Kiel. — Die übrigen Städte Holsteins im Allgemeinen. — Preetz. — Eutin. — das Dorf Rüchel. — Segeberg und Oldesloh. — Glückstadt. — Bysum. — Itzehoe. — Bramstädt. — Die adeligen Fräuleinstifter zu Itzehoe und Uetersen. — Das Herzogthum Lauenburg. — Verfassung und adelige Zustände. — Die Städte Mölln und Ratzeburg. — 261

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Die freien Hansestädte. — Allgemeines. — Lübeck. — Lage. — Gebäude: die Marienkirche, der Dom, das Rathhaus. — Der Senat. — Die bürgerlichen Collegien. — Umgebungen. — Gesellschaftliche Zustände. — Handel. — Travemünde . 293

Drei und zwanzigstes Capitel.

Bremen. — Charakter der Stadt und der Masse. — Die Bremer im Einzelnen. — Aeußeres der Stadt und Umgebungen. — Handel. — Verfassung. — Der Senat. — Justiz. — Die Aellermänner. — Gesellschaftliche und geistige Verhältnisse. — Adel und Juden in Bremen. — Aeußere Veränderungen der Stadt. — Umfang der Stadt und des Gebiets. — Einwohnerzahl. — Kirchliche Verhältnisse. — Vegesack. — Bremerhafen . . . . S. 328

Vier und zwanzigstes Capitel.

Hamburg. — Allgemeines. — Lage und Einrichtung für den Handel. — Anblick Hamburgs von Harburg und Schiffbeck. — Verfassung. Der Senat. Die bürgerlichen Collegien. Der Bürgerconvent. — Die Justiz. Niedergericht. Handelsgericht. Obergericht. OAGericht. — Résumé der Verfassung. — Einige Bemerkungen über die Stellung der Presse. — Kirche. — Schulwesen. 369

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Hamburg (Fortsetzung). — Inneres der Stadt. — Das allgemeine Krankenhaus. — Der Jungfernstieg. — Der Wall. — Der Hamburgerberg. — Die Thorsperre. — Juden und Adel in Hamburg — Die Geldaristokratie und die Gelehrten. — Ueber die Handelsverhältnisse. — Die „Commerz- und Maklerdeputation". — Die Bank. — Die Bankrotte. — Die Börse. — Die Börsenhalle. — 392

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Hamburg (Schluß). Einwohnerzahl. — Das Gebiet. Ritzebüttel und Cuxhafen. Das Amt Bergedorf und die Vierlande. Wandsbeck. Die Elbufer. Die Alster. Eppendorf. Harvestehude. Winterhude. Blankenese. — Die Vierländerinnen im Vergleich mit den Hamburgerinnen. — Literatur und gesellschaftliche Bildung. Der gemeine Hamburger. Der Kaufmann. — Die hamburger Bühne. Schmidt. Töpfer. Lebrun. — Die Michaeliskirche. — Militair und Nachtwächter. — Die Polizei. 413

Eilftes Capitel.

Mecklenburg. — Uebergang pommer'scher Weise zu mecklenburg'scher. — Abstammung und Alter des fürstlichen Hauses. — Frühere Bewohner Mecklenburgs. — Das Dorf Mecklinborg und die Herren von Mecklenburg. — Adel, Advocaten und Leibeigenschaft. — Aufhebung der letzteren und jetzige Zustände. — Landstände. — Regierung. — Justiz. — Einkünfte. — Landesschuld. — Herrschende Religion. — Juden. —

Man muß Deutschland in der Richtung von Norden nach dem Süden besprechen. Wenn ich aber hier nicht mit Rügen beginne, mit der äußersten nördlichen Spitze, mit dem bunten, fabelhaften Eiland aus Felsen, Eichen- und Buchwäldern, aus Sagen und Hünengräbern, aus einer Mischung von christlicher Religion und patriarchalischen Elementen heidnischer Vorzeit, mit Rügen, das von Poesie duftet und das selbst von der dicken prosaischen Atmosphäre, die auf Pommern lagert, nicht um jenen fabelhaften Farbenton gebracht werden konnte, der Auge und Herz des Reisenden besticht, wenn er aus jenem Küstenlande kömmt, wo Kartoffeln und Brannt-

wein und pommersche Gänsebrüste die Quintessenz des Lebens bilden und wo die ganze Natur an einer Gänsebrust groß gesäugt zu sein scheint — ich sage, wenn ich nicht mit Rügen beginne, so liegt das nur daran, daß Rügen im Verhältniß zu Pommern nicht moutarde, aber doch potage après le diner ist. Man beginnt nämlich in dem ehemaligen schwedischen Pommern noch das Diner mit dem Nachtisch, d. h. man trinkt Branntwein, ißt Käse und dergleichen, was bei der scharfen Seeluft sehr zuträglich sein mag, und das Beste kömmt am Ende. So mag ich auch nicht mit der Romantik Rügens beginnen und mit den dunklen, heiligen Hainen, um später in die sandigen Flächen des ehrlichen Pommerns hinabzusteigen, das vielleicht einst mit Rügen zusammenhing, dem aber Gott im Zorn dieses Stück Dichtung entriß und es zum deutschen Island erhob.

Ich beginne mit Mecklenburg. Mecklenburg ist nicht so traurig, daß man durch dieses Ländchen zum Widerwillen gegen Deutschland bewogen werden könnte, und nicht so lustig und anziehend, daß man nicht von hier aus nach allen Seiten hin übersetzen möchte. Zudem ist Mecklenburg der Uebergang von pommerscher Sitte zur Civilisation; wenn sich in Pommern der Adel mit den Bauern beschäftigt und die Freifräuleins mit den Gänsen, wenn Kotzebues „Landjunker zum Erstenmale in der Residenz" hier noch immer als ein würdiger

Repräsentant von Kopf und Herz eines pommerschen Edelmanns betrachtet werden kann, so beschäftigt sich der mecklenburgische Adel vorzugsweise mit Pferden, mit Veredelung der Pferde, mit Bildung der Pferde. Auch beweisen die vielen Advocaten in Mecklenburg zur Genüge, daß hier die Vermittelung mit der Civilisation statt findet, denn durch was anders ist je die deutsche rohe Gegenwart mit der Zukunft vermittelt worden, als durch die Entscheidung „was Rechtens." Ich spreche hier gar nicht von dem Landfrieden Maximilians und der Einführung des römischen Rechts in Deutschland — wodurch gewissermaßen die erste Periode unserer unverständlichen Civilisation bezeichnet wurde — ich spreche hier nur von allen späteren Ereignissen, in denen der Grundsatz: fiat justitia et pereat mundus den Ausschlag gab, diese Grundlage aller deutschen Civilisation, welche letztere stets mit dem juristischen Rechte zufrieden war. Da nun in Mecklenburg auf jede Quadratmeile wenigstens ein Dutzend Advocaten bei einer Bevölkerung von 513,000 E. zu zählen ist, so kann man leicht einsehen, daß hier alles Mögliche gethan ist, um die rohe Gewalt abzuweisen. Doch könnte es immer nicht schaden, man veredelte in Mecklenburg die Advocatenzucht, gleich der Viehzucht, weil viele dieser Herren in der That in der Rennbahn des Rechts durchaus keinen Vergleich aushalten können mit dem Wettrennen in

Güstrow, wo die mecklenburgischen Pferde von Jahre zu Jahre neue Vorzüge entfalten, während der Gang Rechtens bei den Justizcanzeleien in Güstrow, Schwerin, Rostock und Neustrelitz noch immer so ziemlich derselbe ist, d. h. „kömmst du heute nicht, so kömmst du morgen."

Die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, der beiden regierenden Branchen, sind die einzigen deutschen Fürsten slavischer Abstammung und das mecklenburgische Fürstenhaus ist — wie bei der Vermählung der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin mit dem französischen Thronfolger weitläufig erwiesen wurde — das älteste in Europa, eine Behauptung, für welche Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz einen unumstößlichen Beweis lieferte; denn er hielt bis zu seinem letzten Athemzuge an die ältesten Grundsätze in Betreff des fürstlichen Blutes, obschon er im Uebrigen so fein und gewandt raisonnirte, daß man ihn für in der jüngsten Schule des Berliner politischen Wochenblatts gebildet halten konnte. Herzog Karl ruhet nun in der Strelitz'schen Familiengruft zu Mirow; und die Mecklenburger glaubten ihren Fürsten und Advocaten von jeher. Somit wird man sich auch nirgends weniger nach einer gegentheiligen Ansicht umgesehen haben, als in Mecklenburg.

Vor der Völkerwanderung bewohnten die Küsten der Ostsee im heutigen Mecklenburg Heruler und Vanda-

len, weshalb sich zu meiner Zeit in Göttingen alle adeligen Mecklenburger auch Vandalen nannten und wie Vandalen benahmen. Diese, ich meine die alten Vandalen, zogen von Osten nach Süden und an ihre Stelle traten slavische Stämme, unter denen die Obotriten und Wilzen um die Oberherrschaft in Mecklenburg stritten. Jene siegten und obotritische Fürsten regierten in Mecklenburg. Einer derselben, Pribislaus, wurde im Jahre 1170 zum deutschen Reichsfürsten erklärt. Er ist der Stammvater des jetzigen Fürstenhauses und residirte noch in dem alten fabelhaften Mecklinborg, einst Hauptort der Obotriten, jetzt ein Dorf zwischen Wismar und Brüel, das dem ganzen Lande den Namen gab. Hört man aber jetzt von Herren von Mecklenburg in Mecklenburg, so sind es Söhne des letztverstorbenen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Wie das Dorf Mecklinborg dem Großherzogthum den Namen gab, so mußte das Großherzogthum jener außerehelichen Descendenz Gevatter stehen.

Die mecklenburgischen Fürsten theilten sich in der Folge in Land und Leute, so daß nach dem Tode Heinrich Burewins II. die vier Linien von Mecklenburg, Güstrow, Rostock und Parchim entstanden, deren letztere beide bald erloschen und von anderen ersetzt wurden, bis endlich im Jahre 1701 die zwei noch blühenden Linien von Schwerin und Strelitz über Mecklenburg herrschten.

Mecklenburg=Schwerin besitzt den größten Antheil des Landes, es hat auf 228 Q. M. 442,000 E. Mecklenburg=Strelitz dagegen hat nur 36 Q. M. mit 79,800 E.

Wer wird nicht zugeben müssen, daß Mecklenburg bevölkerter sein könnte, aber der Großherzog von Mecklenburg=Schwerin besitzt an Domainen 95 Q. M., mit 990 Ortschaften; die Ritterschaft, welche aus 516 Gutseigenthümern besteht, besitzt 102 Q. M. mit 1269 Ortschaften, unter welchen nur 180 Allodial= und 795 Lehngüter; drei Jungfrauenklöster besitzen 6¾ Q. M. mit 61 Ortschaften; die Städte und ihre Besitzungen nehmen 24 Q. M. ein. In Mecklenburg=Strelitz ist das Verhältniß nicht anders. Was bleibt nun den Bauern übrig, nachdem 1820 die Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit aufgehoben worden ist? In der That nicht viel mehr, als der Leib, der freie Leib, der aber essen und trinken will. Man hätte allerdings dafür sorgen sollen, daß, als die Bauern aus glebae adscriptis freie Leute wurden, ihnen doch wenigstens eine Scholle zugeschrieben worden wäre. Eine andere Freiheit sieht wie die Freiheit jenes Gefangenen aus, der, aus dem Gefängnisse entlassen, nichts zu leben hatte, und den Wärter bat, ihn wieder einzulassen in die Zelle, wo es ihm heimisch und bequem sei und wo er, wenn auch Prügel, doch Brod und Wasser erhalte, sie zu ertragen. Freilich dürfen in Mecklenburg auch Bürgerliche und Ausländer

Rittergüter erwerben, aber der Masse ist damit nicht geholfen, sondern zunächst nur den Advocaten, die, wenn über ein Gut Concurs entsteht, die Gläubiger abfinden und sich Alles cediren lassen.

Seltsam aber ist es, daß in einigen Staaten des nördlichen Deutschlands, wo doch seit der Reformation der Fortschritt und die Cultur nach allen Seiten hin ausschritten, ein Stillstand der Civilisation bemerkbar ist, wie er kaum in anderen Staaten angetroffen wird, die fortwährend unter dem Einfluß der Hierarchie blieben. Wenn wir in Mecklenburg irgend eine Bewegung in moderner Richtung wahrnahmen, so waren es einige verworrene Versuche in dem emeutenreichen Jahre 1830, die auch dem Großherzogthum einen Impuls geben sollten, ja man schloß sich sogar den Ehrenbecher-Tendenzen an. Aber außer diesem Strohfeuer der Begeisterung, das die Justizcanzelei in Güstrow zeitig genug löschte, hat man in Mecklenburg keinerlei Fortschritt bemerkt. Woran liegt das? Hauptsächlich wohl daran, daß die Reformation keine Angelegenheit der Humanität war; dann aber wird man auch nicht bestreiten können, daß der mecklenburgische Adel der Klotz am Beine mecklenburgischer Cultur und Civilisation ist. Denn Grabschriften, wie folgende:

„Wick, Düvel! Wick wiet van my,
ik scher mir nieg een Hoor um di,

ik bin een Meklenburger Edelmann
Wat giet di Düvel myn Supen an?
ik sup mit myn Heer Jesu Christ
wenn du Düvel ewig dörsten müst,
un drink mit ihm soet Kohle Schal
wenn du sitzst in de Höllenqual,
drum rat ik, wick, loop, renn un go
eft by den Düvel ik to schloh!"

welche in der Doberaner Kirche das Grab eines tüchtigen Edelmanns schmückt, sind höchstens Antiquität geworden, aber im Leben verfährt man noch ganz und gar in diesem Style, und man kann sich nur wundern, daß bei solchen obotritischen Grundsätzen, wonach der christliche Himmel ungefähr wie ein Walhalla betrachtet wird, wo der beste Säufer der größte Held ist, noch so viel Politur über den mecklenburgischen Adel gekommen ist. Derselbe weiß sich nämlich in Gesellschaften wirklich so zu benehmen, als hätte er Geist und nicht bloß Güter, ein savoir faire, welches ich mir nur dadurch erkläre, daß fast alle Adelige Mecklenburgs einige Jahre Studirens halber auf deutschen Universitäten zubringen, und jetzt vorzugsweise in Berlin, wo man auch Formen erlernen kann. Uebrigens will ich durchaus nicht behaupten, daß der mecklenburgische Adel vorzugsweise dem Trunk ergeben ist, der gewissermaßen die Quintessenz jener Grabschrift bildet, nein! er ist mit der Zeit fortgeschritten, er bekümmert sich heut zu Tage um die Dinge, die einem Edelmanne im neunzehnten Jahrhun-

dert wohl anstehen, um Pferde, Hunde, Jagd und gesellschaftliches Leben ohne tiefere Beziehungen, aber er wird noch alle Anlagen haben „mit seinem Herrn Jesus Christus zu saufen,“ wenigstens wird er hier immer besser an seinem Platze sein, als sonst irgendwo, wo die Cultur und Civilisation ein Wort mitzureden haben. Und der Adel ist die Basis des Großherzogthums, die Ritterschaft ist das Lebensprincip des Staats. Freilich ist diese Ritterschaft nicht ausschließlich vom Adel, aber ich habe schon bemerkt, daß die Mecklenburger Advocaten, Parvenus, die oft nicht einen Platz hatten, auf welchen sie ihr Haupt niederlegen konnten, bevor nicht dieser, oder jener Concurs ausbrach, nicht einmal so ehrlich sind, wie die adelige Ritterschaft, die doch nur auf der Bärenhaut alter Gewohnheit ruht.

In der That aber könnte man Mecklenburg, weil Adel und Advocaten hier gewissermaßen die bewegende Kraft bilden, jener vermöge alten Herkommens, diese vermöge des neuen der Rabulisterei — die in Mecklenburg durch Gesetze und Gerichtsbrauch und durch den Ueberfluß von Leuten, die in der Vertheidigung des Rechts nur einen Broderwerb erblicken, einen eben so ausgedehnten Wirkungskreis wie in Ungarn fand — ich sage, man könnte Mecklenburg aus diesen Gründen in der That das deutsche Ungarn heißen; denn wenn auch die Leibeigenschaft aufgehoben worden ist, so hat man

doch nichts gethan, die Seelen zu emancipiren, weder die Seelen der Bauern, deren Schulstuben noch immer den Pferdeställen nachstehen, noch die Seelen der Anderen, die nicht im Verhältniß der Leibeigenschaft standen, sondern nur in dem des Herkommens, wonach sie thaten, was ihre Vorfahren gethan, d. h. von dem Mangel ihrer Nebenmenschen schwelgten. Eben dieser Schlendrian des Materialismus, der sich auch auf die untersten Klassen der Bevölkerung des platten Landes erstreckte, rief jene Verwirrung hervor, in die sich die Advocaten einmischten, nicht um die Ordnung wiederherzustellen, sondern um aus dem Schiffbruch eine Zukunft zu fischen. Wer kein Vermögen besaß, um Güter zu erkaufen, der studirte die Rechte, um sie sich zu erstreiten. Solcherweise ist ein angesehener mecklenburgischer Edelmann, ein Graf, ein Mann, der vielleicht ein Viertel von dem Adel des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin mit dem Gewichte seines Goldes aufwog, in Concurs gerathen. Er hatte allerdings verschwendet, aber der Untergang des Vermögens hätte abgewendet werden können, wenn man eine Hölzung gefällt haben würde. Man that es nicht, sondern überließ ihn Advocaten in Rostock und Güstrow, die sich noch bis auf den heutigen Tag auf offener Straße rühmen, daß sie einen großen Theil ihres Vermögens dem Concurse des Grafen H. verdanken. Wie verfuhr man denn bei die-

ser Angelegenheit? werden mich die ungläubigen Leser fragen. Durchaus im Wege Rechtens, man hatte keine Forderung an die Masse, aber man kaufte einige, die sicher genug waren, um einen verhältnißmäßigen Preis daran zu wagen. Als man nun solcherweise Gläubiger des Grafen H. geworden war, schloß man einen Abfindungs-Vergleich mit den andern Gläubigern und ließ sich von diesen, unter Bestätigung des Gerichts, die ganze Masse cediren.

Hätte der mecklenburgische Adel sich etwas mehr nach dem umgesehen, quid juris? so könnten freilich solche Fälle nicht eintreten. Noch weniger könnten sie eintreten, wenn man auch neben der Cultur der Güter die Cultur des Jahrhunderts einigermaßen verstände; aber man wird nicht behaupten können, daß der Edelmann in Mecklenburg nicht den Stammbaum über alle Bäume schätze. Der ist freilich unfruchtbar, wenigstens trägt er nur zehrende Früchte. Haben wir nicht in ganz Deutschland fast Namen mecklenburgischer Edelleute an Höfen? Wie kamen sie dahin? Als sie ihre Güter, trotz Thaers rationeller Landwirthschaft, verwirthschaftet hatten, weil eben die rationelle Bewirthschaftung nicht so viel einbrachte, als die irrationelle verbrachte, konnten sie dem Adel in Mecklenburg kein Relief mehr geben und zogen nunmehr in die Welt, um einen neuen Platz für den alten Stammbaum zu finden.

mecklenburgischer Adel ist, wie Israel über die Welt, über ganz Deutschland verbreitet; wo ein „Herr von" seinen Stammnamen mit „ow" schließt, da ist auch ein oweh! obotritischer Noblesse zu vermuthen, die hier eine Asyl fand.

Und Mecklenburg gehört zu den fruchtbarsten norddeutschen Staaten, es braucht nicht die Parallele mit Holstein und den Marschgegenden Oldenburgs und Ostfrieslands zu scheuen. Wäre es nur unfruchtbarer an jenen Elementen, die ich eben geschildert habe, es könnte auch bevölkerter sein, trotz der 115 Landseen, die den Boden beschränken und die Ausdehnung, denn diese Landseen würden durch Kanäle aus einem Hinderniß zu einem Fortschritt umgestaltet werden können. Aber der Adel und überhaupt die Ritterschaft hat an ihren Gütern genug, wie die Advocaten an den Processen über diese Güter. Was sollen sich beide um Grund und Boden bekümmern, der ihnen nicht gehört. Und die freigelassenen Bauern empfinden noch alle Nachwehen der Hörigkeit zu sehr, als daß sie an eine Verbesserung ihrer Lage denken sollten. Früher gab ihnen der Gutsherr Alles, zu leben sowohl, wie Prügel, jetzt sind sie freilich der letzteren überhoben, aber leben müssen sie durch sich selbst, und das verursacht ihnen am Ende mehr Mühe, als die alte Zeit. So schrecklich demoralisirt die Sclaverei, sie demoralisirt die Natur, sie macht die Menschen in dem

Grade unnatürlich, daß sie das thierische Verhältniß dem menschlichen vorziehen, denn man füttert sie dort, während sie hier sich selbst ernähren müssen. Wenn solche Menschen emancipirt werden, so bedarf es Jahrhunderte, um sie zur Selbstständigkeit zu erheben, und die Leibeigenschaft und Gutsunterthänigkeit wurde 1820 in Mecklenburg nur „unbeschadet anderweitigen wechselseitigen Uebereinkommens" aufgehoben, also nicht absolut. Wie die Dinge nun stehen, kann nämlich jeder Bauer, Kossate und Tagelöhner nach vorhergegangener halbjähriger Kündigung, die natürlich auch dem Gutsherrn zusteht, den Dienst verlassen; aber doch nur, um in einen anderen wieder einzutreten. So scheint mir eigentlich nur die Form der Leibeigenschaft abgeschafft zu sein, das Wesen wird so lange fortdauern, bis die Emancipirten ohne eine Gutsherrschaft werden zu leben haben. Dabei genießt nun noch der Gutsherr den Vortheil, daß er ihm nicht convenirende Arbeiter leicht entfernen kann, ohne daß er zu befürchten braucht, keine für die Entlassenen wieder zu erhalten; denn derer, die leben wollen, werden immer genug sein. Kurz und gut, diese Humanitätsäußerung ist mehr auf die Bequemlichkeit der Gutsherren eingerichtet, als auf eine Verbesserung der früheren Leibeigenen, obschon man zugeben muß, daß die Aufhebung jenes Instituts kaum in anderer Weise herbeigeführt werden konnte. Keinem Zweifel

aber unterliegt es, daß die Gutsherren zunächst und augenblicklich dem Uebelstand am besten abhelfen können, wenn sie menschlich mit ihren Untergebenen umgehen und auf die Veredlung der Menschen eben so sehr Bedacht nehmen, wie auf die der Pferde, die von Jahr zu Jahr an europäischem Ansehen gewinnen. Es wird nicht genügen, nichtsnutzige und faule Arbeiter aus dem Dienst zu entfernen, nein, man wird auch auf Mittel sinnen müssen, dem Uebel vorzubeugen. Das ist Pflicht der Gutsherren, heilige Pflicht, weil man an und für sich an Leibeigene keinen moralischen Maßstab legen kann und weil es grausam sein würde, Leute, die früher, trotz Faulheit und Nichtsnutzigkeit, an das Gut fixirt waren, binnen kurzer Frist davon entfernen zu können, wenn man ihnen auf der anderen Seite durchaus keine höhere und menschlichere Perspective eröffnet, als die ursprüngliche des Tagelohns und des Schweißes. Man kann in dieser Hinsicht gewiß den Gutsbesitzern die großherzoglichen Domainen als Beispiel empfehlen. So ist auch hier bereits die bisherige Gemeinschaft der Feldmarken aufgehoben worden, die Bauerhöfe werden durch Separation regulirt, und von dem Ueberschusse an Ackerland, das bisher nur als Weide benutzt wurde, bilden sich immer mehr kleine Grundbesitzer, an denen es bisher zum Nachtheil des inneren Verkehrs fast ganz fehlte.

Wenn die Regierung nun solcherweise bereits die Bahn lichtet, so würde diese Richtung freilich noch mehr durch Begünstigung des Fabrikwesens und der Industrie gefördert werden können. Das sind die Hebel einer neuen Zukunft für Mecklenburg und zugleich die Anziehung für das Ausland. Mecklenburg könnte leicht eine Million Einwohner zählen, hätte man sie früher angewendet. Bis jetzt hat Mecklenburg-Strelitz, das wenige Fabriken zählt, hierin noch den Vorzug vor Mecklenburg-Schwerin. Tuch- und Wollmanufacturen mögen in Mecklenburg leicht an dreihundert vorhanden sein, auch die Leinweberei ist beträchtlich; außerdem gibt es Glashütten, Ziegelhütten, Kattun- und Tabaksfabriken, Ledergerbereien, Papiermühlen, aber die Branntweinbrennereien bilden leider noch immer den Zenith mecklenburgischer Industrie. Nun kann man sich den Nadir mecklenburgischer Civilisation noch deutlicher veranschaulichen. Adel, Advocaten, Leibeigenschaft — die nur aufgehoben, aber noch nicht vertilgt ist — und Branntweinbrennereien compensiren die Universität und die neun gelehrten Schulen zu Schwerin, Rostock, Güstrow, Parchim, Wismar, Neustrelitz, Neubrandenburg, Friedland und Ratzeburg nicht nur, ja sie tragen auch noch einen ansehnlichen Posten in das Debet der Uncultur.

Die Landstände beider Großherzogthümer bilden ganz

in der Weise der alten ständischen Verfassungen einen Körper, eine Eigenschaft, die leider den modernen Ständen abgeht. Haben jene freilich keine Seele, so entläßt man diese meistens, wenn sie allzuviel Seele an den Tag legen, oder man bestreitet ihnen auch das Recht der Seelenäußerung, weil sie eben keinen Körper hätten, man betrachtete sie wie Gespenster, die nur vorspuken können; aber die Aufklärung unserer Tage setzt sich über solchen Vorspuk hinweg und geht doch ihren Weg. Jene Vereinigung der mecklenburgischen Stände heißt man die alte Landesunion und theilt sie in Ritterschaft und Landschaft. Zu der Ritterschaft gehören die landtagsfähigen Besitzer der mecklenburgischen Güter, mit Ausschluß der Domainen. Die Landschaft bilden die Deputirten der drei und vierzig außer Rostock zu den Landtagen berufenen Städte. Ritter- und Landschaft vertreten zugleich die seit der Reformation eingegangenen Pröpste und Prälaten von den drei noch übrigen Landesklöstern zu Dobbertin, Malchow und Ribnitz, die zum Unterhalte stiftsfähiger adeliger Fräuleins und nebenbei auch einiger bürgerlicher bestimmt sind *). Die Zahl aller auf dem Landtage — der abwechselnd

*) Weshalb läßt man hier nicht gleiche Rechte eintreten, da jene Klöster der Ritter- und Landschaft des gesammten Landes gehören, zumal da ja auch die Rittergüter bürgerlichen Erwerbern offen stehen.

zu Sternberg und Malchin abgehalten wird — zu erscheinen Berechtigten, beläuft sich auf 6—700. Eine hinlängliche Quantität läge demnach dem mecklenburgischen Landtage zum Grunde, aber man wird schon einsehen, daß die Mannigfaltigkeit der ständischen Elemente nicht weit her ist und Alle an einem Strange ziehen werden; in Betreff der Qualität des Landtags darf man nur die Steuerbewilligung als das nachdrücklichste Recht desselben bezeichnen, im Uebrigen können nur Einwendungen gemacht, Beschwerden vorgelegt werden; verhindern können die Stände nichts. Ueberdieß hat Neu-Strelitz nicht das Recht, die Landtage zu beschicken und überhaupt keine selbstständige ständische Verfassung.

Die Häuser Schwerin und Strelitz regieren in ihren besonderen Landestheilen zwar unabhängig von einander durch Landescollegien, erhalten aber gemeinschaftliche Beziehungen durch die Landesstände, das Steuerwesen und das Oberappellationsgericht zu Parchim, welches seit 1818 die höchste Instanz für beide mecklenburgische Länder ist. Dasselbe besteht aus einem Präsidenten, einem Vice-Präsidenten und fünf Räthen, die von den beiden Großherzögen, der Ritterschaft und Landschaft in bestimmter Weise ernannt werden. Außerdem wird die Rechtspflege durch Justizcanzeleien zu Schwerin, Rostock, Güstrow und Neustrelitz, durch Stadtge-

richte und Aemter und leider auch noch durch — Patrimonialgerichte vertreten, die man gleichfalls als eine Ursache der übermäßigen Handwerks-Jurisprudenz betrachten kann.

Das höchste Landes-Collegium in beiden Großherzogthümern ist das Ministerium. In Mecklenburg-Schwerin heißt man es geheimes Ministerium, und es besteht aus zwei Ministern, deren erster zugleich Präsident des geheimen Raths ist. Die Regierung daselbst ist aus dem erwähnten Präsidenten, einem geheimen Rath, drei Regierungsräthen, einem Assessor und einem Regierungs-Fiscal zusammengesetzt. Außer diesen geheimen Instituten kann übrigens jeder, dem daran gelegen ist, den geraden Weg zu dem Landesfürsten einschlagen, eine Einrichtung, die freilich schon früher bestand, die aber in neuester Zeit nach dem Regierungsantritt des jetzigen Großherzogs, ausdrücklich bestätigt und den Unterthanen bemerkbar gemacht wurde. Unter dem Kammercollegium des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin stehen die Domainenbeamten von zwei und vierzig Aemtern — die aber neuerdings zu ein und dreißig zusammengezogen worden sind. In Strelitz ist das Ministerium wenigstens dem Namen nach nicht geheim, aber die Canzelei und das Archiv, die demselben untergeordnet sind, werden ausdrücklich geheime Canzelei und geheimes Archiv benannt. Die

Landesregierung zu Neu-Strelitz hat, im Gegensatz zu dem Ministerium, das sich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu beschäftigen hat, die innere Landesverwaltung unter sich. Für das Fürstenthum Ratzeburg ist die Landvogtei zu Schönberg Ober-Behörde, und zwar Justiz-Polizei- und Verwaltungs-Behörde.

Ueber die Einkünfte der beiden Großherzogthümer fehlt es natürlich an bestimmten Nachrichten. Hier kann man höchstens nur jene außerordentlichen Beiträge berechnen, welche die Stände alljährlich bewilligen, die ordentlichen werden ohne Controle des Landes den Domainen, Regalien, Posten, Zöllen und der Contribution und Accise entnommen. Zur Bezahlung der auf sieben Millionen geschätzten Staatsschuld existirt bereits seit 1809 eine Schuldentilgungscommission, der nicht ganz die Zinsen der erwähnten Staatsschuld aus Domainalämtern und gewissen indirecten und außerordentlichen Steuern angewiesen sind und deren Lösung der Hauptfrage also noch dahin steht.

Die herrschende Religion, wie man zu sagen pflegt, in beiden Großherzogthümern ist die lutherische; allein die Religion herrscht nirgends weniger, als in Mecklenburg, wo man in dieser Hinsicht gewiß am tolerantesten ist. Ich will damit durchaus nicht behaupten, die Mecklenburger seien irreligiös, aber man wird mir Recht

geben, daß die oben erwähnte Grabschrift eines mecklenburgischen Edelmanns unter keinerlei Einfluß eines Dogmas verfaßt worden ist, und in diesem ehrlichen treuen Sinn lebt und stirbt man noch heut zu Tage. Selbst Herzogs Magnus Gebeine modern unter der Inschrift:

Auf dieser Welt hab' ich meine Lüst
Allein mit kalter Schaale büßt,
Hilf Herr mir in den Freudensaal
Und gib mir die ewige kalte Schaal.

Ist das katholisch, lutherisch, oder reformirt? Und der letztverstorbene Großherzog, dem die Mecklenburger mit einer Hingebung anhingen, die schwerlich irgendwo in der neueren Geschichte ein Pendant finden wird, war nicht zufriedener und heiterer, als am grünen Tische zu Doberan, wo er unter allen christlichen Confessionen den ersten Platz behauptete und den ganzen mecklenburgischen Adel durch seine Bonhommie und Herablassung beschämte. Eben seine menschliche Toleranz hat ihn den Mecklenburgern unvergeßlich gemacht. Thaten verlangen sie nicht von ihren Fürsten, sie sind schon damit zufrieden, wenn die Fürsten ohne Unthaten sind und freundliche Augen und ein freundliches Herz haben. Das ist in der That die ächte Religion in Mecklenburg.

Im Jahre 1813, im ersten Freiheitstaumel, erhielten die Juden in Mecklenburg-Schwerin mit den Christen gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten; aber im

Jahre 1817 decretirte die Regierung, die Entschließung vom Februar 1813 solle bis zur Entscheidung des Bundestags über die allgemeine und gleichförmige Gesetzgebung hinsichts der Juden suspendirt bleiben, kein fremder Jude solle bis dahin privilegirt und den einheimischen sollen nur nach der vom Großherzog zu ermessenden Nothdurft Handelsprivilegien ertheilt werden. Wenn aber bereits 1812 verordnet wurde, Kinder aus den von Christen und Juden geschlossenen Ehen sollten in der christlichen Religion erzogen werden, so existiren demnach auch in Mecklenburg gemischte Ehen zwischen christlichen und entgegengesetzten Confessionen. Daraus könnte man wiederholt die Toleranz in Religionssachen ersehen.

Zwölftes Capitel.

Mecklenburg (Fortsetzung. —) Territorialbeschreibung. — Die Mecklenburger. — Die plattdeutsche Sprache. — Rostock. Verfassung und Verwaltung der Stadt. Die Universität daselbst. Celebritäten Rostocks. Reichsstädtische Ueberbleibsel. Sociale Beziehungen. Der Handel und die Bedeutsamkeit dieser Stadt in mercantilischer Hinsicht. Alter der Stadt. Merkwürdigkeiten. —

Mecklenburg bietet, man mag aus der Mark, Pommern, oder dem nördlichen Theile von Hannover dorthin kommen, stets eine erfreuliche Abwechselung. An und für sich würde freilich die Schönheit der mecklenburgischen Natur nicht in Betracht kommen können, aber wenn man Haiden, wie die Lüneburger, und Sand und Staub, wie er zum Charakter der Mark gehört, hinter sich hat, dann mögen die fetten und frischgrünen Wiesen Mecklenburgs, die Gehölze, die Seen, die Hügel mit dem Fernblick in die kurzathmige Ostsee, deren Wellenschlag der majestätischen Erhabenheit des übrigen Oceans ermangelt, aber desto kräftiger und erquicklicher

den Körper berührt, die üppigen Saaten, dann mögen alle diese Eigenschaften — Oasen in der norddeutschen Natur-Monotonie — von Bedeutung erscheinen. Selbst die weiten Dünen der Ostsee, die öden, nur von Möven und Sturm belebten, erhalten durch den einfachen grünen Hintergrund, der das Ende jenes Bereichs bezeichnet, auf welchem der Mensch festen Fuß fassen kann, eine erhabene Färbung. Das Meer an diesen Dünen erscheint wie ein Siegel des Lebens unter einer alten vertrockneten Urkunde, von Gott selbst aufgeprägt, ein Zeichen, daß seine Herrlichkeit nie ein Ende nehme, sondern nur eine Pause mache, um in desto größerer Majestät hervorzutreten. Ich möchte behaupten, daß die Weite des Meeres stets die kleine und begrenzte Abwechselung der Erde hinter sich läßt. Stellt eine ewige Jungfrau an die flachen Ufer der Ostsee, wie bald wird sie in die grauen Nebel der Ferne verschwimmen. Somit hat das feste Land da den besten Theil erwählt, wo es sich nicht in Vorgebürgen und anstrebenden Felsen mit dem Meere messen will. Beide Gegensätze verhalten sich nur wie das irdische Leben zu der Ewigkeit. Allmählig soll jenes in diese verfließen, wie die gelben Dünen der Ostsee in die Fluthen, die in stetem Verkehr mit ihnen stehen, die heute zu ihren Füßen spielen und morgen über ihre Häupter einherbrechen.

Mecklenburg bildet übrigens eine ununterbrochene

Ebene, mit sanfter Abdachung nach der Ostsee und Elbe. Daher die vielen Seen: die Gewässer haben keinen hinlänglichen Abfluß und es entstehen Wasserstockungen. Durch Mecklenburg und Holstein zieht sich jener Höhenzug, der das Ostseegebiet von dem der Nordsee trennt. Die höchsten Hügel, die hier Berge genannt werden, liegen zerstreut in Nebenzweigen: Ruhnberg unweit Perleberg, die hohe Burg unweit Lützow, der Berg bei Diederichshagen, der Berg bei Pohnsdorf. Hart an der Ostsee liegt der heilige Damm, jenes breitgeschliffene Schwert aus losen, glatten Steinen, welches Gott selbst zwischen Erde und Meer legte, ein Zeichen, daß hier nur eine Vermählung durch Procura statt finden solle. Gott hat überhaupt mehr für Mecklenburg gethan, als die Menschen, die die Seen, welche den Boden zerreißen, ohne daß sie bedeutenden Nutzen gewähren, längst durch Canäle hätten trocken legen können, die auch längst für bessere Landstraßen und bessere Posteinrichtungen nach allen Seiten hin hätten Sorge tragen können. Aber auf den Landtagen werden nur die Städte und Güter vertreten, nicht eigentlich Mecklenburg.

Die Mecklenburger sind ein kräftiger Menschenschlag, aber sie verhalten sich demohngeachtet ungefähr zu den Holsteinern, wie ihre Pferde zu den holsteinischen. Die Holsteiner sind gedrungener, aber kräftiger, als die Mecklenburger, sie sind unter dem Wellenschlag der Ost- und Nordsee

aufgewachsen, und rauh und fest, wie die Fluthen beider Meere, ragen sie in das Leben hinein. Die Mecklenburger bilden den Uebergang von der Mark zur Ostsee, von dem trocknen, sandigen, vornehmen Menschenschlag Brandenburgs zu dem feuchten, ehrlichen, treuherzigen Pommerns. Man wird selbst in dem Mecklenburger Dialekt eine Vermischung des Weichen, Milden mit dem scharfen Charakter, der den preußischen Jargon auszeichnet, finden, eine Behauptung, die zumeist von Mecklenburg-Strelitz gilt.

Uebrigens ist der Mecklenburger sehr einförmig und phlegmatisch, eine natürliche Folge der Leibeigenschaft. Wer hat je von einer mecklenburgischen Begeisterung gehört, kam der Impuls dazu nicht von oben! In dem Volke konnte sich kein Leben zeigen. Treue, Ausdauer, Hingebung an den angestammten Fürsten, alle diese Eigenschaften wurden durch das Verhältniß der Leibeigenschaft nicht beeinträchtigt, sie wurden gleichsam dem Mecklenburger Gewohnheit, da er nicht unmittelbaren Druck erlitt und die Persönlichkeit der regierenden Fürsten stets liebenswürdig war. Somit werden auch die Mecklenburger in der Zeit der blinden That stets einen ersten Platz behaupten. Auf Universitäten schlägt sich Niemand ruhiger und tapferer, als ein künftiger mecklenburgischer Advocat und Rittergutsbesitzer. Sie haben die größten Hunde, die besten Pferde und bleiben

die besten Menschen, bis sie in das Gedränge der Lebensverhältnisse gerathen. Aber auch hier muß ich den Adeligen persönliche Rechtschaffenheit einräumen; denn der Adel und alle Standesvorurtheile, die aus ihm entspringen, sind nur ein Naturübel. Juristen dagegen werden in Mecklenburg häufig schlechte Christen, wie man zu sagen pflegt.

Was die Mecklenburger Schönen betrifft, so sind sie theilweise von gutem mecklenburgischen Adel. Tiefere Beziehungen muß man bei ihnen nicht suchen. Die Gräfin Hahn-Hahn wurde durch außergewöhnliche hochadelige Einwirkungen zu einer ruhigen Betrachtung der Dinge geleitet und zu einer Höhe des Lebens, die über den Ruhnberg hinausliegt, und Fanny Tarnow, die betagte, aber jugendlich frische Schriftstellerin siedelte bei Zeiten aus dem einfachen Mecklenburg in die Wirren des Lebens über. Schönheit darf man auch in Mecklenburg unter den Weibern nicht suchen; denn die Seenebel wirken hier nachtheilig auf den Teint, die Lebensweise dehnt die Formen über die Anmuth hinaus aus, und der Boden, der für den Ackerbau eingerichtet ist, verlangt einen kräftigen breiten Fuß. Blonde Haare und blaue Augen sind die einzigen beaux restes deutscher oder vielmehr slavischer Schönheit in Mecklenburg; und wenn der üppige Busen auch keinem Praxiteles dienen könnte, er ist ein Symbol der Fruchtbarkeit des

mecklenburgischen Bodens. Hier gedeihet nur Ceres, keine Venus. Aber was ist alle göttliche Form, ohne jenen Timbre, den nur der göttliche Geist verleiht. Wenn eine Mecklenburgerin den höchsten Enthusiasmus für Schönheit an den Tag legen will, so spricht sie von Berlin. Berlin ist für Mecklenburg, was Paris für die Provinz ist; den eigentlichen Maßstab dieses Enthusiasmus hat man jedoch nur in den Moden zu suchen. Selbst wenn das Hoftheater in Berlin nach Dobberan Gäste sendet, so sind es doch nur die Herren Rüthling und Gern. Der Eckensteher Nante hat in Mecklenburg Furore gemacht. Die Taglioni wurde hier sicherlich nicht des vergeistigten Tanzes, oder der „ciceronianischen Beredsamkeit ihrer Beine" wegen bewundert, sondern der Contouren wegen. Schöne Schauspielerinnen werden durch diese Eigenschaft allein in Mecklenburg reussiren und vielleicht sogar einen Mann erhalten, einen Mann vom Adel selbst, wenn sie sich auf ihren Vortheil verstehen. Bis zur Einrichtung des neuen Hoftheaters in Schwerin, dessen Decorationen von Gropius in Berlin verfertigt wurden, war die Kunst eigentlich ganz und gar Nebensache; aber die kleinen, manierlichen Soubretten, die Herr Krampe dem allerhöchsten Adel hinter den Coulissen vorführte, haben ihn zum reichen Mann gemacht.

Die schwerfällige, platte Weise der Mecklenburger,

die in Clima, Verhältnissen und Lebensmitteln liegt, (denn auch die letzteren: derbe Mehlspeisen, Kartoffelbrei, Dünnbier, Branntwein, geräuchertes Fleisch und gesalzenes sind ein unverhältnißmäßiger Schwerpunkt) wird durch die plattdeutsche Sprache noch gehoben. Ich will gar nicht bestreiten, daß in derselben eine eigenthümliche Geradheit, ja Biederheit enthalten ist, aber die Bildung Deutschlands wurzelt nicht in ihr; und am Ende hat jeder Volks-Dialekt, vom allemannischen bis zum plattdeutschen, die Gemüthlichkeit und das Herzblut des Volks für sich. Dieser Vorzüge wegen ihn über Gebür zu preisen und zu begünstigen, heißt nichts Anderes, als kleiner häuslichen und Familien-Details wegen die Größe der deutschen Nation, die heut zu Tage von der Bildung allein getragen wird, brechen, oder doch den Einfluß dieser Bildung auf die gesammte Nation vermindern. Weshalb findet man gerade in jenen Gegenden, wo die plattdeutsche Sprache häufig als ein nationales Moment betrachtet wird, von Ostpreußen bis nach Westphalen herab, einen Stillstand der Ideen selbst in einer Zeit, die die ganze übrige Welt in die Bewegung gezogen hat? Diese Frage möchte auch aus dem Gesichtspunkte der plattdeutschen Sprache zu beantworten sein. Der Fortschritt findet an ihr eine Mauer, die so hoch ist, wie die Ideenkraft jenes Volks, das sie schützt. Alle neuen Ideen fliegen über das Volk

hinweg, es zerstößt sich den Kopf an jener Mauer. Die hochdeutsche Sprache wurde seit Luther die Sprache der Reformen, der Ausdruck des Gedankens, die plattdeutsche wurde seit ihm die Sprache des Stillstandes, der Ausdruck der Gedankenlosigkeit. Jetzt dürfen wir nicht mehr untersuchen, ob es nicht besser gewesen wäre, man hätte die alte sassische Ursprache bestehen lassen, und sie nur veredelt, jetzt ist diese Sprache aus den geistigen Beziehungen der Nation verdrängt, sie lebt höchstens noch in dem Munde einiger Volksstämme, aber nicht im Herzen derselben, denn man würde Unrecht thun, die Gewohnheit derjenigen, welche dem Aufschwung der Nation stets fern blieben, für einen herzlichen Ausdruck zu nehmen. Das Herz der Nation hat sich in der Literatur der Nation, von Luther bis auf die neueste Zeit, ausgesprochen. Die hochdeutsche Sprache, ausgebildet, wie sie jetzt ist, ist der Ausdruck der Lebenskraft Deutschlands, in ihr liegt auch die Verschmelzung des nieder- und oberdeutschen Charakters, ja der nieder- und oberdeutschen Natur. Hier paaren sich Kraft und Leichtigkeit, hier erheben sich die weichen, ebenen Flächen Norddeutschlands zu den waldumkränzten Bergen und zu den behenden, himmelanstrebenden Gletschern des Südens, hier ist Einfachheit und Erhabenheit. Die plattdeutsche Sprache deutet uns eben nur die platte Fläche der Nation, nicht ihre

Höhe. Wäre sie je Schriftsprache in der höheren Bedeutung des Worts gewesen, (die wenigen in platter Sprache vorhandenen Bücher und Volksdichter, unter welchen **Reinike dé Fos** obenansteht, sind nicht als Schriftsprache anzusehen) sie würde nicht so plötzlich erloschen sein; aber sie konnte nicht Schriftsprache werden, weil jene Stämme, die sie redeten, auch der Bildung vor der Reformation fern standen, weil hier nur Einzelne in dieser Hinsicht hervortraten, während der Süden durch die Nähe Frankreichs und Englands eine allgemeine geistige Anregung erhielt, die die schwäbischen Kaiser von Staatswegen unterstützten und zu Resultaten führten. Wenn aber bereits alle Versuche von Leibnitz, der nur darauf drang, und mit Recht, die hochdeutsche Sprache aus der plattdeutschen, oder besser niederdeutschen zu ergänzen, bis auf Voß, der sie sogar wieder zur Schriftsprache erheben wollte, schon an der Richtung der deutschen Cultur scheiterten, so sollte man doch jetzt die Vergeblichkeit ähnlicher Schritte einsehen und sich mit der Ergänzung des Hochdeutschen aus dem Niederdeutschen allenfalls begnügen. Diese Sprache hat, was man auch für ihre Vortrefflichkeit anführen mag, nun einmal die Thatsache gegen sich, daß sie hinter dem Geist und der allgemeinen Bildung der Nation zurückgeblieben ist. Zudem verstehen hochdeutsch Alle, plattdeutsch nur Einige. Dagegen bemüht man sich

im Norden, wie ich schon in der Einleitung angedeutet habe, trotz Schulen und Unterrichts, die ganz und gar hochdeutsch eingerichtet sind, den plattdeutschen Jargon als Volkssprache festzuhalten, eine Absicht, die zunächst die Folge hatte, daß der gemeine Mann, oder besser die Masse der Oeffentlichkeit und der aus ihr wenigstens mittelbar hervorgehenden Civilisation sehr fern blieb.

Ich sagte, die plattdeutsche Sprache mache die platte und schwerfällige Weise der Mecklenburger noch mehr bemerkbar, will aber damit durchaus nicht behaupten, daß dieser Dialekt an und für sich auch nur unschön sei. Nein, er ist weich und mild und voll und reichhaltig, wie der Busen einer Säugamme, aber er hat an Reiz verloren, weil er eben hinter dem Fortschritt der Nation zurückblieb, weil das, was die deutsche Nation für alle Zeiten als eine große Nation bezeichnen wird, zu der plattdeutschen Mundart in gar keinen Beziehungen steht. Und die Einbildung macht allerdings viel. Wenn ein Mecklenburger Bauer mir mit plattdeutschem Gruße begegnet, so kann ich ihm wohl herzlich die Hand drücken, aber begeistern wird mich die plattdeutsche Sprache nie, weil ihr jedes große Moment fehlt, weil in dieser Sprache keine erhabene That gefeiert worden ist, weil sie überhaupt heut zu Tage nur noch zur Komik geeignet ist. Bärmanns „Buurenspille" nehmen sich sehr gut aus,

aber der Cothurn würde plattdeutsch zum Holzschuh jener Bauern werden, die in den Mooren und Marschgegenden von Holstein, Oldenburg und Westphalen zu Hause sind. Mit einem Worte, die niederdeutsche Sprache ist gefallen, weil jene Zeit, die sie hätte vertreten können, dazu zu indolent war, die jetzige Zeit nennt sie nicht mehr niederdeutsch, sondern verächtlich — aber gewiß mit Unrecht — plattdeutsch, und so wenig wie die Belgier den flämischen Dialekt wieder in sein altes Recht werden einsetzen können, so wenig werden jene Enthusiasten in Niedersachsen, die über die Sprache das Jahrhundert und den Geist übersehen, ähnliche Resultate hinsichts der niedersächsischen Mundart bewirken. Daß diese Mundart eben nur ihre bestimmte Zeit hatte, wird zum Theil auch schon daraus erhellen, daß sie uns nicht einmal eine Grammatik hinterlassen hat. Man gebe uns diese und nehme dafür ein ganzes Dutzend unverständlicher hochdeutscher zurück. Aber wenn man jetzt keinen Beruf mehr dazu fühlt, so benutzt man die plattdeutsche Sprache wenigstens zur Ergänzung der hochdeutschen. Das wird gerade in unserer Zeit des Styls eine gute nützliche Beschäftigung sein, und zwar um so mehr, da sie die Vergangenheit zur Vervollständigung des Lebens der Gegenwart anwendet. Die plattdeutsche Sprache als Schriftsprache ausrufen, heißt nur eine Leiche aufputzen.

Rostock ist das Lübeck Mecklenburgs, nicht nur seines gothischen Gesichts wegen, sondern auch hinsichts der Freiheiten, die keine andere einem souverainen Fürsten untergebene Stadt genießt. Friedrich Franz war ein gnädiger Herr, er genehmigte den Erbvergleich von 1788, wonach Rostock eine beinahe republicanisch geordnete Verfassung erhielt. Die ganze Administration wurde, in Folge desselben, in die Hände der Bürgerschaft gelegt, eine Einrichtung, die wohl deshalb für rathsam erachtet wurde, weil eine bedeutende Prärogative des Raths weit eher jene Streitigkeiten mit dem Landesherren erneuern konnte, die durch den erwähnten Erbvergleich ein für alle Mal geschlichtet sein sollten. Rostock besitzt demnach eine durchaus von der Regierung unabhängige Gerichtsbarkeit, die aus einem Nieder- und Obergerichte besteht und nur der höchsten Justizinstanz, dem OAGerichte zu Parchim unterthan ist; eine ziemlich ausgedehnte Gesetzgebungs-Gewalt; eine selbstständige Polizei. Ich habe schon bemerkt, daß die innere Verwaltung in die Hände der Bürgerschaft gelegt ist. Diese wird hinsichts derselben in keiner Weise von der Regierung beschränkt werden können, selbst in dem Falle nicht, wenn sie Auflagen für die städtischen Bedürfnisse veranstaltet. Endlich hat Rostock das Münzrecht und das Recht einer besonderen Flagge. Diese Gerechtsame haben freilich unter der Regierung

des letztverstorbenen Großherzogs nie eine unpatriotische Scheidung Rostocks von dem übrigen Mecklenburg bewirkt, da der bloße Name des Regierenden schon Aller Herzen begeisterte und vereinte, aber im Uebrigen steht Rostock denn doch durch dieselben ziemlich isolirt. Man nennt es nebst Wismar, das ähnliche Vorrechte genießt, auch eine freie Stadt, eine Eigenschaft, die übrigens wohl hauptsächlich aus dem Grunde von der Regierung zugegeben wurde, weil eine Concurrenz mit Lübeck unter anderen Bedingungen kaum einigermaßen festgehalten worden sein würde.

Aber nicht nur in städtischer Hinsicht, sondern auch in landständischer, erfreut sich diese Stadt bedeutender Vorzüge. Sie bildet einen Stand für sich und gehört nur in gewissen Beziehungen der Gesammtheit der Stände an.

Die Rostocker Universität ist im Jahre 1419 von den Herzögen Johann III. und Albrecht V. unter Mitwirkung der Stadt gestiftet und vom Papste Martin V. bestätigt worden. Nicht aus Ueberfluß wissenschaftlicher Bildung in Mecklenburg, sondern in Folge von Streitigkeiten zwischen dem regierenden Herrn und dem Rathe von Rostock entstanden im Jahre 1760 auf einige Zeit zwei Universitäten in Mecklenburg. Die von der Stadt Rostock angestellten Professoren lehrten in Rostock, die von dem Fürsten creirten in Bützow. Aber man erkannte

bald, daß eine Universität für Mecklenburg genüge und kehrte nach Rostock zurück, das seinerseits im Jahre 1827 durch einen Vergleich mit der Regierung auf das Compatronat der Universität verzichtete. Wenn man auf 130 Studenten, die noch dazu alle Landeskinder sind, drei und zwanzig ordentliche Professoren rechnet, so wird man einsehen, daß der Drang nach wissenschaftlicher Bildung unmöglich so bedeutend in Mecklenburg sein kann, wie der Drang jener Professoren sein muß, diese wissenschaftliche Bildung zu ertheilen. 23, sage drei und zwanzig ordentliche Professoren an einer Universität von 130 Studenten sind weit übler daran, als ein Bataillon Officiere bei einer Compagnie Gemeiner. Die Letzteren fallen doch nur dem Lande zur Last, jene aber fallen sich selbst zur Last; denn der Gehalt wird auch nur ein o r d e n t l i c h e r sein. Gewiß, es ist traurig, daß unsere Gelehrsamkeit einen so beschränkten Wirkungskreis hat; auch unter den Rostocker Professoren sind Leute, die ein besseres Loos verdient hätten, als mecklenburgische Landpastoren zu bilden, die hier den Grund zu einer Pfarre legen, während der Adel draußen den Charakter der alten Vandalen nach dem Leben studirt. Aber es ist einmal nicht anders, und die Rostocker Universität gehört auch mit zur Cultur Deutschlands, obwohl Professor Amadäus Huber seine „Mecklenburgischen Blätter" zum Besten der mecklen-

burgischen Armen redigiren mußte. Das heiße ich doch die Wissenschaft zu einer pauvre honteuse machen, ein Ereigniß, das nicht dem Herrn Huber, aber wohl der mecklenburgischen Bildung zur Last gelegt werden kann.

Rostock ist die Vaterstadt Laurenbergs, des plattdeutschen und nationalen Satyrikers, der zweifelsohne auch berühmter geworden sein würde, wenn die Dichtkunst und die Satyre insonderheit an den deutschen Universitäten so beliebt gewesen wäre, wie die Mathematik, die Laurenberg neben jener lehrte. Auch in Göttingen hütete man sich nach Kästners Tode vor Satyrikern, ja selbst vor Dichtern; denn Schlözer hielt von Bürgers Poesie so wenig, daß er nicht umhin konnte, zu fragen, „und auf das Zeug hin will er Professor werden?" Nichts desto weniger preisen wir unsere Gelehrsamkeit immer in den Tag hinein, obschon sich erweisen ließe, daß wenn wir keine National-Literatur besitzen, sie hauptsächlich daran Schuld ist. Laurenbergs „Veer Schertzgedichte, gedrücket in diesem itzigen Jahr" beweisen schon durch diese Jahrbezeichnung, daß ihr Verfasser einsah, sie würden noch lange nach seinem Tode anzuwenden sein. Laurenberg wurde ein besseres Loos zu Theil, denn als Professor in Rostock zu sterben; er starb 1659 als Professor an der Ritteracademie von Soroe.

Den Zenith des Ruhms erreichte die Rostocker Uni-

versität durch Oluf Gerhard Tychsen, den Weber den „eitelsten und undenkendsten Gelehrten" nennt, wogegen wenig einzuwenden ist. Nur muß man Oluf Gerhard Tychsen wegen dieser Eitelkeit in sofern entschuldigen, als sie doch nicht größer war, als der blinde Glaube der Nation an die Gelehrsamkeit. Wer recht viel wußte, brauchte durchaus nicht zu denken; unsere Gelehrten wurden von jeher nur wegen ihrer Geheimnisse geehrt, nie wegen der Wahrheit der Resultate, die sie aus diesen Geheimnissen zogen. Philosophie des Lebens galt bei uns wenig, Philosophie des Wissens Alles. Tychsen, der als professor orientalium so berühmt war, daß sogar der Sultan von Oude durch das Geschenk eines persischen Wörterbuchs an die Universität zu Rostock sein Andenken ehrte, debutirte als Schriftsteller mit einem englischen Dialog zur Bekehrung der Juden, und schloß seine wissenschaftliche Laufbahn mit der Behauptung: die Zigeuner seien ursprünglich Juden gewesen. Zwischen jener Bekehrung, die übrigens ohne Resultat für das Leben blieb, weshalb wahrscheinlich auch bis auf den heutigen Tag kein Jude zum Domicil in Rostock zugelassen wird, und dieser sehr gewagten Hypothese liegt eine Gelehrsamkeit, die von Christen, Juden, Persern, Türken und Päpsten gefeiert wurde, die aber zu der Cultur Mecklenburgs in gar keinen Beziehungen, zu der Deutschlands nur in den mittelbarsten jenes todten Wis-

sens steht, zu welchem erst spätere Jahrhunderte einen untrüglichen Faden der Ariadne bieten werden, spätere Jahrhunderte, die die Freiheit des Gedankens in Parallele mit der Freiheit des Wissens stellen; denn wir Deutsche wissen noch bis auf den heutigen Tag nicht Gelehrsamkeit und Wissenschaft zu unterscheiden, die Materie und den Geist, den sterblichen Leib und die unsterbliche Seele.

Rostock ist Handelsstadt und hat das Gute, daß man hier fast gar keinen mecklenburgischen Adel antrifft, (ausgenommen am Pfingst= oder Pferdemarkt), sondern nur Kaufleute und viele Hofräthe. Wer in Mecklenburg zu gar Nichts nutz ist, kann sich den Titel Hofrath kaufen, eine Charge, die auch mit zu den großherzoglichen Domainen gehört. Der Universität wegen gibt es in Rostock sehr viele Hofräthe; denn die verschiedenen Titel der drei und zwanzig ordentlichen Professoren veranlassen eine Rivalität anderer Gelehrten, die keine Universitätsprofessoren sind, namentlich der Advocaten, die in Mecklenburg deshalb für gelehrt gelten, weil sie „schwarz zu weiß" machen können und „weiß zu schwarz." Auch hat sich die Titelsucht hier aus alter reichsstädtischer Bocksbeutelei erhalten; denn wenn auch Rostock nie Reichsstadt war, so hatte es doch alles Zeug dazu: Bürgermeister und Rath, Doctoren der Universität, Jurisprudenz zum Ueberfluß und stete

Streitigkeiten mit der mecklenburgischen Landeshoheit. Außerdem nahm diese Stadt eine bedeutende Stellung in der Hansa ein, die freilich längst Antiquität geworden ist, aber doch Erinnerungen und Selbstbewußtsein hinterlassen hat. Endlich ist der Handel, und zwar der Seehandel, die bewegende Kraft Rostocks, und der Gegensatz der Geldaristokratie zur mecklenburgischen Geburtsaristokratie, auch ein reichsstädtisches Moment, macht sich hier geltend. Es ist aber bekannt, daß die freien Reichsstädte von jeher am meisten dem Titelwesen anhingen, dessen die kleinen Tyrannen am Ende doch bedurften, um sich in Respect zu halten.

Rostock's Handel ist, wenn nicht gerade in Stocken gerathen, doch auch nicht auf der früheren Höhe geblieben. Die Entdeckung von Amerika entzog den Ostseehäfen den größten Theil ihrer Bedeutsamkeit; waren sie früher Mittelpunkt des Seehandels gewesen, so wurden sie jetzt sehr Nebensache. Insonderheit hat aber Rostock durch die Unbequemlichkeit seiner Rhede gelitten; Warnemünde ist Seehafen, doch können hier nur Schiffe von **8—10** Fuß Tiefe einlaufen, größere müssen auf offenem Wasser, auf einer durchaus unbeschützten Rhede Anker werfen, und selbst diese geringere Hafentiefe soll der Stadt jährlich bedeutende Kosten verursachen. Man kann sie als eine Handelsstadt zweiten Ranges am baltischen Meere betrachten, ein Rang, der in dem Welt-

handel kaum von Beachtung erscheint, wenn man bedenkt, daß Lübeck eine Handelsstadt ersten Ranges am baltischen Meere ist, Lübeck, das im Verhältniß zu andern Seestädten des Continents eine sehr untergeordnete Stellung einnimmt, und das einmal gar in dem „Schweriner freimüthigen Abendblatt" das „kümmerliche" Lübeck genannt wurde, ein Epitheton, das übrigens nur in Localneid begründet war.

Der gothische Air mit Thürmen und Wällen, mit seinen der Straße zugewendeten Giebeln, seinen gewölbten Eingängen, seinen weiten geräumigen Hausdielen, erinnert den Beschauer an das hohe Alter der Stadt, die wenigstens mit ihrem Namen in die uralte slavische, an den Ufern der Ostsee blühende und von der Sage und den Chroniken so glänzend und prachtvoll ausgestattete Periode überragte. Allenthalben in diesen Städten gab es berühmte Götzenbilder, Grunds genug für christliche Herrscher, sich der Reichthümer derselben zu bemächtigen und den Feuerbrand der Vernichtung in friedliche Hütten und Paläste zu schleudern. Wenn nur dabei noch die Geschichte respectirt worden wäre, aber die christliche Aufklärung wollte die Barbarei bis auf den letzten Stein verderben und wurde dadurch selbst die größte Barbarei. Hat es ein Vineta — das übrigens von Gottes Hand getroffen wurde — gegeben, oder nicht? Ist diese Pracht und diese Herrlichkeit, die noch

im Schooße des Meeres auf den Zinnen dieser Stadt ruhen soll, eine Entstellung der Chronik, ein Mißverständniß, eine poetische Fiction, oder ist sie Wahrheit? Wir wissen es nicht, verdanken aber zumeist diese Unkunde dem Christenthum, das sich im besten Falle nicht die Mühe nahm, der heidnischen Vorzeit nachzuforschen.

Rostock, das von Waldemar I. christlich verbrannte heidnische Rostock, wurde im Jahre **1170** durch den nunmehr christlichen Obotritenfürsten Pribislav II. wiederhergestellt, und als Fürst Heinrich Borovin I. dem Orte Stadtgerechtigkeit verlieh, soll er bereits eine reindeutsche Bevölkerung ohne alle slavische Beimischung gezählt haben.

Der Rostock'schen Merkwürdigkeiten sind sehr wenige. Hugo Grotius, der in der Marienkirche begraben ist, kam auch nur durch einen Sturm hierher, der ihn auf der Reise von Schweden nach Holland befiel; und daß Rostock s i e b e n Thore hat, s i e b e n Straßen vom Markte aus, s i e b e n Thüren an der Marienkirche, s i e b e n Glocken, s i e b e n Brücken, s i e b e n Thüren am Rathhause und s i e b e n alte Linden im Rosengarten, interessirt höchstens die Handwerksburschen; denn die Zahl sieben ist das Wahrzeichen der Stadt, weshalb auch der Advocaten und Hofräthe weit mehr sind, als sieben.

Dreizehntes Capitel.

Mecklenburg. — (Schluß.) Dobberan. — Wismar. — Schwerin. — Ludwigslust. — Wöbbelin. — Güstrow. — Malchin. — Sternberg. — Grabow. — Parchim. — Boitzenburg. — Dömitz. — Remplin. — Ratzeburg. — Neustrelitz. — Altstrelitz. — Neubrandenburg. — Mirow. — Hohenzieritz. — Schlußbemerkungen.

Dobberan hat Mecklenburg eine historische Bedeutsamkeit verliehen, Mecklenburg, dem sonst die Geschichte, bis auf Körners Tod, der bei Gadebusch fiel, so fern liegt. Aber in unserer Zeit des Genusses sind Bäder weit mehr, als Bäder. Aus Heilungsanstalten sind sie ein Mittelpunkt moderner Zustände geworden, sie haben zuerst gesellschaftliche Beziehungen erhalten, da es Mode wurde, in's Bad zu reisen, und nicht nur gesellschaftliche Beziehungen für das Inland, sondern auch für das Ausland im weitesten Sinne des Worts, das dieser Wohlthat entbehrt und sich deshalb, mit wenigen Ausnahmen, in der Saison nach Deutschland begibt. Ich sagte, die Bäder hätten zuerst gesellschaftliche Be-

ziehungen hinsichts der neuesten Zeit erhalten, obwohl diese Eigenschaft nur ihre partie honteuse ist, denn der Luxus, der in dem Farao seinen Höhepunkt erreicht, knüpft sich vorzüglich an die deutschen Bäder; aber sie erhielten auch durch geheime und öffentliche diplomatische Conferenzen eine politische Bedeutung. Durch den Zusammenfluß aus allen Ländern und Welttheilen dienten sie zur Vermittelung der verschiedenartigsten Interessen. Mit einem Worte, die deutschen Bäder sind ein Moment der Gegenwart geworden, ihr eigentlicher Zweck erscheint als ein ganz und gar untergeordneter; denn so wohlthätig man auch in Deutschland in Betreff der unteren Klassen verfährt, so dienen die Bäder doch nur den Reichen. Und die meisten unter diesen baden nur aus Langweile, oder gegen Krankheiten, hinsichts deren Armuth und Mäßigkeit vielleicht zweckdienlicher sein würden.

Dobberan ist von Rostock vier Stunden entfernt und von der See eine Stunde, ein Fehler, der jetzt durch ein bequem eingerichtetes Logirhaus an dem Ufer der Ostsee so viel als möglich verbessert worden ist. Die Gesunden werden übrigens demungeachtet ein Quartier in Dobberan vorziehen, das alle Abwechselungen bietet, die man nur in einer wenig erhabenen Natur-Umgebung verlangen kann, bis auf die Monotonie des mecklenburgischen Adels, der auch der großartigsten Natur

eine steife Haltung verleihen würde, eine Prosa, „mit der die Götter selbst vergebens kämpfen;" denn die Menschen geben nun einmal in den irdischen Beziehungen den Ausschlag, und man muß sehr philosophisch gestimmt sein, will man sich über sie hinwegsetzen. Philosophen aber werden selten Bäder besuchen und mich ennuyirte nichts mehr, als die geraden nur in einer Richtung schauenden Laternenpfahl=Physiognomien der obotritischen Noblesse, die von nichts anderem spricht, als von sich selbst, nämlich der H***=Remplin *) erzählt eine langweilige Geschichte von dem H***=Basedow und der H***=Basedow erzählt eine langweilige Geschichte von dem H***=Remplin, worin aber meistens ein Pferd, oder ein Jagdhund, oder ein Wettrennen das Hauptmoment ist. Die Frauenzimmer von gutem Adel sprechen in Mecklenburg überhaupt wenig, in Dobberan aber gar nicht, man ist sicher, selbst auf eine Frage nur ein Naserümpfen als Antwort zu erhalten. Würde man dafür halten, sie dächten desto mehr, so bin ich der Meinung, daß diese Gedanken wenigstens nie das breite Blätterdach des Stammbaumes durchdringen.

---

*) Die Adeligen unterscheiden sich, um Verwechselungen, die durch die Gleichheit der Familiennamen herbeigeführt werden würden, zu vermeiden, nach ihren Gütern.

Wie gesagt, der mecklenburgische Adel ist auch in Dobberan ein Stein des Anstoßes, obschon ihn der letztverstorbene Großherzog durch seine familiäre Haltung gegen alle Stände, die Dobberan besuchten, in Manchem nachgiebiger machte; aber die andere Seite der gesellschaftlichen partie honteuse dieses Landes sind wieder die mecklenburgischen Advocaten; man befindet sich hier zwischen Stammbäumen und den Raupen, die an der Blätterkrone derselben nagen. Unter den verschlungenen Zweigen jener ist dichte Nacht, die selbst jetzt von keinem Sonnenstrahl des jungen Tages erhellt wird, und wenn diese die Blätter und die Früchte abfressen und dadurch Helle verbreiten, so ist der Anblick eines solchen Tages trauriger, als jene Nacht selbst. Wo die Advocaten und Justizcanzeleien gegen das Mittelalter kämpfen, kömmt die Aufklärung in der That aus dem Regen in die Traufe. Wenn man aber in Dobberan an der table d'hôte von etwas Anderem reden hört, als von dem Adel und von den Processen dieses Adels, so kann man einen solchen Augenblick als ein Ereigniß betrachten. Diese Unterhaltung ist übrigens nur langweilig; ich habe es erlebt, daß Mecklenburger Advocaten, um kurzweilig zu werden, sich sans gêne über die Art und Weise unterhielten, wie die mecklenburgische Themis einen Grafen Hahn bis auf sein Fideicommiß-Gut gebracht habe; denn „auf den Hund hätte man ihn

eben dieses Fideicommiß=Gutes wegen nicht bringen können." Gibt es etwas Schändlicheres, als den Mißbrauch des Rechts von den Vertretern dieses Rechts, so ist es gewiß nur die freche Stirn, mit der man darüber spricht. Noch einmal, Mecklenburg ist in Justizsachen das deutsche Ungarn.

Wenn der Kern der Badegesellschaft solcherweise aus vaterländischen Stoffen besteht, so wird man demungeachtet eine Menge Ausländer in diesem Bade treffen, das unter den Ostseebädern bis jetzt noch den ersten Rang behauptet, da es gewissermaßen in tiefer See liegt; denn der heilige Damm ist nur auf das inbrünstige Gebet der Dobberaner Mönche von dem Meere, das einst über diese bunten Steine fluthete, auf das Festland geworfen worden. Der Wellenschlag ist hier kräftiger, als z. B. in Travemünde, das im Binnenwasser liegt, und die Mode gibt in Bädern, besonders in Seebädern, die die theuersten unter diesen Anstalten sind, am Ende den Ausschlag. Selbst das Bad Putbus auf Rügen, das von einer Natur unterstützt wird, die gleichsam wie ein Abschiedskuß deutscher Herrlichkeit zum Herzen spricht, hat der Mode nachgeben müssen. Hier konnte man nicht einmal von dem Mangel hoher See sprechen, denn Putbus liegt über eine Meile vom Festlande entfernt. Vorzüglich baden in Dobberan Norddeutsche: Preußen, Hannoveraner — wenn sie nicht aus Patriotismus Nor=

derney wählen, dessen Sanddünen übrigens nicht mit den Buchen und dem duftigen Grün, die Dobberan einrahmen, wetteifern können, und vor allen Dingen nicht mit dem Fernblick auf Land und Meer. Auch ist die Nordsee ohne jene bunte Abwechselung, die die Ostsee an Mecklenburgs Küsten auszeichnet. Dort muß ein Sturm Variationen dichten auf die erhabene Monotonie des ewigen Wasserspiegels oder Heinrich Heine, steht man aber auf Dietrichshagen, einem jener Hügel, die in Mecklenburg Berge geheißen werden, so übersieht man landeinwärts Holsteins und Mecklenburgs üppige Triften, und seeeinwärts übersieht man die Inseln der Ostsee: Femern, Laland, Moen, Rügen und Bornholm selbst. Wenn behauptet wird, auch Seelands Küsten und die Thürme von Copenhagen könnten mit bewaffnetem Auge erspäht werden, so muß man doch dafür halten, daß solche Ansichten nur der Fata Morgana zuzuschreiben sind, einer Dichtung, die die Ostsee dann und wann so gut improvisirt, wie die sicilische Meerenge. Bei heiterem, warmen und stillen Meere steigen aus den Gewässern Lufterscheinungen hervor, die sich zu seltsamen Bildern formen, zu Städten, Schiffen und Thürmen. Wer hat nicht von dem fliegenden Holländer vernommen, dem gespenstigen Schiffe, das den wirklichen Schiffen Sturm und Untergang kündet. Vielleicht ist die Fata Morgana nur ein Spiegel-

reflex wirklicher Gegenstände, die aus den aus dem Meere aufsteigenden Dünsten wiederstrahlen.

Dobberan mit seinen weißen Häusern liegt in lieblichem Versteck stattlicher Buchen, die überhaupt die Ostsee auszeichnen, und grüner Hügel. Der Kamp, ein großer ländlicher Platz, enthält schattenreiche Anlagen und Laubgänge. Der Buchenberg und Jungfernberg, die aus dem Waldthale keck emporspringen, aber zeigen uns die nächsten Parthieen der Ostsee, vorübersegelnde Schiffe und die Badenden. Das 1805 erbaute Schauspielhaus läßt uns „uns selbst erkennen;" wenigstens lautet also die Inschrift, obwohl die Schauspielertruppe noch bis auf die neueste Zeit eine sehr mittelmäßige war und die Berliner Localposse den Wendepunkt der Selbsterkenntniß bildete. Jetzt ist die Dobberaner Bühne eine Filiale des Hoftheaters zu Schwerin, das die Musen den Händen mecklenburgischer Cavaliere anvertraut hat und neuerdings der Leitung des außerehelichen Sohnes eines Prinzen. Diese Umgestaltung der dramatischen Kunst hat wenigstens denn äußeren Anstand und die Form festgestellt, denn der frühere mit einer Theater-Concession für das ganze Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin begnadigte Director Krampe betrachtete nicht nur die dramatische Kunst, sondern auch die Bühne wie eine melkende Kuh. Allein der vorletzte Großherzog ließ gern jeden in seinem Rechte und

den Theater=Director Krampe selbst in seinem Unrechte; die erste Reform dagegen, die der jetzt lebende Großherzog in seinem Lande vornahm, war die Errichtung eines Hoftheaters in Schwerin. Vielleicht wollte man des berühmten Mimen Schröders Geburtsort dadurch ehren.

Die alte gothische Kirche verdient schon des Lichtes wegen, welches sie in ihren Grabschriften über den mecklenburgischen National=Charakter verbreitet, besucht zu werden. Wenn der Tod als ein Siegel des Lebens betrachtet werden kann, so mag man aus den bereits angeführten Grabschriften die Zustände Mecklenburgs bis auf die neueste Zeit am besten erklären. Ein „mecklenburgischer Edelmann scheert sich nicht um den Teufel," wie viel weniger wird er sich um das Jahrhundert „scheeren," das da, wo es neue Ansichten vertheidigt, meistens nur als eine Ausgeburt des Teufels betrachtet wird. Wenn man aber in der Dobberaner Kirche, deren schwarze Mauern wunderbar mit den jungen glänzenden Häusern von Schönstadt *) contrastiren, witzige Allegorien in Stein und Bildern trifft, die den Mönchen von Amelurborn **) am wenigsten zusagen mochten, so schreibe man sie nicht der mecklenburgischen Auf=

*) Der deutsche Name für das wendische Dobberan.

**) Die Mönche von Amelurborn gründeten das Kloster Dobberan.

klärung zu, sondern jenen Verbrüderungen, die bereits im vierzehnten Jahrhundert die Dämmerung der Reformation symbolisch durch die Kunst verkündeten. Hatte die bildende Kunst früher den Stein allzusehr durchgeistigt, so brachte sie ihn jetzt wieder in Beziehungen zu Fleisch und Blut. In allen öffentlichen Gebäuden jener Zeit findet man die Scheinheiligkeit jener Zeit, die eine Folge der überreizten Heiligkeit war, verspottet. Die Steine erzählten, worüber der Mund keine Kunde geben durfte. So führt uns auch ein Holzschnitt in der Dobberaner Kirche den Teufel vor, der einen Mönch mit einer Frau unter der Kutte anredet: Quid habes hic frater? vade mecum. Ein anderes Bild stellt die vier Evangelisten dar, wie sie die heilige Schrift in die Mühle werfen. Die anderen Apostel mahlen Mehl daraus, das von Bischöfen in Kelchen aufgefangen wird.

Nach Rostock ist Wismar als Handelsstadt und freie Stadt zu beachten. Auch Wismar hat eine abgesonderte städtische Jurisdiction und die Appellation von dem dortigen Obergerichte geht unmittelbar an das OAGericht zu Parchim. Der Meerbusen der Ostsee, an welchem Wismar liegt, bildet einen geräumigen und sicheren Hafen, den Rostock entbehrt. Dieser Hafen wird selbst von einem Fort geschützt, das man emphatisch der Wallfisch benannt hat, das aber höchstens für

die Hafenpolizei von Bedeutung ist. Wismar zeichnet sich durch schiefe und fragmentarische Thürme aus, eine Folge der Belagerungen, die es ertragen mußte. Zu dem Gebiete dieser Stadt, die die ihr zustehenden Gerechtsame aus der Hansa herleitet — denn sie wurde erst im Anfange des 17. Jahrhunderts zu Schwerin geschlagen, dem sie jedoch durch den westphälischen Frieden wieder entrissen wurde, um erst im Jahre 1803 in das alte Verhältniß zurückzukehren — gehört auch die vor dem Fort liegende Insel Poel mit mehren Dörfern und einer Badeanstalt. Die Neugierigen interessirt vielleicht des schwedischen Feldmarschalls Wrangel Grab, der hier in Wismar pensionirt — wie man heut zu Tage die Stellung eines Officiers, dem das Glück nicht bis zum Ende seines Lebens treu blieb, nennt — verschied. Wrangel war in der trefflichen Schule des großen Schwedenkönigs zum Kriege erzogen, er befehligte nach Banners Tode bis zu Torstensohns Eintritt als Oberfeldherr die schwedischen Truppen in den deutschen Landen und viele glorreiche Waffenthaten knüpfen sich an diese Periode; aber der Lorbeer wurde ihm durch einen Schneidergesellen vom Haupte genommen, der freilich bei Zeiten die Elle mit dem Schwerte vertauscht hatte. Nachdem Feldmarschall Derfflinger den schwedischen Obristen Wangelin in Rathenow mit seinem ganzen Regimente gefangen genommen hatte, konnte der große

Kurfürst mit der muthentflammten Reiterei die Schlacht bei Fehrbellin schlagen, in welcher die von Wrangel befehligte schwedische Heeresabtheilung vernichtet wurde. Die Schweden mußten Brandenburg räumen und man legte den ersten preußischen Grund in dem schwedischen Pommern. Außer Morhof, der durch seinen „Polyhistor" in Deutschland zuerst ein vollständiges und planmäßiges Studium der Literaturgeschichte anregte, knüpft sich der Name Dahlmann, der, wie jener eine wissenschaftliche Bewegung, durch die bekannte Erklärung nicht nur in Deutschland, sondern allenthalben, wo die Civilisation Stimme hat, eine Bewegung des Rechts gegen die Gewalt anregte, an Wismar. Wismar soll nach Weber der gesundeste Ort in Deutschland sein. Ich weiß nicht, woraus dieser Schluß gezogen ist, bin aber doch der Meinung, daß die gesunde Lage Wismars immer nur relativ zu verstehen ist; denn die Seegegenden des Nordens sind nicht allen Dispositionen heilsam, obwohl die Ostsee leicht einen Vorrang vor der nebelgeschwängerten Nordsee behaupten mag. Neuerdings hat sich, freilich von Berlin aus, auch eine literarische Regung in Wismar bemerkbar gemacht, die nach der Morhofs im 17. Jahrhundert vielleicht die erste ist. Die deutschen Blätter erscheinen in Wismar unter Kleins Redaction im Verlage der unternehmenden Schmidt- und von Cossel'schen Raths- Buchhandlung. Wis-

mar wurde erst im Jahre 1828 in die Landschaft des Großherzogthums aufgenommen. Unweit dieser aus dem Mittelalter und etwas kleinlicher Modernität gemischten Stadt stößt man auf das erste Hünengrab in der Nähe der Ostsee, die sonst auf Schritt und Tritt von diesen interessanten Ueberresten wendischer Vorzeit umlagert ist.

Schwerin ist die Residenz des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und die schönste Stadt des Landes. Ich will damit nicht behaupten, sie imponire irgendwie. Großer Gott! was imponirt weniger, als unsere Duodez-Residenzen, die so gescheuert und blank und steif im Sonnenlichte glänzen, wie ein stattlich eingerichteter Kaufladen mit Nürnberger Spielsachen, wo die Details nur Kinder beschäftigen. Hier ist ein Schloß, dort ein Erbbegräbniß, hier ein Garten mit hübschen Anlagen, dort eine Gallerie mit hübschen Bildern, hier eine Equipage mit Livrée aufgeputzt, dort ein Regierungsgebäude. Und rechts und links wohnen Hofkleidermacher, Hofapotheker, Hofzahnärzte, Hofjuweliere. Nichts als Hof und Hofbeziehungen, stille, weiße Häuser, stille Straßen, eine Familie in Betreff der Familienklatschereien, und zwei Familien in Betreff des Adels und der Bourgeoisie, einige Hofbälle, ein Hoftheater, ein Militair-, ein Civil-Casino und ein Leben, das sich um alle diese Dinge wendet, wie der Zeiger ei-

ner Uhr um die Zahlen des Zifferblatts, das ist der Charakter aller unserer kleinen Residenzen. Dazwischen liegt ein wenig Kunst aller Art, ein wenig Musik für die Hofcapelle und Dilettanten, ein wenig Malerei für die Hofmaler und Prinzessinnen, ein wenig Architektur für den Oberlandbaumeister, oder wie derjenige, der Theater, Kirchen, Rathhäuser und Synagogen der Residenz von Amtswegen erbaut, heißt, ein wenig Liberalismus für die Opposition, d. h. für diejenigen, die noch nicht an den Hof geladen worden sind, ein wenig Wissenschaft für die Lehrer am Gymnasium Fridericianum, oder Carolinum, oder wie es sonst heißt, ein wenig Tugend, wie sie hier, wo ein jeder die üble Nachrede des anderen, wegen der nahen Beziehungen, in welchen die ganze Bevölkerung steht, zu fürchten hat, ganz natürlich ist, eine gute Straßenpolizei, Laternen, auch wenn Mondschein im Calender angekündigt ist, und viel Médisance, viel Treue für Fürst und Vaterland, noch mehr Unterthänigkeit, als Treue, und noch mehr Servilismus, als Unterthänigkeit. Das sind die Leiden und Freuden, die Licht- und Schattenseiten kleiner deutscher Residenzen. Man wird schon einsehen, daß für unparteiische Leute, für Leute von Bildung und Geist der Leiden und des Schattens mehr ist in solchen Residenzen, als der Freude und des Lichts. Aber Schwerin ist in der That eine recht freundliche Stadt, an einem drei Mei-

len langen See gelegen, mit einem alten gothischen Schloß auf einer Insel in eben diesem See, einem alten Dom, einem Schloßgarten und 13000 Einwohnern, die für Einwohner einer Residenz nicht nur erträglich, sondern sogar recht zuthulich sind; denn der mecklenburgische Adel lebt größtentheils auf seinen Gütern und hat hier nur in sofern einen Mittelpunkt, als er bei der Regierung angestellt ist. Die Neustadt von Schwerin, Schelfe genannt, ist, was die Administration betrifft, eine Stadt für sich, und gehört zum Fürstenthum Schwerin *), während die Altstadt Schwerin zum mecklenburgischen Kreis gehört; der Lage nach aber bildet sie mit dem eigentlichen Schwerin ein Ganzes, indem beide Städte nach und nach durch fortgesetzte Bauten verschmolzen worden sind. In Schwerin erscheint unter mecklenburgischer Censur das in beiden Großherzogthümern berühmte „freimüthige Schweriner Abendblatt.“

Mit Schwerin alternirt Ludwigslust in der Ehre einer Residenz der Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin. Man wird sich der Zeit erinnern, wo der Hof der Tuilerien sich Hof von Versailles nannte. So könnte

*) Das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin ist in 5 Districte getheilt, nämlich in den mecklenburgischen Kreis, die Herrschaft Rostock, den wendischen Kreis, das Fürstenthum Schwerin und die Herrschaft Wismar.

sich auch der mecklenburgische Hof, je nach der Theilnahme, die der eine, oder der andere Regent Schwerin, oder Ludwigslust widmete, Hof von Schwerin, oder Hof von Ludwigslust nennen. Ludwigslust ist das Versailles von Mecklenburg, aber — wie gesagt — Mecklenburg hat keine Geschichte, und die Herren von Mecklenburg sind nie dem Lande zur Last gefallen, wie jene Descendenz, die aus dem „Hirschpark" von Versailles hervorging. Nichts desto weniger ist Ludwigslust in neuester Zeit in größere Beziehungen gerathen, ja vielleicht reißt dieser kleine reinliche und zierliche Flecken mit holländischen Häusern und Kettenguirlanden, die den Frieden der Häuser von der Stille der Straße trennen, Mecklenburg doch noch einmal in die Strömung der Zeit; denn man verehrt die Princessin Helene leidenschaftlich fast in beiden Großherzogthümern und spricht mit Stolz davon, daß die Gemahlin des Thronerben von Frankreich in Mecklenburg, in dem weichen, plattdeutschen Mecklenburg ein so vortreffliches Französisch gelernt habe, daß von deutschem Accent so wenig, wie von deutschen Sympathien annoch bei ihr die Rede sei. Mich versicherte sogar ein Advocat aus Güstrow, das Herz habe ihm höher geschlagen, als er die Auseinandersetzung der Prinzessin über das Schlachtfeld von Bergen in den Zeitungen gelesen habe. Wer nur einmal in Mecklenburg hineingerochen hat, wird wissen, was

es sagen will, wenn ein Mecklenburger Advocat ein Herz hat, und nun gar ein Herz, das „höher schlägt.“ Gewiß, die Mecklenburger würden jeden Augenblick Frankreich mit Krieg überziehen, sollte der geliebten Helene dort Unbill drohen, aber Deutsche sind sie doch in dem Grade auch, daß sie Patriotismus und Nationalität über die Ehre vergessen, eine Tochter aus Pribislaus Stamm auf dem Throne von Frankreich zu erblicken. Kein Franzose würde in einem ähnlichen Falle einer französischen Prinzessin die geschickte Geschichtserzählung einer verlorenen Schlacht verziehen haben, keine französische Zeitung würde eine solche Geschichtserzählung ohne bittere Randglossen mitgetheilt haben, aber selbst ein Mecklenburger geräth in den unpatriotischsten Enthusiasmus über die Kenntnißkrämerei einer deutschen Prinzessin. Muß der Herzog von Broglie nicht entzückt gewesen sein über eine Galanterie, die man einem Deutschen in den Pariser Salons gar nicht zutrauen wird, muß es ihn nicht Wunder genommen haben, daß die Tochter eines kleinen Fürstenhauses, das der Geschichte so fern liegt, wie ein Professor am collège de France über die Schlacht bei Bergen spricht, die ein Broglie siegreich schlug. — Ich muß gestehen, ich halte die Kronprinzessin von Frankreich für eine treffliche, gelehrte Dame, und eben weil sie gelehrt ist, weil sie in Jena Philosophie studirt hat — eine Wissenschaft, die über

irdischen Rücksichten steht — verzeihe ich ihr eine Taktlosigkeit, die überall den Gelehrten zu Gute gehalten wird, aber es freute mich denn doch sehr, als die gazette de France nur von einer Mademoiselle de Schwerin sprach und der „Charivari" gar mit den drei Millionen Apanage, wenn sie in Fünffrankenstücken auseinander gelegt werden würden, das ganze Großherzogthum „Méchant-Bourg-Serin" zehnmal pflastern wollte. Ich sage, diese Bosheit freut mich, durchaus nicht der Prinzessin wegen — wer möchte ihr nur die Eitelkeit in Rechnung stellen! sondern der deutschen Zeitungen wegen, des deutschen Volks wegen, der Mecklenburger wegen, Wolfgang Menzels wegen. In Gedichten, Novellen, Literaturblättern, Festreden und Festtoasten tragen wir unsern Patriotismus und unsere Nationalität zur Schau, wir nennen Börne einen Verräther, wenn er behauptet, wir verkröchen uns in den Teutoburger Wald und schnitzten aus seinen Eichenstämmen große Erinnerungen, während wir in der Wirklichkeit, in praxi, in der That, in der Gegenwart unnational, unpatriotisch und schwachköpfig seien — und doch muß man eingestehen, daß die Presse nur den Patriotismus und die Nationalität unterstützt, dieselben aber nicht erzeugt, und daß die Eichen des Teutoburger Waldes besser zu großen Thaten rauschen, denn zu großen Worten, kurz, man muß eingestehen, wenn man die Impromptus der Prinzessin

Helene von Mecklenburg zum Besten Frankreichs gelesen hat, daß unsere Literatur nur zum Theil Recht hat, und Börne ganz. Ist es außer dem „Berliner politischen Wochenblatt" irgend jemanden eingefallen, Anstoß zu nehmen an den Worten der Prinzessin, an den Berichten der Zeitungen, an dem Enthusiasmus der Mecklenburger?

Ludwigslust ist hübscher als Versailles, will man es einmal Helenens wegen damit vergleichen, zarter, gemüthlicher, deutscher. Es liegt mitten in einem von der Regnitz und Elde eingeschlossenen Walde, der in Alleen gelichtet ist und wie ein Kranz die weißen reinen ein Stock hohen Häuser umflicht. Der Schloßgarten ist vortrefflich; denn die Kunst hat sich hier der Natur vermählt und eine sinnige Stille tritt an die Stelle der kühlen Hofluft, die allerdings die Straßen von Ludwigslust auszeichnet. Schweizereien, Wasser, Canäle, Ruinen, Fontainen, die freilich nicht an die von Wilhelmshöhe reichen, aber recht gemüthlich aus der Ebene aufsteigen, Ruinen, Wasserfälle sogar bilden eine stete Abwechselung in der lauschenden Natur, die hier nicht von Menschenandrang gestört wird. — Im Friederico-Franciscum findet man eine sehr vollständige Sammlung obotritischer und altgermanischer Alterthümer und auf dem Schlosse eine Gemäldegallerie, die der Anschauung werth ist. In der Nähe von Ludwigslust ist

das Dorf Wöbbelin, wo die Geschichte, als sie — wie Mundt bemerkt — Mecklenburg flüchtig streifte, Theodor Körner, dem deutschen Tyrtäus, ein Denkmal setzte. Unter einer Eiche ruht der Verfasser von „Leyer und Schwerdt," Dichtungen, die gleich als That niedergeschrieben wurden und erst nach dem glorreichen Tode des Verfassers unter diesem Titel erschienen. Was auch die Kritik an Körner auszusetzen haben mag, sie wird ihm doch die Concession gewähren müssen, daß er das Horazische „Dulce et decorum est pro patria mori" in soweit übertraf, als er seinen Enthusiasmus für das Vaterland mit dem Tode besiegelte. Die moderne Poesie mag schöner singen, als Theodor Körner, allein auch Heine ergriff die Flucht in der Schlacht bei Philippi, der letzten für die Freiheit, in welcher Börne fiel.

Güstrow ist eine schwarze, alterthümliche Stadt, mit den Gräbern der mecklenburg-schwerin'schen Herzöge. Belebt ist Güstrow vorzüglich durch Jurisprudenz und Advocaten: Hier hat eine Justiz-Canzelei ihren Sitz und ein Hofgericht, und ein Herr von B. bemerkt mir, als in der „Stadt Hamburg," am Wall, die große Table d'hôte dergestalt von dem Rechte occupirt war, daß wir nur mit Mühe ganz unten einen Platz erhielten: „Wo ein Aas, da versammeln sich die Adler." Auch zeigte man mir hier einen solchen Adler, den Advocaten Ph. K., der aus einem weitverzweigten hochadeligen

Concurse ein Vermögen von 200000 Thlrn. erbeutet hatte, indem man hinzufügte: „der Mensch hatte vor dem Concurse keinen heilen Stiefel anzuziehen." Uebrigens ist Güstrow ein recht geselliger Ort, besonders zur Zeit des Pferderennens, der Schaafschau und des Wollmarktes, wo die Noblesse in der Begeisterung für die Pferde und Schaafe sich auch unter die bürgerlichen Preisbewerber und Käufer mischt. Der frühere Gemahl der Gräfin Ida Hahn-Hahn, die nach der Scheidung den Pegasus bestieg, soll die edelsten und theuersten Thiere zum Wettrennen bringen. Außer in Güstrow finden auch in Dobberan und Neubrandenburg Wettrennen Statt.

Malchin und Sternberg interessiren höchstens zur Zeit des Landtages, der abwechselnd hier und dort, aber stets insgeheim gehalten wird. Der Besitz wird hier bis in die kleinsten Einzelnheiten vertreten, ein Grund, daß der Nichtbesitz und die Menschen an und für sich keine großen Resultate aus den dortigen Verhandlungen spüren. Ich konnte mich in Malchin bei den Lustbarkeiten, die sich dem actenmäßigen Geschäftsgang anschlossen, des Gedankens nicht erwehren: was wohl geschehen würde, wenn unter diesen Adeligen, Magistraten und Advocaten plötzlich ein Vicomte von Noailles aufstände, um mit einem Schlage Frohnspflichten, persönliche Dienstbarkeiten, Bannrechte, Regalien, Domainen

Patrimonial-Gerichtsbarkeiten und Grundabgaben, sie seien welches Titels sie wollen, zu vernichten? aber da ich einem mecklenburgischen Pastor diesen Zweifel mittheilte, antwortete er in voller Ueberzeugung: „man würde — was sehr natürlich — einen solchen Antragsteller für das Irrenhaus in Schwerin reif halten, könnte man aber je auf den Antrag eingehen, so würde Mecklenburg gewesen sein.“ Man wird einsehen, daß diese Antwort sehr wahr ist, nur konnte ich nicht umhin, zu bemerken: ob es denn ein so großes Unglück sein würde, wenn es von Mecklenburg hieße: es war, falls nur eine menschlichere Staatseinrichtung an die Stelle der alten obotritischen träte? Der Pastor jedoch hielt dafür, daß man in Mecklenburg sehr glücklich lebe und daß, wenn noch etwas zu wünschen übrig bleibe, solches nur die mehrere Befestigung religiöser Tendenzen sein möchte. Der Curiosität wegen theil' ich sein Raisonnement, das ihn zweifelsohne in der Gunst des Rostocker Consistoriums erhalten wird, hier mit. „Nur die Religion kann das Volk gegen die Ausartung der sogenannten Gedankenfreiheit schützen, die man jetzt selbst in den Dorfschulen anregt.“

„„Was nennen Sie Gedankenfreiheit und was nennen Sie Ausartung derselben?““

„Gedankenfreiheit ist jene unausstehliche Klugrednerei, die sich nie in dem, was ist, heimisch fühlt, und Ausartung

der Gedankenfreiheit nenne ich die Anwendung dieser Klugrednerei zum Schaden der Gesellschaft, des Staates und der Kirche. Wohin sollen wir kommen, wenn das letzte Fünkchen des Glaubens, das noch unter dem Volke glimmt, ganz verloren geht? (Er lachte ironisch.) Nach Sachsen, wo der Bauer Journale und Romane liest. Durch solche Anregungen aber werden nur die Faulheit, der Luxus und der Materialismus begünstigt und die Ansprüche der verschiedenen Stände werden ins Ungeheuere wachsen. Was soll aus dem Sohne des Bauern werden, wenn nicht wieder ein Bauer? Die Volksbildung, über die man so viel Geschrei erhoben hat, wird noch alle gesellschaftlichen Zustände verwirren, der Bauer wird doch in der Wirklichkeit nicht über den Bauern hinausgebildet werden können, aber die Schulbildung wird die Menschen nur aufsätzig und störrig gegen die Vorgesetzten machen, die sich doch vor allen Dingen an das Bestehende zu halten haben und dem Bauern, der da gelernt hat, daß alle Menschen gleichgeboren sind, die Frohnden nicht erlassen können. Im gutgemeinten Verbesserungseifer wird man das Volk im besten Falle dahin führen, daß es nicht mit dem zufrieden ist, was es hat, und das nicht ergreifen kann, wonach ihm gelüstet. Nein, man lasse das Volk in seiner Einfalt, ich meine nicht in der krassen, rohen, sondern in der edlen des Glaubens, wonach Religion, etwas Schreiben und

Rechnen die Elemente seiner ganzen Bildung ausmachen."

Um diese Ansicht zu unterstützen, bezog sich der Herr Pastor auf verschiedene lebende Beispiele: ein Romanleser habe Frau und Kind verlassen und sei in die weite Welt gegangen, ein anderer sei Atheist geworden, ein dritter habe sich gegen die Kirchenfuhren in einem groben Schreiben an Se. Hochwürden aufgelehnt, und ein vierter — der weder lesen noch schreiben könne — sei der beste Gatte, der beste Vater, der treueste Arbeiter in dem Weinberge des Herrn. Ich konnte nicht umhin, dem Diener der Kirche zu entgegnen: ob denn der, welcher nicht lesen und schreiben könne, nur aus diesem Grunde so vortreffliche Eigenschaften des Charakters und des Herzens aufzuweisen habe, und ob die anderen bloß deshalb ihre Pflichten verabsäumt hätten, weil sie lesen und schreiben konnten? Ein solcher Schluß sage nichts Anderes, als man müsse jemanden das Licht entziehen, weil er ein Mordbrenner werden könne. Gewiß, die Halbaufklärung ist ein großes Uebel, aber das größte Uebel ist jene halbe Menschlichkeit, die da spricht: diese Menschen sind glücklich, weil sie es nicht besser wissen, weil sie ihr Elend nicht fühlen. Der erwähnte Pastor indeß — (er verdiente diesen Titel schon deshalb, weil er die ihm anvertraute Schaafheerde mit dem Phylax des Glaubens zusammenhielt, der, wenn ein Vieh sich ver-

laufen wollte, demselben nach den Beinen schnappte und es in Reihe und Glied zurückbiß) war der Meinung: „besser ist besser" und citirte einen Collegen aus Pommern, der da spricht: „wehe diesem Volke, wenn unsere halbgebildeten und größtentheils in der Arroganz ganz aufgelösten Schulmeister es nach Dinter, oder gar nach Paulus abrichten, denken zu lernen." Halbgebildete Schulmeister werden überhaupt das Volk nicht denken lehren, aber man sollte für ganz gebildete in Mecklenburg sorgen. Diese werden nicht das Volk zum Denken abrichten, sondern ihm nur die Freiheit dazu geben, die Kraft. Die Freiheit des Gedankens hat aber nie Unheil hervorgerufen, es sei denn augenblickliches, das im Strome des Völkerlebens wie ein Tropfen erscheint. Kurz, man wird einsehen, welche oberflächliche Raisonnements gegen die Aufklärung der niederen Klasse in Mecklenburg und leider allenthalben angewendet werden. „Edle Einfalt," Religion, Tugend und argumenta ad hominem, die wie die Faust aufs Auge passen, citirt man noch heut zu Tage gegen sie. Und das geschieht von Leuten, die wenigstens klar sehen könnten, wären sie nicht im Egoismus verstrickt. Was soll von den Anderen geschehen, mit denen „die Götter selbst vergebens kämpfen." Gewiß von den Landtagen zu Malchin und Sternberg ist in dieser Hinsicht — ich meine in Hinsicht der Humanität — noch weniger zu hoffen,

als von der Geistlichkeit, die neuerdings in Mecklenburg — und zwar von Rostock aus — eine pietistische Hinneigung anzuregen sucht. Das wäre allerdings eine moderne Reaction gegen etwaige Reform-Versuche; denn bis dahin kannte man den Pietismus noch nicht in Mecklenburg.

Grabow, in der Nähe von Ludwigslust, lebt von diesem Marktflecken, dem es hauptsächlich Butter liefert und Getreide.

Parchim an der Elde ist Sitz des OAGerichts für beide Großherzogthümer, das größtentheils aus dem höchsten Adel zusammengesetzt ist; denn der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ernennt den Präsidenten und einen Rath; der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz einen Rath, die Ritterschaft einen Rath, die Landschaft einen Rath, und Ritter- und Landschaft alternirend noch einen Rath. Diese Wahlordnung, die die Besetzung der Majorität des aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten und fünf Räthen bestehenden höchsten Landesgerichts in die Hände der regierenden Fürsten und der Ritterschaft legt, wird den Mangel bürgerlicher Elemente in letzter Instanz hinlänglich erklären.

Boitzenburg ist bekannt durch den Elbzoll, durch Bier, durch einen Wollmarkt, und neuerdings durch die Chaussée, welche von Hamburg über Boitzenburg,

Redefin, Ludwigsluſt und Grabow nach Berlin führt. Chausséen gehören in Mecklenburg zu den Seltenheiten, wie in Holſtein, und auch die Hamburger-Berliner Chaussée würde ohne Preußen nur ein frommer Wunsch sein. Jetzt aber hat der letztere Staat eine höchſtens dreißig Jahre haltbare Straße gebaut, mit der Bedingung, daß Dänemark nach Ablauf dieſer Zeit die Koſten der Unterhaltung hinſichts der Lauenburg und Holſtein durchſchneidenden Theile trägt. Kurz, dieſer Wegbau iſt eine Wohlthat für das nördliche Deutſchland, die man preußiſcher Liſt mehr, als preußiſcher Aufopferung verdankt; denn jene Koſten, welche dieſer Staat an die dreißigjährige Dauer der Chaussée wandte, werden hinlänglich durch den Vortheil compenſirt werden, daß preußiſche Unterthanen ein für alle Mal von Chausséeabgaben eximirt ſind, Dänemark aber wird nach dem Ablauf jener Friſt, binnen welcher Preußen für die Unterhaltung dieſer Straße zu ſorgen hat, genöthigt ſein, eine neue in ſeinen Landestheilen zu bauen.

Dömitz, am Zuſammenfluß der Elde mit der Elbe iſt das Spandau Mecklenburgs, aber es gibt nirgends weniger Staatsgefangene, als in dieſem Ländchen.

Das ſchöne Rittergut Remplin, unweit des Malchiner Sees, gehörte einſt dem Grafen Carl von Hahn, einem der reichſten mecklenburgiſchen Edelleute, aus deſſen Concurs ein Drittheil der Mecklenburger Advo-

caten wenigstens eine Zukunft für Kinder und Kindeskinder gewann. Graf Carl von Hahn durfte Ifflands Gastspiel auf dem Liebhabertheater seines Guts mit einem Becher voll Ducaten und einer silbernen Rüstung ehren, er durfte mit mecklenburgischen Zweidrittelstücken über den glatten Spiegel der Ostsee werfen, um eine Wette mit dem jüngstverstorbenen Großherzog zu gewinnen, der mit weniger ebenen Steinen warf, ohne seinem Vermögen wehe zu thun, aber die Justiz-Canzelei in Güstrow verschlang im Wege Rechtens, was eine seltene Verschwendung nicht hatte absorbiren können. Die Hauptgläubiger des Grafen waren Advocaten, denen er ursprünglich in keiner Weise verpflichtet war. Jetzt gehört Remplin dem Fürsten von Schaumburg-Lippe, und der Graf von Hahn schiebt den Thespiskarren, die einzige Leidenschaft seines Lebens, die ihn alle Unbill vergessen läßt, von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken.

Ratzeburg, das mit seinen rothen Häusern freundlich aus dem Waldgrün ringsum hervorsieht, ist nur zum Theil mecklenburgisch. Der Domhof und Palmberg gehören dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, alles Uebrige ist lauenburgisch. Diese Zerstückelung ist ein Ueberrest des alten Bisthums, das Mecklenburg zufiel und noch an den eilf Aposteln aus getriebenem Silber am Altar der Domkirche erkenntlich ist. Der

zwölfte wurde gestohlen, oder erfüllte vielmehr den Zweck des Evangeliums, die Mission, in alle Welt zu gehen und zu lehren alle Völker. Die Theologen fluchten dem Dieb, aber das Geld ist demohngeachtet das Evangelium des neunzehnten Jahrhunderts geworden, weshalb man auch in der Schloßkirche von Ludwigslust wohlweislich nur Leuchter von Pappe, mit Silberpapier überklebt, aufgehangen hat, die dem alten Evangelium eben so hell leuchten, wie silberne. Außer den Aposteln findet man im Dom zu Ratzeburg auch Ueberreste der heidnischen Gottesverehrung, die dem Tempel der Obotriten zu Rhetra entnommen wurden: den Kriegs-Gott Radegast und die Göttin der Liebe: Siwa, die Gemahlin Bogs. Wir wollen gern glauben, daß die Liebe der Wenden manierlicher gewesen ist, als ihre göttliche Repräsentantin; wenigstens hielt ein Engländer neben mir diese Siwa für den Radegast, der ihm noch nicht gezeigt worden war, den Radegast selbst aber schlechtweg für ein „Ungeheuer;" denn in der slavischen Mythologie trifft man immer ein Gemisch von Mensch und Thier. Radegast hat einen Löwenkopf, auf welchem ein Vogel sitzt.

Neustrelitz, die Residenz des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, ist eine lichte und geregelte Stadt, wie Mannheim. Vom Markte aus kann man alle Straßen übersehen. Sie bilden einen achteckigen Stern, der

hier seinen Mittelpunkt findet. In Neustrelitz ist der Sitz der Landescollegien. Eben daselbst befindet sich das Gymnasium Carolinum, mit welchem eine Real- und Töchterschule verbunden ist, Anstalten, die, zumal in Mecklenburg, alle Beachtung verdienen. Das obotritische Antiquitäten-Cabinett in Neustrelitz wurde durch die zu Prillwitz am Tollensee zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts stattgefundene Ausgrabung eines großen Kessels mit metallenen Götzenbildern hervorgerufen. Das Theater in Neustrelitz ist bereits seit geraumer Zeit Hoftheater und mehr als Berliner Nachäfferei; denn es zählt vortreffliche Mitglieder. Wenn aber der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz dem Verarbeiter einiger Romane van der Velde's und Tromlitz's zu Bühnenstücken, Herrn Bahrdt, wirklich eine Pension verliehen hat, so mag man diesen Act nur als eine patriotische Sympathie betrachten. Herr Bahrdt ist, so viel ich weiß, Apotheker; ist er es nicht, so sind wenigstens seine Dramen Apothekerarbeit, ein Gemisch jener Ingredienzien von Thatsachen, Rührungen und Erschütterungen, die bei van der Velde und Tromlitz obenauf schwimmen und die von Herrn Bahrdt in einem wässerigen Dialog aufgekocht worden sind. Durch fürstliche Vermählungen ist auch Neustrelitz in das Rad der Weltgeschichte gerathen. Die Königin Louise von Preußen, eine geborene Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, wurde

von diesem Rade zum Tode getroffen, während ihr Bruder, der Herzog Carl von Mecklenburg, als ein Hemmschuh der Ereignisse betrachtet werden kann. Wer wird nicht noch den Einfluß des Verstorbenen in den neuesten hannöverschen Thatsachen erblicken. Aber Herzog Carl war nur ein Sisyphus, den modernen Zuständen gegenüber, er überlistete sie lange Zeit, er betrog den Tod selbst, indeß die Resultate seiner Wirksamkeit waren doch nicht besser, als das Ende des Königs von Korinth:

> von schrecklicher Müh' gefoltert,
> Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt forthebend.
> Angestemmt arbeitet' er stark mit Händen und Füßen,
> Ihn von der Au aufhebend zur Berghöh. Glaubt' er ihn aber
> Schon auf dem Gipfel zu drehn, da mit einmal stürzte die Last um;
> Hurtig hinab mit Gepollter entrollte der tückische Marmor.
> Dann von vorn arbeitet' er angestemmt, daß der Angstschweiß
> Rings den Gliedern entfloß, und Staub umwölkte das Antlitz."

Was ich schon früher bemerkt habe, das muß ich hier wiederholen: nicht die Monarchie steht der friedlichen Reform des Jahrhunderts entgegen, sondern die Aristokratie, die um den Stamm der königlichen Eiche üppig wuchert. Die Tendenzen des Berliner politischen Wochenblatts, die in dem Herzog Carl von Mecklenburg einen Mittelpunkt fanden, waren mit der Zukunft des preußischen Staats so wenig vereinbar, daß man sich schon jetzt höherer Seits von ihnen zurückzieht. Herzog Carl förderte sie nicht vom Gesichtspunkte des Thro-

nes aus, dem er in der That sehr fern stand, sondern aus dem alten feudalen Princip deutscher Aristokratie, die eben den Thron nur als ihren Stützpunkt betrachtet, und den Staat dem gemäß als ein Institut für die Minorität.

Altstrelitz ist eine Stunde von Neustrelitz entfernt, und, was Fürth für Nürnberg ist, für Neustrelitz: ich meine Judenstadt. Dieselben besitzen hier eine Synagoge, einen Vice-Landrabbiner und jüdischen Richter, und eine öffentliche Freischule mit fünf Lehrern.

Neubrandenburg, am Tollensee, dem größten in Mecklenburg-Strelitz, das allein im stargard'schen Kreise drei und fünfzig Seen zählt, ist durch eine Oberschule und drei und vierzig Branntweinbrennereien ausgezeichnet.

Mirow, eine vormalige Johanniter-Commenthurei, ist das St. Denis der Herzöge von Mecklenburg-Strelitz. Hier verlangte auch Herzog Carl von Mecklenburg, der als preußischer General und Präsident des Staatsraths starb, beigesetzt zu werden. Mißtrauisch gegen die junge Zeit, verordnete er, daß die Leiche nur in Begleitung einiger Getreuen in die mecklenburg-strelitzische Familiengruft geleitet werde. Und sie gelangte Nachts und ohne alle Vorbereitungen in Mirow an, wo sie von dem Pfarrer und der bei der Einsenkung noth-

wendigen Assistenz empfangen wurde. Ein stilles Gebet und ein have pia anima! der preußischen Gardeofficiere war die ganze Feier der Beisetzung.

Hohenzieritz, am Tollensee, hat durch den Tod der Königin Louise von Preußen, die hier am 19. Juli 1810 in Preußens tiefster Erniedrigung verschied, eine geschichtliche Bedeutung erlangt. Man ist überzeugt, daß die Königin Louise den Ereignissen des Jahres 1806 nicht fern stand, aber Napoleon mochte auch hier denken: c'est la guerre, ich nehme, was ich nehmen kann, und der Tilsiter Frieden war der härteste Schlag, den das Weib und die Königin erleiden konnte. Friedrich Wilhelm stand verzweifelnd und händeringend am Sterbebette der Gemahlin, sie ahnete ihren Hingang und bat die Vorsehung um einen kurzen Todes-Kampf, und der unglückliche König mußte seine Bitten mit den ihrigen vereinen. Wenn Napoleon aber keinen Anstand nahm, sein hartes und vorurtheilvolles Dafürhalten über die Beziehungen der königlichen Frau zu den Kriegsereignissen in Bulletins und Briefen öffentlich auszusprechen, so beweiset das weniger ein Verkennen der Zeit, die in mancher Hinsicht anders urtheilen mochte, als eine in den strengsten Grundsätzen der Legitimität erzogene Fürstentochter, denn vielmehr ein Verkennen des Volks, das über die Herzensgüte und das Unglück der Königin ihre Schwächen übersah und der Persönlich-

keit der Verstorbenen selbst in dem Befreiungskrieg einen großen Theil jenes Enthusiasmus entnahm, der den Usurpator stürzte. Eben jene rücksichtslose und rohe Weise, die der letztere gegen dem Volke theuere Persönlichkeiten und andere, die demselben erst durch ihr Unglück theuer wurden, wie der Buchhändler Palm, wie Fink und von Berger, beobachtete, kann als die Hauptursache seines Falls betrachtet werden. Die Deutschen sind als Volk nicht so verwundbar, denn als gute Familienväter und Familienmütter und treue Kinder.

Uebersieht man Mecklenburg mit einem Blick, so wird man bald gewahren, daß Viehzucht und Ackerbau der Wendepunkt des dortigen Lebens ist. Man führt Pferde, Getreide, Hafer, Gerste, Butter, Käse, Holz, Wolle, Flachs, Rindvieh, Schweine, geräucherte Gänse, Federn, Fische, Wachs und Honig, Leder, Lumpen, Grütze, Branntwein, Malz, Mehl, Graupen, grobe Wollwaaren und eben so grobe Leinwand aus, kurz man lebt von dem, was die Güte Gottes den Menschen zukommen ließ; Veredelung desselben durch Kunstfleiß trifft man in Mecklenburg wenig. Straßen, Chausseen und Diligencen haben hier, bis auf wenige Ausnahmen, ein Ende, und wenn die Wege-Commissionen in jedem Frühjahr und Herbste die Wege bereisen, so beweiset das nur, daß diese Wege allenfalls noch zu bereisen sind, ohne Lebensgefahr für die Wege-Commis-

sionen sowohl, wie für andere; denn was die Bequemlichkeit betrifft, die Eile, die Fürsorge für Fremde, so hat Mecklenburg an und für sich nicht darauf Rücksicht zu nehmen. Man besichtigt, läßt sich die Commissionsgebühren zahlen und urtheilt, der feste Körperbau der Landeskinder werde die unwegsamen Straßen, wie die harten Postkarren ertragen, und die Eile werde der Würde der beiden Großherzogthümer nur Eintrag thun, die durch eine langsamere Fahrt offenbar an Ausdehnung gewinnen; denn man wird eine Reise von Hamburg nach Frankfurt a. M. in kürzerer Zeit beenden, als den Durchmesser durch Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz. Die Hamburger-Berliner Straße über Mecklenburg, die einzige chaussirte, ist Preußens Werk, wie es denn keinem Zweifel unterliegt, daß Mecklenburg in dieser und in anderer Hinsicht vorgeschritten sein würde, wenn der Wittstocker Vergleich, der Brandenburg nach dem Abgange des mecklenburgischen lehnsfähigen Mannsstamms die Succession in die Großherzogthümer zusichert, bereits hätte realisirt werden können. Wie die Sachen jetzt stehen, muß man sich gedulden, aber bedauern muß man zugleich den Stillstand in einem Ländchen, das äußere Mittel genug besitzt, um wenigstens die Form des Jahrhunderts zu wahren. Während in Belgien, dem Lande der Hierarchie und des officiellen geistigen Stillstandes, Eisenbahnen

alle Richtungen durchkreuzen, besichtigen die Wege-Commissionen in einem Lande des Protestantismus und der Aufklärung — ein Epitheton, das auch Mecklenburg seit der kirchlichen Reformation in Anspruch nimmt — zweimal in jedem Jahre die Wege, ob sie auch noch fahrbar sind. Im Uebrigen bleibt Alles beim Alten, wie in Wismar, wo man einen Kirchthurm so lange besichtigte, bis er der Bau-Commission vor der Nase einstürzte.

Und wären es nur die Wege, die zu besichtigen wären. Nein, auch die Menschen sind zu besichtigen, aber diese besichtigt man nicht einmal. Holstein hat wenigstens die Feudalität möglichst gemildert, Preußen hat eingesehen, daß sie diesem Staat eine schlechte Garantie ist, obwohl Einzelne wieder nach den alten Gewohnheiten streben. Holstein und Preußen hätten Mecklenburg längst ein Beispiel sein können, aber das Volk ist in Mecklenburg an Kartoffeln, Rüben und Pferdebohnen verwiesen und zum Trost für die Entbehrungen des Lebens an Branntwein, wenn nicht der Pietismus, der eigentlich mit mecklenburgischem Blut gar nicht verträglich ist, doch in die niedere Klasse eindringt. Wie die Staatsbeamten, die „Herren von," die Rittergutsbesitzer und die Hofbeamten — die in Mecklenburg-Schwerin in einen Hofmarschall, funfzig Kammerherren, neun und zwanzig Kammerjunker und sechs Pagen,

und in Mecklenburg=Strelitz in einen Oberhofmeister, einen Hofmarschall, einen Oberjägermeister, zwei und vierzig Kammerherren und sechs Kammerjunker *) zerfallen — ich sage, wie diese Herren leben, davon kann man sich in Dobberan an dem grünen Tische überzeugen, in Güstrow, bei dem Wettrennen, in Schwerin, hinter den Coulissen des Hoftheaters, überzeugen durch die bekannte Verordnung von 1811, welche Staatsbeamten und Hofdienern mehr Religiosität und häufigeren Genuß des Abendmahls einschärfte. Wenn man die letztere vielleicht als ein Zeichen der Dankbarkeit des Großherzogs Friedrich Franz, der in der Zeit seines Unglücks gerade von dem Volke, von dem sogenannten gemeinen Manne so viele Beweise treuer Anhänglichkeit und Liebe erhielt — betrachten mag, so wird man doch zugeben müssen, daß solche Verordnungen den Schaden nur berühren, aber nicht heilen. Zur Heilung bedürfte es durchgreifender Maßregeln, zu welchen die Großherzöge von Mecklenburg gerade Popularität und Selbstständigkeit genug besitzen, um des Adels dabei entbehren zu können, der bis jetzt nur noch die Gestüte zu Ivenack, Prebberede, Weitendorf und

*) Man wird einsehen, daß der Hofstaat beider Höfe ziemlich gleich gehalten ist, trotz der verschiedenen Größe beider Ländchen.

Basedow, geltend machen kann, um seine Theilnahme an der mecklenburgischen Cultur darzuthun.

Was den Handel betrifft, so ist derselbe, wie man nach den beschriebenen Zuständen leicht urtheilen mag, hauptsächlich nur an die beiden freien Städte Rostock und Wismar verwiesen, die in unmittelbarem Verkehr mit dem Auslande stehen und durch Privilegien und Gerechtigkeiten mannigfacher Art von dem übrigen Mecklenburg geschieden sind. Nebenbei treiben die Städte Boitzenburg, Dömitz, Grabow und Güstrow Handel, dem man neuerdings durch den Elde-Canal zu Hülfe gekommen ist und durch eine Actiengesellschaft zur Beförderung der Schifffahrt zwischen Schwerin und Hamburg vermittelst der Stör, Elde und Elbe. Aber das platte Land wird bei diesem Handel nur durch die Rittergutsbesitzer vertreten, der gemeine Mann kann sich keinen anderen Hoffnungen hingeben, als jenes Milchmädchen, das sich von einem Topfe mit Milch zu Haus und Hof hinaufträumte und über diesen Traum den Topf mit Milch vom Kopf verlor. Wer Kühe pachten kann in Mecklenburg, einen Krug, eine Mühle, der gehört schon zu den vom Glücke Auserwählten, die Majorität bedarf allerdings jener „edlen Einfalt," die mit sehenden Augen blind und gläubig ist. Uebrigens habe ich niemals eine Klage in Mecklenburg vernommen

über die alte Zeit, aus welcher das Alles herrührt; wenn man klagt, so klagt man nur über schlechte Zeit, und versteht vorzugsweise die neue darunter, die denn doch in Manchem besser ist, als die alte. Aber die Gewohnheit ist die beste Erziehung, und die Geistlichkeit selbst spricht: „Sie wissen es nicht besser.“

Vierzehntes Capitel.

Pommern. — Territorialbeschaffenheit. — Zustand der Bildung. — Güterverhältnisse. — Aufklärung auf dem platten Lande und Beziehungen des preußischen Unterrichts zu den pommer'schen Schulen. — Provinzialstände. — Einwohnerzahl. — Feudalismus und Adel. — Christenthum in Pommern. — Pommersches Bier. — Vineta.

Pommern, von Po moote, am Meere, lag ursprünglich wohl **im** Meere, das über diese weiten sandigen Flächen seine Fluthen wälzte und selbst, nachdem es sie trocken gelassen hatte noch dann und wann zurückkehrte und einzelne Stücke von der alten Verlassenschaft abbiß. Man hört hier, wie in Friesland, häufig: „mein Vater erinnerte sich noch der Zeit, wo hier festes Land war," und Sagen von untergegangenen Städten, abgerissenen Inseln, meerverschlungenen Straßen durchkreuzen das Volk, das freilich nach seiner Bildung verfährt und den Untergang Vinetas z. B. dem Umstande zuschiebt: die Einwohner dieser Stadt seien so freventlich üppig

gewesen, daß sie ihren Kindern den Hintern mit Semmelbrod gewischt hätten.

Pommern ist die deutsche Bretagne: Sand, Fläche, Meer, Hünengräber und Plattdeutsch, welches ich übrigens dem bretagnischen Französisch durchaus vorziehe, sind die hervorragendsten Merkmale pommerscher Natur. Wo sich diese zu Felsen, Hainen und den heiligen Eichwäldern verklärt, da ist sie durch das Meer geschieden von dem Festlande Pommern, wie auf Rügen, Usedom und Wollin. Ich glaube auch, daß das slavische Karthago, daß Vineta, die geheimnißvolle Stadt, von der ein Berliner, der Propst Zöllner, zuerst behauptete, daß sie gar nicht existirt habe und daß die Felsenriffe in der Ostsee, die Chroniken und Ueberlieferungen für die Mauern der Wendenstadt ausgeben, gewöhnliche Felsenriffe seien; ich glaube auch, daß Vineta nur deshalb von den Wellen verschlungen wurde, weil der Christengott nicht wollte, daß heidnische Kunst der Vorzeit pommersche Natur der Neuzeit beschämen sollte; denn in Pommern ist alles Natur, selbst die Menschen und die Freifräuleins. Wenigstens beschwerte sich eine solche Dame aus Hinterpommern gegen mich, daß ihr Kammermädchen aus Berlin ihr die Sprachfehler stets verbessere. Von Hans von Zanow an bis auf die neueste Zeit ist Pommern, was die Natur betrifft, zum Sprichwort geworden, und wenn hier der Kunst Erwähnung

geschieht, so besteht sie nur in pommerschen Gänse-brüsten, denen Pierer in seinem „encyklopädischen Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe" einen besonderen Artikel gleich hinter der „pommerschen Geschichte" eingeräumt hat. Und in der That die pommerschen Gänsebrüste sind in diesem Augenblick der Höhepunkt dieser Geschichte; von der Urzeit Pommerns unter den Gothonern, Rugiern, Longobarden, Limoviern, Sudniern, Burgundern und Lygiern, von der Herrlichkeit Pommerns unter den diesen folgenden Wenden, Veneten, Anten und Wilzen, die den Culminationspunkt heidnischer Civilisation an den Ufern der Ostsee bildeten, von den Fehden und Kämpfen der pommerschen Herzöge, von Schweden, von Wallenstein, von dem großen Kurfürsten, mit einem Worte von allen hervorragenden Eindrücken, die Pommern trafen, sind die letzten Spuren verwischt, kaum ist noch die Erinnerung an einzelne derselben übrig geblieben *). Wenn aber Preußen jetzt die Sonnenstrahlen der Intelligenz auch über die Dünen und Torfmoore Pommerns verbreiten will, wenn die Volksbildung auch hier den alten unfruchtbaren Boden der Vorurtheile und Gewohnhei-

*) In Stralsund wird jedoch noch alljährlich die Aufhebung der Belagerung von den Kaiserlichen unter Wallenstein festlich begangen.

ten auflockern soll für die Saat und Erndte einer neuen Zeit, so meint ein pommer'scher Pfarrer zu Crummin, auf Usedom, noch im Jahre 1837, daß „ein guter Religionsunterricht in der Jugend den Verirrungen der Aufklärung nicht allein vorbeugen könne;" denn die Geistlichkeit in Pommern, die dieselbe patriarchalische Stellung behauptet, wie einst das heidnische Priesterthum, denkt bei der Aufklärung zuerst an die Verirrungen derselben, man knüpft an den ersten Schritt zur Lichtung des Urwaldes schon seine gänzliche Vernichtung. Die Bauern würden Oken lesen und aus ihm erfahren, die Menschen seien aus dem Meerschlamm entstanden und nicht von Gott geschaffen, meint jener Pfarrer von Crummin auf Usedom, und er ruft wehe! über die Volksbildung, er ahmt dem heidnischen Priester nach, der, aus Furcht, der Christengott werde auch nach Wolgast mit Bischof Otto vom Bamberg kommen, den Bauern zurief: „steht! ich bin Barovit, der Wolgaster Gott, der euch Alles gibt, was ihr bedürft." Hoffen wir, daß sich Herr von Altenstein nicht durch dergleichen Befürchtungen beirren läßt und daß die pommerschen Bauern, wenn sie wirklich Oken beipflichten, auch in dem Meerschlamm den Finger Gottes erblicken. Jedenfalls wär' es gut, es käme noch einmal dahin, daß man bei Pommern an andere Dinge dächte, als an Gänsebrüste, denn diese Provinz ist von Gott durchaus

nicht so übel bedacht, wie von den Menschen; sie ist fruchtbar und fett genug, um, außer dem Landadel und der Geistlichkeit, auch der übrigen Bevölkerung ein vernünftiges Auskommen zu gewähren, dürfte man den Boden nur mit noch mehr Freiheit cultiviren, als welche durch das Edict vom 9. Octbr. 1807, das die Erbunterthänigkeit — ein zarteres Wort für Leibeigenschaft — aufhob, und das Edict vom 14. Septbr. 1811, welches die Eigenthumsverleihung der Bauerhöfe und die Beschleunigung der Naturaldienst-Aufhebung aussprach, ertheilt worden ist. Das letztere, obschon so vortreffliche Gesetz ist auch für Pommern durch die Auseinandersetzung der Grundherren und Bauern eine unerschöpfliche Quelle von Nebendingen geworden, die den ursprünglichen Zweck desselben, eine Reform des Bauernstandes, sehr erschweren. Statt einer raschen Procedur haben sich zunächst aus der humanen Absicht der Regierung kostspielige Processe entwickelt, und die General-Commission in Stargard, die die Auseinandersetzung für Pommern leitet, sah sich genöthigt, eine Verordnung nach der andern, hinsichts der Moderation der Kosten und der Controle der bei der Auseinandersetzung nothwendigen Unterbeamten, die insgesammt diesen Act als eine melkende Kuh zu betrachten schienen, zu erlassen. Mit einem Worte, das Resultat steht bis jetzt auch in Pommern noch in keinem Verhältniß

zu dem Aufwand, und zwischen den alten Zuständen und der freien Bewirthschaftung liegt ein ganzer Augiasstall von Ausmessungen, Terminen, Begutachtungen, Verordnungen und Prozessen. Zudem kann man sich von dem Phlegma der pommerschen Bauern keinen Begriff machen; sähen sie den Himmel offen, sie würden sich kaum die Mühe nehmen, hineinzublicken. Eben so wenig wird ihnen daran liegen, in neue Zustände überzutreten. Für die alten sind sie bis jetzt noch erzogen, sie sind dazu erzogen, gelegt *) zu werden; denn diese Einrichtung ist in Pommern Regel. Werden sie sich, plötzlich emancipirt und selbstständig, glücklich fühlen? Gewiß nur in den Fällen, wo ihnen die Bildung zu Hülfe kömmt; aber das alte Zwangsverhältniß, in welchem sich der gelegte Bauer befand, hieß ihn nie über das gleichsam thierische Tagwerk hinwegsehen. Er ist nicht ausgerüstet für das neue Eigenthum, für das Culturedict, er so wenig, wie der Edelmann, der im gröbsten Feudalismus aufwuchs. Also für Pommern bedarf es zunächst der inneren Cultur und des intellectuellen Fortschrittes. Was soll man nun davon halten, wenn die Geistlichkeit, die hier hauptsächlich an dem Fortschritt arbeiten könnte, weil sie, wie gesagt, in ei-

*) Man sagt in Pommern: Bauern legen von den Laßgütern, wo jene nach Ablauf der Pachtzeit wieder entfernt werden können. Während derselben gehören sie zum Gesinde.

nem patriarchalischen Verhältnisse zu dem Volke steht, die oberflächlichste Ansicht betreffs desselben an den Tag legt, indem sie behauptet, die Bauern seien so roh, daß sie nur die materielle Seite der Aufklärung begreifen und sich den Behörden und Gesetzen entziehen würden. Möchte es nicht gut sein, man berücksichtigte auch den Adel, der eben so roh ist, wie jene Bauern, und sich zu Friedrichs des Großen Zeiten beikommen ließ, zu erklären, er sei mit dem Feinde fertig geworden und müsse sich nun vor seinen Bauern fürchten, weil der König einen pommerschen Edelmann nach Spandau wegen Gewaltthätigkeiten verwiesen hatte. Freilich, wenn der Bauer nur die Zuchtruthe erblickt, so wird er zunächst sicherlich sich derselben entziehen wollen und die ihm gebotene Aufklärung kann eine schiefe Richtung nehmen. Wenn aber der bevorzugte Stand auch von der Aufklärung getroffen wird, wenn die Humanität mit ihr um sich greift unter denen, die hier allein human sein können — denn der Bauer in Pommern hat nichts aufzuopfern — dann werden wir in Pommern, wo von jeher Geradheit, Offenheit und Redlichkeit über Grobheit wachten, am wenigsten von der niederen Klasse Unbill zu befürchten haben. Die pommersche Landwehr war die alte Garde des preußischen Heeres im Befreiungskriege, sie hat dem Aufruf: „An mein Volk“ so treu Folge geleistet, wie die Freiwilligen irgend einer

anderen Provinz, aber als Alles wieder in den vorigen Stand gesetzt worden war, ging man ruhig nach Hause und selbst die Männer, die den Gewehrkolben so vortrefflich gehandhabt hatten, strickten Strümpfe hinter den Schaafen und Gänsen, wenn sie kein Feld zu bebauen hatten. Heißt das Verdacht geben zu einer Ausartung der Aufklärung? Wie es aber mit dieser Aufklärung noch bis auf den heutigen Tag in Pommern aussieht, erfährt man am besten aus dem Munde des mehr erwähnten Geistlichen, der ein ganzes Schulgespräch, das zwischen ihm, einem Schulmeister und dessen Schülern bei Gelegenheit einer Schul-Visitation statt fand, mittheilt. Er will damit beweisen, daß die preußischen Schullehrer-Seminarien für Pommern nicht wünschenswerth seien, da man hier zu dumm sei, um Bildung zu erwerben, und nur Albernheiten erlernen werde; ich aber halte dafür, daß in Pommern neben dem preußischen Unterricht auch die zeitige Wohlfahrt des Bauern besorgt werden muß. Die Vielwisserei macht es freilich allein nicht, und die Seminarien werden hier nur dann Früchte für das Leben reifen können, wenn die Bauern in den Stand gesetzt werden, den Schulmeister in der Weise zu honoriren, daß er sich mit der Bildung des Jahrhunderts mehr beschäftigen kann, als mit dem Stück Lands und den Schweinen, die der Schulwohnung beigegeben sind. Wo um den Unterricht ringsum

Mangel und Dürftigkeit verbreitet ist, wo der Schulmeister zunächst den Hunger zu bekämpfen hat, da wird die Bildung nicht lange ausdauern, aber das Zerrbild der Verbildung wird leicht eintreten. Jener Pfarrer, er nennt sich Wilhelm Meinhold *), statt die Wurzel des Uebels zu besichtigen, hält sich an die oberflächlichen Erscheinungen desselben, und will es dadurch heben, daß man Alles beim Alten lassen möge. Hören wir indeß ihn, den Schulmeister und die Schüler, soweit das Colloquium zum Beweise meiner Behauptung dienen kann.

„Der Schulmeister fragt die Kinder: Wie viel Welttheile haben wir nun? (Die Schulkinder antworten ganz richtig und der Schulmeister sieht den visitirenden Pfarrer, oder, wie man im Norden sagt, Pastor mit wohlgefälligem Kopfnicken an.)

Der Schulmeister fragt weiter: Alles nun, was wir in diesen Welttheilen finden, wie nennen wir das?

Schüler. Producte.

Schulmeister. Richtig!

Der Pfarrer erlaubt sich, ihn zu unterbrechen, und den Kindern den Begriff eines Products zu entwickeln, indem er ihnen namentlich sagt, daß in allen Welttheilen Zaunpfähle, Sand und Wasser gefunden würden, dies aber Niemand für Producte nehme.

---

*) Humoristische Reisebilder von Usedom.

Der Schulmeister. Wodurch unterscheidet sich nun der Mensch von dem Thiere?

Kinder. Durch seine Vernunft, seinen aufrechten Gang und seine kunstfertigen Hände.

Der Schulmeister. Richtig! Warum hat nun der Mensch einen aufrechten Gang?

Der Pfarrer. Halt! Sie haben ja ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal anzugeben vergessen.

Der Schulmeister (sieht den Pfarrer mit großen Augen an.) Nun das wüßte ich nicht!

Der Pfarrer. Ja, ja, besinnen Sie sich!

Der Schulmeister. Nein, das wüßte ich wahrlich nicht; da irren Sie sich wohl.

Der Pfarrer. Aber kann der Mensch nicht sprechen? Die Sprache, die Sprache haben Sie vergessen.

Der Schulmeister (lächelnd.) Ei Herr Pastor, das, denk' ich, versteht sich von selbst. Warum hat nun der Mensch eine aufrechte Stellung?

Die Kinder schweigen.

Der Schulmeister (fortfahrend.) Na könnt ihr nicht hören, Schlingel? (Die Kinder schweigen abermals, und der entrüstete Schulmeister wendet sich zu dem Pfarrer mit den Worten): Sehen Sie, Herr Pastor, so geht es einem in dem schweren Schulamte, ich hab's nun am Freitage mit ihnen gehabt und nun stehen die Schlingel da und sperren's Maul auf, (zu den Kindern)

ihr Buben ihr, was muß der Herr Pastor von mir denken, was macht ihr mir für Schande; na wartet nur, wenn der Herr Pastor erst weg ist.

Der Pfarrer. Lassen Sie's gut sein und fahren Sie fort.

Der Schulmeister. Nein! ich will ihnen ein bischen auf die Sprünge helfen, (zu den Kindern) der Mensch hat einen aufrechten Gang, damit er gerade über—

Kinder. (Alle in einem Athem.) Damit er gerade über einen Steeg gehen kann.

Der Schulmeister. Seht ihr Schlingel, wenn ihr euch man besinnen thätet.

So weit Herr Wilhelm Meinhold. Er verlangte vermuthlich die Antwort, der Mensch gehe deshalb aufrecht, weil er das edelste Thier der Schöpfung sei, weil er zum Himmel blicken solle; aber der Schulmeister hielt sich an ein argumentum ad hominem. Die Bauern in Pommern sind fast schlimmer daran, als das Vieh, und vom Himmel kommt ihnen vielleicht erst mit den Jahrhunderten Hülfe, wenn Ritterschaft, Adel, Gutsbesitzer und Städte, in Summa die Provinzialstände *) auch ein wenig hinaufblicken, somit konnte der Schul-

*) Der König wird nichts dagegen haben, wenn der Kern der Bevölkerung eine noch freiere Stellung erhält, als ihm durch das Edict vom 14. Septbr. 1811 eingeräumt worden ist.

meister wohl dafür halten, der aufrechte Gang sei den Bauern in Pommern nur eben deshalb gewährt, damit sie nicht auch noch den Hals brächen. Aber Herr Meinhold sollte deshalb nicht die Aufklärung verwünschen, weil ein pommerscher Schulmeister durch die Bildung so weit gekommen ist, daß er hinsichts des aufrechten Ganges von der gewöhnlichen Ansicht abweicht, er sollte vielmehr annehmen, daß wenn der gemeine Mann in Pommern sich erst als Mensch fühlen werde, er auch einen höheren Maßstab an den aufrechten Gang legen werde. Im Süden mögen die Schulkinder vielleicht auch nicht die rechte Antwort auf eine derartige Frage finden können, aber sind sie dort zu Männern herangereift, so werden sie sich, wenn es ihr menschliches Recht gilt, in die Brust werfen und jeden, der es verletzen will, de haut en bas betrachten. Deshalb geht man im Süden aufrecht, von Kurhessen an bis zur französischen Grenze, eine Ansicht, die auch dort besteht, wo Husaren aus Hinterpommern die Ordnung der Dinge erhalten, wie z. B. in Saarbrücken.

Pommern hat seit 1823 Provinzialstände. Der Verband begreift Altvorpommern, Neuvorpommern und Rügen (das vormalige schwedische Pommern) und Hinterpommern. Die Stände dieses Verbandes bestehen aus der Ritterschaft, in welcher der Fürst zu Put-

bus *) wegen seines Familienmajorats eine Virilstimme hat, den Städten, den übrigen nicht zur Ritterschaft gehörigen Gutsbesitzern, Erbpächtern und Bauern. 48 Mitglieder bilden diese Provinzialstände, unter denen nur vier den übrigen Gutsbesitzern, Erbpächtern und Bauern entnommen werden, was auch beweisen mag, wie wenig die bereits erwähnte General-Commission in Stargard in Betreff der Gründung eines freien Bauernstandes zu thun gehabt hat. Die pommerschen Provinzialstände versammeln sich zu Stettin; sie sind, wie die übrigen preußischen Provinzialstände, nur ermächtigt, Erklärungen, Gutachten, Vorstellungen, Bitten und Beschwerden abzugeben und der höchsten Entscheidung zu harren.

Die Provinz zählt bei einem Flächenraum von 567 Q. M. nur 812,223 Einwohner, also ist das Verhältniß kein anderes, als das mecklenburgische, und Pommern dürfte gleichfalls die doppelte Einwohnerzahl umfassen, wäre des Adels und der Güter weniger. Der Feudalismus ist der Bandwurm unserer gesellschaftlichen Verhältnisse; trifft man den Kopf nicht, so wächst er wieder; denn wo er sich einmal angesiedelt hat, wuchern Indifferentismus und Stupidität rings um ihn her, und die abgeschnittenen Theile werden aus ihnen

---

*) Siehe Rügen.

ergänzt, wie z. B. in Pommern. Diejenigen, die hier zunächst aus den humanen Concessionen der preußischen Regierung Nutzen ziehen könnten, begreifen sie kaum. Endlich auch wird man zugeben müssen, daß die Auseinandersetzung nur eine Hungerkur ist, bei welcher der Bauer, da sie nicht summarisch geschieht, sondern Zeit erfordert, um alle Kräfte kommen kann. Vielleicht also nützt sie nicht einmal, wenn sie nun endlich überstanden ist. Ich will damit durchaus nicht behaupten, das Resultat der neun General-Commissionen, die für die preußische Monarchie behufs der Güter-Auseinandersetzungen angeordnet wurden, stehe nicht im Verhältniß zu dem Aufwande jener, nein! ich will die 17,925 neuen Familien-Etablissements und Bauerhöfe, die im Jahre 1831, also nach zwanzig Jahren, aus dieser Anordnung hervorgegangen waren, als eine Wohlthat gelten lassen, aber man wird doch einsehen, welche Zeit diese Wohlthat erfordert hat. Während der Feudalismus, d. h. die Gewalt, über Nacht emporwuchs, bedurfte die Reform zwanzig Jahre, um unter dreizehn Millionen Menschen siebenzehn tausend freie Bauern ins Leben zu rufen.

In Pommern ist der Feudalismus in Leib und Leben des Volks übergegangen. Das ist nicht figürlich zu verstehen, sondern wirklich. Brenkendorf schrieb

an Friedrich den Großen: „Zu Czarnidamnow *) leben allein zwölf adelige Familien, neun und funfzig Köpfe stark. Der Kuhhirt und der Nachtwächter sind die einzigen unadeligen Menschen im Dorfe, ihre Weiber aber geborne Fräuleins.“ Nun schließe man, wie sich diese Race seit Friedrich dem Großen ausgebreitet haben muß, der freilich Pommern wohl wollte und wohl that, weil es ihm so vortreffliche Soldaten lieferte, wie Böhmen Oesterreich, der aber nie vergaß, daß die großen Generäle des siebenjährigen Krieges zum großen Theil aus dem Adel von Vor- und Hinterpommern herrührten, und diesen deshalb nicht nur in seinen Rechten und Unrechten ließ, sondern ihn auch in Verhältnissen vorzog, wo Bürgerliche dieselben Dienste geleistet hätten und vielleicht noch bessere, wollte man die Zukunft der preußischen Monarchie zu Rathe ziehen, die weder aus einer feudalen Grundlage emporwuchs, noch eine feudale Perspective zuläßt. Aber selbst Staatsmänner und Philosophen sind Menschen. Ich sage, man schließe auf die Fortpflanzung der adeligen Race; denn wenn die gebornen Fräuleins sich nach Brenkendorfs Briefe auch durch eine vernünftige Heirath mit dem Kuhhirten und dem Nachtwächter des Dorfes Czarnidamnow ge-

*) Ein Dörfchen, um das sich die Geographie nie bekümmert hat.

holfen hatten, und wenn man auch annehmen kann, daß viele andere diesem Beispiel nachfolgen und nicht wie Sidonia von Borke, die nur einem pommerschen Herzog ihre Hand reichen wollte, an das reine Blut hielten, so muß man doch annehmen, daß die männliche Nachkommenschaft stets an den Adel erinnert wurde, den sie fortpflanzte. Ein „Herr von" konnte schon nicht das Vieh hüten, oder das Dorf bewachen, wenn das Rittergut nicht für alle Brüder ausreichte; und da auch der Krieg beendet war, so that man lieber nichts, oder erfüllte höchstens den Zweck des Lebens. Wer nicht weiß, was man unter Zweck des Lebens in Pommern versteht, der lasse es sich gesagt sein, ich habe die Definition aus dem Munde eines pommerschen Landjunkers, der mir bemerkte: „bevor man Stettiner Bier gehabt, habe der Zweck des Lebens nur noch in der Kindererzeugung bestanden, jetzt bestehe er auch im Stettiner Bier." Welche Erweiterung des Ideenkreises im achzehnten Jahrhundert! Uebrigens kann ich schon hier bemerken, daß das pommersche Bier von Stralsund bis Stettin vortrefflich ist, d. h. nur in den Städten; denn auf dem platten Lande gibt es hier keine Industrie. Als ich zum erstenmale Pommern betrat und, von Rostock kommend, über Dammgarten nach Neuvorpommern fuhr, machte mich bereits der preußische Conducteur in einem mecklenburgischen, oder pommerschen

Postwagen — Herr von Nagler hat seinen Einfluß bis hieher noch nicht ausgedehnt — auf das pommersche Bier aufmerksam. Und wahrlich! das pommersche Bier ist die einzige Poesie in diesem Küstenlande, obwohl Herr Wilhelm Meinhold, der Verfasser der „humoristischen Reisebilder aus Usedom" behauptet, die berühmtesten Männer unserer Zeit, von Jean Paul bis Gustav Schwab, hätten ihn für einen Dichter erklärt. Ich meines Theils halte das pommersche Bier für einen größeren Dichter, als den Pfarrer von Crummin, und bitte jene preußischen Lieutenants, die mit mir einmal im Gasthause zu Anclam Anclamer Bier tranken, zu bezeugen, daß wir in eine solche Täuschung versetzt wurden, den pommerschen Champagner für ächt zu halten bis — zum Morgen des nächsten Tages, wo die nüchterne Wirklichkeit an die Stelle einer bierblühenden Phantasie trat.

Pommern wurde erst 1125 zum Theil christlich, 1130 ganz; denn Bischof Otto von Bamberg hatte kein leichtes Spiel mit den alten slavischen Göttern, unter denen Pommern reich und herrlich geworden war. Sie mochten nicht zweifeln die alten Slaven an einer Gottheit, die wenigstens nur zum Kriege Menschenopfer verlangte, nicht zum Frieden, wie der Christengott, der mit der neuen Lehre über Blut und Leichen einherschritt und das Kreuz für ewige Zeiten auf dieses Land heftete,

das rothe Kreuz der Entbehrung und Duldung; denn man wird nicht behaupten können, daß das Christenthum eine andere Seite in Pommern aufgeschlagen habe, als die des passiven Gehorsams. Der Feudalismus ging aus slavischen Formen in christliche über, und noch in diesem Jahrhundert durfte der pommersche Adel Friedrich Wilhelm den Gerechten um Wiedereinsetzung der Leibeigenschaft bitten. 1124, d. 15. Juni, wurden die ersten Pommern — man gibt ihre Zahl auf 7000 an — am Ottobrunnen bei dem Dorfe Altstadt getauft, in Bausch und Bogen, indem das Schwert über sie kam, und 1125 soll Vineta untergegangen sein, die blühende Wendenstadt, mit Mauern aus Jaspis und Marmor und mit goldenen Zinnen und Thürmen. Die Sage von Vineta klingt so schön und lieblich auf den Sanddünen von Usedom, wo sonst die Phantasie an den Wogenschlag des Meeres und an den Sturm, der durch die Tannenwälder rauscht, und an die Möven, die auf den Wellen schaukeln und schreien, und an die Dohlen, die um die Hütten von Damerow, Coserow, Koelpin und Loddin schwärmen, verwiesen ist — die Sage von Vineta klingt so schön und lieblich auf einem Boden, wo sonst nur die königlichen Domainen und Rittergüter anziehend sind, daß man allerdings Recht hätte, wenn man ihr weiter nachspürte, wenn man auf dem Meeresgrunde suchte nach der Herrlichkeit des

wendischen Pompeji, wovon Chroniken und Volksmund Kunde geben und wovon der Propst Zöllner behauptet, es sei eitel Lüge, er, der aus Berlin nach Pommern fuhr und von dem Strande aus die seltsamen Steinriffe mit dem Fernrohr betrachtete. Auch Weber bemerkt kurz und gut, Vineta und Julin (Wollin) sei eine und dieselbe Stadt gewesen und von den späteren Chronisten seien die verschiedenen Namen für zwei Städte gehalten worden. Aber die Sage, sollte sie ohne allen Grund sein? Sollten die pommerschen Bauern so schöne Mähr ersinnen? Sollte die Geistlichkeit diese Tradition zur Stütze des jungen Christenthums, dem Vineta ein Sühnopfer fiel, verbreitet haben und haben verbreiten können, da man sich hier doch durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugen konnte? Helmoldus *) sagt in seinem Chronicon Slavorum von Vineta: An der Mündung der Oder, wo das baltische Meer anspült, war vormals die berühmte Stadt Vineta, welche den in ihrem Umkreise lebenden Barbaren und Griechen (Reußen) einen trefflichen Aufenthalt gewährte. Ich will einige Merkwürdigkeiten, die den Ruhm dieser Stadt betreffen, anführen, weil man manches Große und kaum Glaubliche davon erzählt. Sie war unstreitig die größte unter allen euro-

*) Helmoldus lebte 1170 in Wagrien.

päischen Städten und wurde von Slaven bewohnt, nebst anderen griechischen und barbarischen Völkerschaften, denn auch die sächsischen Ankömmlinge erhielten die Erlaubniß, sich dort niederzulassen, wenn sie sich nicht als Christen zu erkennen geben. Denn bis auf den Untergang dieser Stadt waren Alle den Irrthümern des Heidenthums zugethan. Uebrigens gab es kein Volk, welches von freundlichern Sitten und gastfreier gewesen wäre. Jene Stadt, reich an Waaren aus allen Nationen, schloß alles Angenehme und Seltene in sich. Diese sehr reiche Stadt soll ein gewisser Dänenkönig mit einer großen Flotte von Grunde aus zerstört haben. *) Man sieht daselbst einen Neptun von dreifacher Natur; denn jene Insel wird von drei Meerbusen bespült, von welchen der eine von ganz grüner Farbe sein soll, der zweite weißlich, der dritte aber soll, von immerwährenden Stürmen in wilden Aufruhr versetzt, toben." Soweit Helmoldus; diejenigen aber, welche an Vineta zweifeln, behaupten, Helmoldus habe die Kirchengeschichte des Adam von Bremen, die hundert Jahre älter sei, wörtlich abgeschrieben und nur für Julin Vineta gesetzt. Vineta sei nur ein Epitheton des jetzigen Wollin (Julin) und bedeute civitas Vinetorum. Ja man zweifelt sogar, daß Helmoldus selbst „Vineta"

*) Nach Helmoldus ging also Vineta nicht durch Sturm unter.

geschrieben, da die besten Codices Jumneta enthielten, die lateinische Bezeichnung für das slavische Jumne, welcher Name Julin wegen der dort befindlichen Jomsburg beigelegt wurde. Dazu komme noch, daß die Ereignisse, welche Helmoldus nach Vineta verlege, von Adam von Bremen als in Julin geschehen erzählt würden. Also die Einerleiheit beider Städte sei dadurch erwiesen, und zwar um so mehr, als der Biograph des Bischofs Otto von Bamberg, des oben erwähnten Apostels der Pommern, eines Vineta mit keiner Sylbe gedenke, so wenig wie Saxo Grammaticus, der im 12. Jahrhundert diese Gewässer in eigener Person befahren habe. Herr Wilhelm Meinhold, der überhaupt um die Vergangenheit Pommerns besorgter ist, als um dessen Zukunft, hat es demohngeachtet übernommen, die Wendenstadt aus der Kritik zu retten und aus dem Meere, wenn sich nämlich für den letzteren Fall eine hinlängliche Gesellschaft zusammenfinden möchte, um die Kosten zu einem Augenschein mittelst der Taucherglocke zu tragen. *) Was die Gründe des Herrn Meinhold für Vineta betrifft, so bieten sie zwar keinen directen Gegenbeweis hinsichts der Gründe gegen Vineta, aber Beachtung werden sie immerhin verdienen. Er geht von der Sage aus und unterstützt dieselbe durch viele kleine Thatsächlichkeiten,

*) Humoristische Reisebilder von Usedom.

die wenigstens seinen Antrag, die räthselhaften Ruinen zu untersuchen, motiviren. Wenn Herr Meinhold aber der Meinung ist, der Codex Oldenburgensis, welcher für die Jahre 1158—1176 mehrere Personen aus Julin und Vineta anführt, die gleichzeitig im Rathe zu Lübeck gesessen hätten, könne für die Existenz Vinetas angeführt werden, und wenn er jene Angaben, selbst trotz des Unterganges von Vineta im Jahre 1125, noch beachtungswerth findet, so wird man dieser Vermuthung für Vineta doch schon aus dem Grunde nicht den geringsten Glauben schenken dürfen, weil der Lübecker Rath von 1158—1176 aus christlichen Elementen bestand und nicht aus slavischen, die sich doch noch bei dem Untergange Vinetas in dieser Stadt vorgefunden haben sollen, es auch nicht anzunehmen ist, daß ausnahmsweise die Taufe Einzelne aus der slavischen Bevölkerung Vinetas für den Lübecker Rath geeignet gemacht hätte. Freilich wohl werden in jenem Raths-Verzeichnisse, das ich selbst in Lübeck eingesehen habe, die Namen Julin, Vineta und Uznam (Usedom) gleich hintereinander angeführt und dadurch Vermuthungen erregt, man habe Vineta am baltischen Meere vor Augen gehabt; allein dasselbe rührt aus dem Jahre 1234 her, und es ist wohl anzunehmen, daß der Rathsschreiber, welcher es anfertigte, den Locum Winethe bei Hamburg mit dem alten Vineta verwechselte und ihn beliebig neben Julin und Uzeam setzte. Aus

Usedom und Julin aber konnten immerhin Personen in dem Lübecker Rath sitzen, da diese Gegenden zu der angegebenen Zeit längst das Christenthum adoptirt hatten. Die Thatsachen dagegen, welche Adam von Bremen als in Julin, Helmoldus als in Vineta geschehen erzählt, beziehen sich nur auf die Flucht des dänischen Königs Harald, und Meinhold meint, eine Verwechselung derselben sei dadurch möglich geworden, weil sich jener leicht aus einer Nachbarstadt in die andere habe begeben können. Was endlich den Umstand betrifft, daß weder Saxo Grammaticus, noch der Biograph des Apostels der Pommern Vinetas erwähnen, so meint Meinhold, man müsse erwägen, daß jener auch der Jomsburg nicht gedacht habe, deren Existenz doch über alle Zweifel erhaben sei, während dieser Vineta nicht gekannt habe, das zu seiner Zeit schon den Wellen verfallen gewesen sei.

Wie gesagt, man wird einsehen, daß die kritische Untersuchung im engeren Sinne des Worts die Existenz Vinetas nicht rettet; denn sollten Augenzeugen der Stadt, oder doch ihrer Ueberreste jenes Ereignisses mit keiner Sylbe gedenken, während andere Chronisten, die den Strand des baltischen Meeres nie mit einem Fuß betraten, die nie in persönlichen Beziehungen zu jenen Landestheilen standen, uns Wunder davon erzählen? Mochte Andreas, der Biograph Ottos von Bamberg, auch die Spuren Vinetas nicht beachten, von denen

selbst noch vor hundert Jahren die Fischer von Usedom und Wollin, als etwas ihnen durch den Augenschein Bekanntes erzählt haben sollen, so muß man doch annehmen, daß er die historischen Beziehungen jener Stadt zu dem Heidenthum und dem jungen Christenthum, das sich aus demselben losrang, erwähnt haben würde. Otto von Bamberg taufte um das Jahr 1124 die ersten Pommern, und im Jahre 1125 ging Vineta unter, nach Helmoldus von Haralds Hand getroffen, nach der Sage aber durch einen Sturm, der sieben Monate lang aus Nordost blies und die Fluthen des baltischen Meeres über Usedom trieb. Sollte das Christenthum, das so gern seinen Grund in Wundern und dem Zorn Gottes erblickte, dieses Ereigniß unbenutzt gelassen, sollte der Geschichtschreiber hier nicht den Finger Gottes wahrgenommen haben? Indeß die geschichtlichen Studien jener Zeit dürfen nicht mit einem modernen Maßstab gemessen werden, die Anfänge des Christenthums waren mit dem Martyrthum verknüpft, und man konnte nicht wohl über die Gefahren hinaus noch nach etwas Anderem blicken, als nach dem Kreuze und der Dornenkrone. Thatsachen, die den Aposteln und Chronisten hier nicht geradezu vor Augen traten, konnten ihnen schon entgehen, eine Entfernung von einigen Meilen konnte zu jener Zeit so viel gelten, wie heut zu Tage eine Entfernung der Barbarei von der Civilisation, obwohl tau-

sende von Meilen zwischen beiden liegen mögen. Mit einem Worte, man soll die Ungewißheit der Vergangenheit nicht als eine Gewißheit der Gegenwart und Zukunft citiren, sondern mit eigenen Augen sehen, wenn man kann. Ist doch selbst durch neuere Untersuchungen des Augenscheins die Doppelehe des Grafen von Gleichen, trotz Chroniken, Kirchenrecht, Sacrament und aller kritischen Einwürfe, mehr als wahrscheinlich gemacht worden. Somit hat Herr Meinhold ganz Recht, wenn er im Interesse der Geschichte, die hier mehr, als eine Curiosität zu berücksichtigen hat, das Leben und den Augenschein zur Entscheidung über die Frage vorschlägt: „gab es ein Vineta, oder nicht?" Einmal ist die Sage von dem untergegangenen Vineta seit Jahrhunderten einheimisch auf Usedom. Sagen haben immer einen factischen Grund, man wird in dem Lauf der Zeit die ursprüngliche Wahrheit entstellen, ausschmücken, poetisch formen, man wird sie in andere Gegenden und Zeiten verlegen können, aber *erfinden* lassen sich Sagen nicht. Weiter heißt ein Steinriff, eine halbe Stunde südlich von den Ruinen von Vineta, oberhalb des Dorfes Ueckeritz, am Strande von Usedom, noch bis auf den heutigen Tag das „*Bollwerk*." Dieses *Bollwerk* stimmt ganz mit der Lage des *Hafens* von Vineta überein, von dem die Chronisten erzählen; auch wird man schwerlich einen anderen Grund für jene Bezeich-

nung finden können: wozu ein Bollwerk an einer Stelle, die keines Bollwerks bedarf, an dem öden, unfruchtbaren Strande von Usedom? Der pommersche Geschichtsschreiber Thomas Kantzow beschiffte 1538 die Ruinen und der Bürgermeister von Treptow Johann Lubbechius befuhr sie 1564. Damals erzählten die Fischer von Damerow, *) daß noch ganze Steinpflaster der Gassen von Vineta vorhanden seien, aber übermooset, oder versandet. Wenn sie zugleich hinzufügten, dieselben seien eben aus diesem Grunde unsichtbar, so mag man solche Spuren nicht als Beweis anführen können, aber doch die Erzählung davon als Vermuthung für die Unmittelbarkeit der Sage, ja man muß dafür halten, daß die erwähnten Spuren wenigstens noch von den ältesten Leuten jener Zeit gesehen worden waren. Aber nicht nur die Sage lebt seit Jahrhunderten auf Usedom, sondern auch der Name Vineta. Mochten die Chronisten Vineta statt Julin lesen, oder die Vineta civitas womit man Julin bezeichnete, für eine zweite Stadt erklären, so wird man doch mit Recht fragen können, weshalb diese falsche Lesart, oder Verwechselung in den Mund eines rohen und ungebildeten Volks überging, das weder Adam von Bremen, noch Hel-

*) Eins jener vier Dörfer mit wendischen Namen am Strande, den Ruinen von Vineta gegenüber.

moldus las? Endlich sind Alle, welche die Ruinen von Vineta beschifften, für die Existenz dieser Stadt. Weder Kantzow noch Lubbechius, noch diejenigen, welche der pommersche Herzog Philipp mit der Ausmessung derselben beauftragte, haben diese Ruinen für gewöhnliche Steinriffe erklärt, wie der Propst Zöllner, der nur die über sie einbrechende Brandung vom Ufer aus betrachtete. Ja die ersteren Beiden haben uns Zeichnungen von ihnen hinterlassen, die, wenn auch in Einzelheiten divergirend, die Hauptsache: die Regelmäßigkeit der Ruinen constatiren, eine Regelmäßigkeit, die kein Werk des Zufalls sein kann. Herr Meinhold bemerkt noch, daß im Jahre 1836 auch ein von Menschenhand bearbeiteter Stein aus dem Meeresgrunde, der die Ruinen trägt, gezangt *) und der Merkwürdigkeit wegen nach Stettin gesandt worden sei. Wenn man auch bis dahin nur rohe Steinmassen an der Stelle, wo Vineta gestanden haben solle, zu Tage gefördert, so verdiene nichts desto weniger dieser Stein Beachtung, denn auch wir bearbeiteten ja selten die Grundsteine unserer Häuser, und Wogenschlag und Eisgang von Jahrhunderten könnten überdieß leicht die künstliche Form abgerieben haben. Auf den Stein mag man wenig Gewicht legen, denn Herr Meinhold selbst meint, er

*) Man unternimmt diese Arbeit mit großen Zangen.

könne von einem jener hier gestrandeten Schiffe herrühren, deren man mehrere anführt, aber bedeutungsvoller ist das Argument einer zahlreichen slavischen Bevölkerung, die hier unzweifelhaft existirt habe, und gerade in der Nähe der Ruinen von Vineta, auf dem unfruchtbaren Strande von Usedom, während doch der Mönch Andreas Pommern als das Land der Verheißung, dem nur Wein, Oel und Feigen gefehlt hätten, beschreibe, und es also nicht wohl abzusehen sei, weshalb die Slaven hieher gezogen seien, wo das Terrain dem ihnen bereits bekannten und mit dem besten Erfolg ausgeübten Ackerbau so ungünstig gewesen, seien sie nicht eben von einer großen Stadt angezogen worden, deren Nähe sie gegen die Unfruchtbarkeit des Bodens entschädigt habe. Gewiß, man findet auf dem betreffenden Strande von Usedom auf jeden Schritt Ueberreste der slavischen Vorzeit: Todtenhügel, Scherben von Todtenurnen, Brandstätten, Gebeine; und die bereits erwähnten Dörfer, die den Ruinen Vinetas vis à vis liegen, führen slavische Namen; also kann man wohl annehmen, daß einst an diesem Strande ein regeres Leben herrschte, als jetzt, wo der Sturm und die Brandung allein die Monotonie, die über den Dünen schwebt, lichten. Aber man findet nicht nur Ueberreste einer Bevölkerung an dieser Stelle, sondern auch Ueberreste eines reichen, blühenden und üppigen Verkehrs, goldene und silberne

Münzen. Meinhold selbst behauptet, als dreizehnjähriger Knabe eine handgroße silberne Münze gefunden zu haben und im Besitz eines Dirrhem des Kalifen Elamun zu sein, des siebenten aus dem Geschlechte der Abassiden, geschlagen zu Samarkand im Jahre 203 der Hedschra, der gleichfalls aus einem auf Usedom stattgefundenen Fund von Silbermünzen herrührt. Woher arabische Silber= und Goldmünzen in dieser sterilen Gegend, wenn dieselbe nicht in einem ausgedehnten überseeischen Verkehr stand? Und wenn solches der Fall war, wie konnte es ohne den Mittelpunkt einer großen Stadt geschehen? Zu dem allen kömmt noch, daß die Insel Usedom von jeher von dem Sturme und Meere heimgesucht wurde, die sich das Wort gegeben zu haben scheinen, sie allmählig in den Bereich der Fluthen zurückzuziehen, dem sie einst angehörte. Die ganze Insel ist vom Meere ausgefressen; wo noch vor einigen zwanzig Jahren die Pflugschaar Furchen zog, da wälzen sich jetzt die Wellen. Augenzeugen sagten mir, daß bei einem Nordost die See oft oberhalb und unterhalb des Cölpinsees in das Achterwasser übertrete und dann die dazwischen liegende Strecke, eben jene slavischen Dörfer, zu einer förmlichen Insel forme, indem die Wogen sich nach beiden Landseiten hin meilenweit ausbreiteten. Konnte nicht eine solche Ueberschwemmung, wenn sie länger, als gewöhnlich anhielt, auch eine Stadt hinweg=

reißen in die Gewässer? So soll Rügen nicht nach und nach, sondern plötzlich durch einen Sturm von Pommern getrennt worden sein, Rügen, eine Landesstrecke von 18½ Quadratmeilen; so werden alle jene kleinen Inseln, die die pommersche Küste bis zur Peenemündung schmücken, einst Festland gewesen sein. Mit einem Worte, ohne allzufest auf die vorliegenden Indicien für die Existenz Vinetas zu bauen, könnte man doch den Antrag des Herrn Meinhold zu einer Untersuchung der Ruinen berücksichtigen, wie sie bereits im Jahre 1827 von dem Kronprinzen von Preußen intendirt wurde, der die Ruinen befuhr. Freilich wird es schwer halten, eine Privat-Gesellschaft zu diesem Zwecke zu vereinen, da der Geheime Rath Sack in Stettin, der sich auch für Untersuchungen, die nicht in materiellen Beziehungen zu Pommern standen, interessirte, und der in seiner Stellung als Ober-Präsident von Pommern dazu einen Impuls geben konnte, verstorben ist. Die umsichtige preußische Regierung müßte vielmehr allein die Veranlassung zu einem Schritte geben, dessen geringe Kostspieligkeit durchaus nicht im Verhältniß zu dem Resultate der Gewißheit und — wenn es ein Vineta gab — zu dem der nordischen Alterthumskunde steht, die man auf dem Grunde des Meeres ohne Zweifel finden wird; denn von dem alten Wendlande ist uns kaum etwas Anderes übrig geblieben, als Sage

und Dichtung, und die Heimskringla=Saga, die auch Wendland berührt und die uralte Jomsburg, ist doch nur ein Nebelvorhang, durch den wir die alten Zustände wohl erblicken, aber nicht unterscheiden können. Das Christenthum hatte so viel mit sich selbst zu thun, daß es den Faden der Geschichte verlor, und die Gegenwart, die ihn, wie allenthalben, gewiß auch hier wieder anknüpfen möchte, würde somit wohlthun, jeden historischen Sonnenstrahl aufzufangen.

Funfzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung.) Bewohner. Slavische Elemente. — Deutsche Bevölkerung auf dem platten Lande. — Territorialbeschaffenheit von Pommern. — Usedom. Einwohner und örtliche Zustände. — Die Ruinen von Vineta und Beschiffung derselben. — Swinemünde. Die Plantage und ihre Entstehung. Seebad und neuer Hafen. — Wollin. Das alte Julin auf dieser Insel. — Wolgast und die Ruinen des alten Schlosses. — Greifswalde. — Stralsund. — Ueberfahrt nach Rügen.

Von slavischen Elementen haben sich in Pommern die Kassuben in Hinterpommern, in der Umgegend von Schmolzin unzweifelhaft, vielleicht auch die Lieperwinkler, auf Usedom, und die Mönchguter auf Rügen erhalten. Im Uebrigen ist Wendland im Christenthum untergegangen, d. h. man ist auf dem platten Lande, wo die Armuth nicht entgegen steht, reinlicher, als unter den Kassuben und den Lieperwinklern *) und in sofern auch ehrlicher, als man nicht stiehlt, was unter diesen noch als eine alte wendische Gewohnheit bei-

---

*) Also genannt von dem Kirchdorfe Liepe.

behalten zu sein scheint; aber gastfreier, zuvorkommender, hülfthätiger und zutraulicher ist man leicht nirgends, als am Ledastrom, den die Kassuben umwohnen, und in jenem vom Achterwasser und der Peene gebildeten Winkel, den die Lieperwinkler seit undenklichen Zeiten, abgeschieden durch Sitte und Gewohnheit von den übrigen Usedomern, besetzt halten. Die Mönchguter leben sogar nicht mit dem Vieh unter einem Dache und zeichnen sich höchstens durch die auffallende Tracht, durch die Vorliebe für schwarz und roth, durch die kurzen Röcke der Weiber und die vielen Hosen, die die Männer eine über die andere ziehen, vor der deutsch-christlichen Bevölkerung Pommerns auf dem platten Lande aus, die freilich Gott danken kann, wenn sie eine Hose anzuziehen hat. *) Auch der Kassube trägt aus Oekonomie nur einfache leinene Hosen, wie man denn wohl annehmen kann, daß der Schmutz bei ihm, wie bei den Lieperwinklern, eben so sehr eine Folge der Nothwendigkeit, als ein wendischer Ueberrest ist. Der Fischfang an den Küsten der Ostsee hat nicht wohl in feudale Verhältnisse eingeklemmt werden können, und da er überreichliche Ausbeute gewährt, so hat die der Küste anwohnende Armuth wenigstens zu leben, während man in anderen Districten, landeinwärts, nur so viel erwirbt,

*) Siehe Mönchgut bei Rügen.

daß man nicht *stirbt*. Es verdient hier Erwähnung, daß den beabsichtigten freien Bauergütern von Privaten häufig entgegen gewirkt wird, die die Vortheile, welche man durch die angeführten Gesetze dem Bauer zuwenden wollte, listig sich vindiciren. Wirthschaftsinspectoren kaufen den letzteren aus, und wenn sie das Land auch in neuer Weise, ganz gleichmäßig mit den königlichen Domainen und Rittergütern bestellen, so mag man doch in der Veredelung des Ackerbaues, wie dieselbe solchergestalt herbeigeführt wird, eben keinen Nutzen für die Gesellschaft und den Staat erblicken. Der Grund aber hiervon liegt darin, daß der Luxus, wie nach allen Seiten hin, auch nach Pommern zu ausschreitet, aber die Bildung und Civilisation, die ihn anderwärts begleiten, sind hier nicht anzutreffen; somit hat denn die Uebervortheilung freies Spiel. Nur die Bildung und Civilisation können den trägen Charakter des pommerschen Bauern leichter und schnellfüßiger machen, nicht aber die Gesetze, und wenn man jene nicht von denen begünstigt sieht, die in unmittelbarem Verkehr mit den unteren Klassen stehen und in Pommern den meisten Einfluß auf dieselben ausüben, ich meine, von den Geistlichen, so werden die drei Landschullehrerseminarien zu Stettin, Köslin und Greifswald immer nur sehr bedingungsweise ihnen dienen können. Was wird der Schulmeister in dieser Hinsicht erreichen, wenn der

Pfarrer die „edle Einfalt" predigt? Diese Herren sollten überhaupt mehr handeln, als predigen, sie sollten dem Bauern darthun, daß er an die alte Sitte der Väter halten müsse, aber nicht an ihre Unsitte, sie sollten sich nicht nur um den Glauben der Bauern kümmern, sondern auch um das Leben derselben. In diesem Falle aber würde der Fortschritt sicherlich keine schiefe Richtung nehmen. Der pommersche Bauer insonderheit ist arbeitsam und ausdauernd, aber die „edle Einfalt" bewirkt eben, daß er den Ackerbau im alten Schlendrian betreibt und den Fischfang nicht erweitert. Wohin man das Auge wendet, hört man von Verständigen und Vorurtheilsfreien deshalb Klagen. Die Städte blühen auf, aber das platte Land liegt in den alten Banden, weil die Herren Pfarrer sich nur an das Dienstreglement halten und die Gemeinde außerhalb der Kirche auch noch vom Standpunkte der Kanzel betrachten und von dem Subordinationsverhältnisse aus. Ja viele dieser Herren gehen so weit, daß sie den Verfall der Bauern, den überhandnehmenden Luxus und die Demoralisation, wenn auch nur mittelbar, dem Unterricht in Rechnung stellen, statt daß sie vielmehr bedenken sollten, der Luxus sei nur eine epidemische Krankheit der Zeit, und der Unterricht und die Bildung seien die Heilmittel dagegen. Wenigstens reichen die Kirche und der blinde Glaube in diesem Falle allein nicht aus. Fiat lux! auch über

Hinterpommern; mögen die Pfarrer, die bis dahin wie Sterne am dunklen Himmel pommerscher Einfalt glänzten, dann auch minder in die Augen fallen, so wird das Land doch in der neuen mittägigen Beleuchtung nur um so besser erscheinen.

Die jetzige Provinz Pommern zählt außer den bereits erwähnten Bestandtheilen auch neumärkische und westpreußische Elemente, und ist so flach und eben gehalten, daß sie sich nur auf der Insel Rügen zu Bergketten erhebt, sonst aber nur zu einzelnen Hügeln, wie z. B. zum Tollenberg und Revekuhl, und in Hinterpommern zu jenen Dünen, die das Meer aufschwemmte. Wie das Land, so ist auch die anspülende Ostsee flach und einförmig und nur an einzelnen Stellen zur Landung größerer Schiffe geeignet. Interessante Punkte bietet Pommern — wie gesagt — nirgends, als auf den Inseln: Usedom, Wollin und zumeist auf Rügen.

Wird Usedom durch die Sage von Vineta dem Alterthumsforscher merkwürdig, so steht es durch das Seebad Swinemünde in modernen Beziehungen. Jedenfalls verdient es eine nähere Betrachtung. Die Insel Usedom, nach Rügen die größte Pommerns, umfaßt einen Flächenraum von $7\frac{3}{4}$ Quadratmeilen mit ungefähr 16,000 Einwohnern, die zum größten Theil dem flachen Lande angehören. Die beiden Städte Usedom und Swinemünde werden zusammen nicht über 4000 Ein-

wohner zählen. Usedom ist durch die Peene, die Swine und die Ostsee dergestalt ausgezackt, daß es an einzelnen Stellen, wie z. B. bei dem Dorfe Damerow, nur einen Büchsenschuß Landes breit ist und, ängstlich eingeklemmt zwischen dem Achterwasser und der Ostsee, jeden Augenblick des Einbruchs der Fluthen gewärtigen muß, die in diesem Falle, der schon einmal einzutreten drohte, aber durch Abdämmung verhindert wurde, eine dritte Insel an diesem Fleck der Ostsee hervorrufen würden. Wald bedeckt die Ostküste der Insel, aber es sind meistens einförmige Fichten, die in dem Sande von Woitzig bis Peenemünde gedeihen und, von der See aus betrachtet, einem dichten Kranze gleichen, der von dem gelben Bande des Strandes zusammengehalten wird. Mitten unter ihnen empfindet man nur jene sterilen Eindrücke, die eine solche Zwitternatur von Meer und Erde veranlaßt, jene Unheimlichkeit, die uns bei aller Zerrissenheit beschleicht: wie lange wird es dauern, bis diese zur Zeit noch dem Meere Trotz bietenden Bäume mit ihren Gipfeln unter den Fluthen begraben sind, welche gierig am Strande spielen und jede Gelegenheit zur Beute erhaschen? Vielleicht doch noch länger, als die Axt vorhält, die die Waldungen von Usedom mehr, als nützlich lichtet. Neben Holz findet man viele Torfmoore auf dieser Insel, aber auch grüne und fette Triften. Ackerbau und Fischerei bilden die Erwerbsquelle

der Einwohner, die auch der Schifffahrt tüchtige Matrosen und Lootsen liefern. Trotz dem, daß sich bereits auch hieher von Berlin, Stettin und Swinemünde aus der Luxus verloren hat, muß man doch im Ganzen das Festhalten an der alten Gewohnheit loben, die bei den Lieperwinklern noch einen nationalen Anstrich zu haben scheint. Wäre nur der Branntwein nicht, der hier, wie allenthalben in Pommern, die einzige geistige Beziehung des gemeinen Mannes ist, ich möchte sagen, die einzige Begeisterung, denn wo man eine lebendigere Weise findet, da kann man sicher sein, daß der „Schnaps" den Grund dazu gelegt hat. Ohne diesen deus ex machina wird der gemeine Mann stets dieselbe indifferente Haltung bewahren. Auch hier hat die Leibeigenschaft tiefe Spuren hinterlassen, Ruinen im Menschenleben, an denen sich die Brandung der jungen Zeit bricht.

Usedom, wie Wollin, trägt in seiner ganzen Oberfläche den Eindruck des Meeres, das hier einst seine Wogen rollte. Hohe Sanddünen durchkreuzen die Insel, Granitschichten ragen aus dem Boden hervor. Nur da, wo die Vegetation gegen den Sturm und die Einwirkungen der Ostsee durch die Abhänge der Dünen gesichert ist, hat sich eine fruchtbare Dammerde gesammelt. Die Wiesen findet man in den noch niedrigeren Thälern, und da, wo die tiefsten Gründe der Insel, Seen

die eine lebendige Abwechselung bieten zwischen Buchen, Eichen, Tannen, Wiesen und Dünen.

Wenn die Männer der der See zuliegenden Dörfer dem Fischfang und der Schifffahrt nachgehen, so sind es die Weiber, welche den Acker verwalten. Der letztere ist immer Nebensache im Verhältniß zum Meere, das für alle, die sich ihm einmal hingegeben haben, eine seltene Anziehungskraft zu besitzen scheint, vermuthlich nur der Gefahr wegen, die auf Usedom und allenthalben, wo die See Gewalt über die Menschen ausübt, als die Würze des Lebens erscheint, als eine ergötzliche Abwechselung des ewigen Einerleis. Sie setzen es ein in die hüpfenden Wellen für einen Häringsfang, für einen Robbenschlag, für einen Lootsenlohn, und die Spannung zwischen Leben und Tod ist jenen Menschen die Poesie des Daseins. Deshalb bauen die Weiber den Acker und weben die schwarzen und rothen Jacken, die immer wie ein Symbol des Todes anzusehen sind; denn auch hier hört man von ganzen Geschlechtern, die ununterbrochen von Vater auf Sohn und von Sohn auf Enkel ihr Grab auf tiefem Meeresgrunde wählten und nie des Zimmermanns bedurften, daß er ihnen das Bett einrichte. Es ist eine schauerliche Bestimmung, aber die See läßt sie nicht, und wenn man in Peenemünde, wie ich, bei brausendem Sturm ein Lootsenboot ausrüsten sieht, weiß man auch, warum sie sie nicht

läßt. Die See ist ihre Braut, und wenn sie wehklagend den Buhlen zuruft und ihr Angstruf durch die langen Tannen und die uralten Eichen von Usedom rauscht, dann müssen sie wohl hinaus, um zu kosen mit der Liebsten, oder auf ewig in ihren Armen zu ruhen und zu träumen.

Im Sturme nimmt sich die Sage von Vineta auch um so hübscher aus. Ich stand auf dem Streckelberg bei Coserow, der ungefähr dreihundert Fuß über die Gewässer zu seinen Füßen emporragt, über die tückischen Gewässer, die diesem König, dessen Thron, wie so mancher andere, auf Sand gebaut, spielend ein Stück Scepter nach dem andern entreißen, und mein Auge schweifte hinaus auf die unendliche Wasserfläche, die sich hob und senkte und nach allen Richtungen hin Ruhepunkte bot, hier die gelben, waldeingefaßten Ufer von Wollin, dort Jasmunds weißes gespenstiges Antlitz, dort selbst, wenn man zum Fernrohr griff, Stralsunds weitgestreckte Thürme; aber näher brach sich an zwei verschiedenen Stellen die Brandung und wie Lämmer irrten die Wellen am Strande umher und eilten zurück in die gewaltige Heerde, die der Sturm trieb. „Woher die Brandung dort und der dampfende Gischt?" fragte ich den Führer, einen Schneider aus Coserow. „„Da liegt die alte Stadt Vineta."" „Und die Mauern von Menschenhand sind nach Jahrhunderten noch fester, als das

Meer von Gottes Hand, daß es sich brechen muß über ihrem Haupte?" Der Schneider meinte ja, aber ein Freund erinnerte mich, daß die Wenden bekanntlich nur aus Holz und Lehm gebaut hätten und daß solche Bauten wahrscheinlich nicht den Jahrhunderten Trotz bieten dürften und dem leisesten Wogenschlag. Ich ließ mich nicht enttäuschen durch diese kritische Glosse unter dem poetischen Text des Augenblicks, ich dachte an die Mauern aus Jaspis und Marmor und an die goldenen Zinnen, ich überhörte es ganz, daß ein Schiffer versicherte, diese Mauern seien von Backsteinen, (eine Bemerkung, die meinen Freund nur überzeugte, daß man sich auf „das, was die Leute von Vineta sagten," gar nicht verlassen könne, denn Backsteine hätten die Wenden gewiß gar nicht gekannt, und Backsteine seien gewiß längst dem Meere erlegen) und siehe da! der Sturm verflog und die Brandung ließ ab und die Sonne lächelte durch den grauen Ostseeschleier. „Siehst du dort, wo Vineta liegt, nicht lange goldene Streifen durch die grüne Wasserdecke leuchten?" Mein Freund lachte, und am nächsten Tage fuhren wir von Damerow 5000 Fuß hinaus in die Ostsee, denn die See hielt gerade Mittagsruhe, und ihr weiter Mantel war so durchsichtig, daß wir viele Steine, die hier und dort auf dem Boden umher lagen, deutlich erkennen konnten.„ Wir halten über Vineta," sagte der Schiffer „und

diese Steine sind Grabsteine." Schließlich muß ich doch noch hinsichts Vineta bemerken, daß man sich wohl fragen mag: wenn diese Steinmassen nicht Vineta sind, woher rühren sie denn? Kreide, neuer Kalkstein und neuer Gyps würden den Fluthen nicht lange Widerstand leisten, an Urgebürge ist hier nicht zu denken, Sandstein aber, alter Kalk, oder alter Gyps werden in der ganzen Gegend umher nicht angetroffen. Was sind also diese Steinmassen, wenn nicht Mauern von Vineta? Auf diese Frage blieb mir selbst mein nüchterner kritischer Freund die Antwort schuldig. Zu bemerken ist noch, daß die Magnetnadel auf den Ruinen von Vineta in Unordnung geräth, was eben das Scheitern vieler Schiffe daselbst erklärt. Der pommersche Regierungspräsident von Keffenbrink, der die Ruinen zu Ende des vorigen Jahrhunderts untersuchte, bringt diesen Umstand mit der Sage in Verbindung, zwischen Vineta und dem Dorfe Damerow seien Wiesen gewesen, wohin die Einwohner von Vineta ihr Vieh ausgetrieben, indem er annimmt, der in den versunkenen Wiesen enthaltene Eisenstein sei die Ursache jener Verwirrung der Magnetnadel.

Der Hauptort, oder wenigstens der, welcher die Reisenden am meisten interessirt, ist das 1824 eingerichtete Seebad Swinemünde, wohin man jetzt von Berlin in etwas über vier und zwanzig Stunden gelangen kann

und das daher vorzugsweise von patriotischen Preußen, die nicht die süddeutschen Landbäder, oder Italien vorziehen, besucht wird. Läge Swinemünde nicht eben an der Grenze von Hinterpommern, es möchte sich leicht noch mehr heben und den übrigen Ostseebädern den Rang ablaufen; denn wenn auch Travemünde hinsichts des Hafens und der Handelsgeschäftigkeit, die eine angenehme Abwechselung in die Monotonie eines Badeortes tragen, mit Swinemünde concurriren kann, so liegt es doch nicht, wie dieses, inmitten der schönsten Parthien der Ostsee. Von Swinemünde aus kann man in einem Tage die Herrlichkeiten von Rügen und den anliegenden Inseln befahren, hier mit der See verkehren und dort mit dem Lande; denn die Insel Usedom hat das Angenehme, daß sie von süßem und Salzwasser gebildet ist, von Fluß und Meer, daß sie nach einer kurzen Ueberfahrt uns dem Festlande wiedergibt, und nach einem eben so kurzen Ausflug der offenen See in die Arme führt. Die Stadt Swinemünde ist, seltsam genug, im holländischen Style erbaut. Beschnittene Lindenbäume garniren die einstöckigen Häuserreihen, und ungepflasterte Straßen heben den ländlichen Eindruck, der landeinwärts durch die Waldungen von Usedom noch verstärkt wird. Die Straßen pflastert man nicht, weil der Meersand, der den Boden bildet, durch die Seewinde leicht verweht wird und das Pfla=

ster somit ohne Verbindung sein würde. Swinemünde verdankt, wie ganz Pommern, Brenkendorf viel. Friedrich der Große ertheilte auf sein Anrathen dem Orte Stadtgerechtigkeit. Ob man das künftige Seebad bereits ahnte, weiß ich nicht, aber man fing sofort an, für die Verschönerung der Stadt zu sorgen und die Plantage stieg nach und nach aus dem Meere empor. So wenig dieselbe Aufmerksamkeit verdient, hätte man auch nichts weiter gesehen, als den Berliner Thiergarten, so muß doch ihre Entstehung erwähnt werden. Man legte, wie häufig, um den Lauf der Flüsse zu beengen und das Bett derselben zu vertiefen, auch an der Mündung der Swine ein sogenanntes „Packwerk" aus Faschinen und großen Feldsteinen an, und der Sand, den die See hinter demselben absetzte, wurde durch in das Wasser geworfenes Strauchwerk gefangen und dadurch in festen Boden verwandelt, daß man ihn mit Strandhafer besäete. Wenn dieser sich ausgebreitet hatte, bepflanzte man die dem Meere abgewonnene Landesstrecke mit Erlen und Weiden und vereinte so das Angenehme mit dem Nützlichen; denn die Plantage ist ein einladender Spaziergang auf sterilem Meeresboden, dem man kaum diesen üppigen und frischen Baumwuchs zutrauen sollte. Wenn man früher der Swine durch solche Vorkehrungen Luft verschaffte und tieferen Athemzug, so hat man neuerdings das Palliativmittel

durch eine Radicalkur verdrängt. Trotz aller Vorkehrungen versandete nämlich der Hafen immer mehr, und die Rhede in der offenen Ostsee bot den Schiffen, die über den Sand nicht hinweg konnten, im Unwetter keine hinlängliche Sicherheit. Somit errichtete man ein „Fachwerk" in größerem Maßstab und aus Stein: zwei gewaltige Hafendämme, deren Umarmung der Fluß erlag. Er mußte nun nachgeben und statt in der Breite in der Tiefe wühlen. Diese Hafendämme bestehen aus senkrechten Steinwänden, die sich aus dem Meeresgrunde sieben Fuß hoch über die Oberfläche des Wassers erheben und aus Quarzblöcken zusammengesetzt sind, deren Kraft die Wellen nimmermehr brechen können. Unregbar sind die langen Arme des Baues ausgestreckt und der Fluß windet sich zwischen ihnen vergebens, alle seine Anstrengungen, zu entfliehen und die Weite zu gewinnen, dienen eben nur dazu, den Zweck des Baues zu erreichen: wie ein gewaltiger Stier in enger Haft muß er die Erde aufwühlen, um sich zu beschäftigen, und wo früher die Tiefe kaum neun Fuß betrug, hat man jetzt vierzehn Fuß Wasser. Stettins Schifffahrt und Handel sind gerettet. Dieses gigantische und wohlthätige Werk verdankt man dem verstorbenen Oberpräsidenten von Sack und dem Staatsminister von Bülow.

Die nur durch die Swine von Usedom getrennte Insel Wollin ist wenigstens dem Alterthumsforscher

durch die alte Stadt Julin, die an derselben Stelle gestanden haben soll, wo jetzt die Stadt Wollin, merkwürdig. Zwar existiren auch über die Lage Julins Controversen, indeß sorgfältige Vergleichungen der verschiedenen Angaben, die die Chroniken enthalten, berechtigen zu dem obigen Schluß. War Julin auch nicht so glänzend, wie die Fama davon in den Chroniken, sondern vielmehr, nach der Beschreibung des Mönches Andreas, der seine Mittheilungen aus Augenzeugen schöpfte, nur im wendischen Style erbaut, aus Lehm, Holz und Schmutz, so ist doch die Ausdehnung der Stadt in weitem Umkreise um das jetzige Wollin sehr unzweifelhaft. Heißt man doch noch heutigen Tages in der Feldmark des letzteren bestimmte Plätze: den Fischmarkt, den Pferdemarkt, den Julmarkt. Wie sollen diese Plätze hieher kommen, als durch die Tradition? „Julmarkt" kann vielleicht so viel heißen, wie julinischer Markt. Aber nicht nur, daß diese Plätze in der Feldmark von Wollin liegen, sie sind auch in beträchtlicher Weite von einander entfernt; lagen sie also vor Zeiten innerhalb der alten Ringmauern von Julin, so ist der große Umfang desselben dadurch erwiesen.

Ich habe schon, bei Gelegenheit Vinetas, erwähnt, Helmoldus wende die Beschreibung, die der hundert Jahre früher lebende Adam von Bremen von Julin mittheilt, ohne Weiteres auf Vineta an, und in der

That, er hat jenen Chronisten so wörtlich abgeschrieben, daß er nur die einzige Stelle ausließ: „Dort ist eine Olla des Vulcans, welche die Einwohner das griechische Feuer nennen, dessen auch Solinus gedenkt." Sehen wir nun von Vineta ganz ab, so wäre doch Julin zum mindesten eine sehr prachtvolle Stadt gewesen. Aber ich habe schon gesagt, daß der Biograph des heiligen Otto zur Zeit, als dieser Julin betrat, von einer schmutzigen aus Holz und Lehm bestehenden Stadt spricht. Wie reimen sich diese Widersprüche? Man könnte wohl dafür halten, daß Adam von Bremen sich eine licentia poetica erlaubte und wie so viele Chronisten jener Zeit, die den Uebergang aus dem heidnischen Mythus zur christlichen Wahrheit bildete, die Sage aufputzte. Er selbst sah gewiß die Stadt nie, er hörte von ihrer Größe, ihrem Handel u. s. w. und legte nun die Phantasie an ihre äußere Einrichtung, von der er nichts vernommen hatte. Wenn aber auch Andreas nicht aus eigener Anschauung urtheilte, und vielmehr sein Werk über Otto erst 310 Jahre nach dessen Tode vollendete, so muß man doch — wie gesagt — der Meinung sein, daß er hinsichts der Beschreibung von Julin auf authentischen Beweisen fußt; denn was er mittheilt, trägt das Gepräge eines Tagebuchs des Bischofs selbst, oder eines seiner Begleiter. Bei Julin lag auch die berühmte Jomsburg, deren die Heimskringla Saga, die Joms=

vikinger Saga und die Eyrbiggia Saga erwähnt. Wahrscheinlich war sie die Akropolis der Stadt, und wurde von den Dänen erbaut und später zerstört, als die hieher gelegte Besatzung den ursprünglichen Zweck vergaß, die Wenden zu beaufsichtigen, und sich mit den Julinern in Seeräuberei einließ.

Zwischen Wollin und Usedom fließt nur die Swine und wenn die eine Seite der Fähre Ostswine genannt wird, so nannte man Swinemünde früher Westswine. Usedom stellt sich recht zutraulich und einladend dar, fährt man von Wollin hinüber; denn die anmuthige Einfassung, die Swinemünde mit seinen Häusern, Gärten und Schiffen dieser Seite der Insel verleiht, verdeckt den sandigen Charakter von Usedom, der sonst allenthalben durchblickt.

Ueber Usedom gelangt man nach Wolgast, das am jenseitigen Ufer der Peene liegt, in neun Stunden, ich sage in neun Stunden, denn obschon die Entfernung kaum fünf Meilen beträgt, so ist doch der Weg so tief und unzuverlässig, daß man nur mit Mühe den Sand besiegt. In Wolgast, berühmt durch Kornhandel, der sich hier aus Vorpommern concentrirt, werden die trauernden Ruinen des Schlosses der alten wolgastisch-pommerschen Herzöge die einzige Merkwürdigkeit sein. Schwarz und düster und zerrissen blicken sie durch die Nacht, fährt man spät Abends über die Peene, pitto-

reske und romantische Eindrücke gewährend in dieser plattdeutschen ebenen Gegend, die, obwohl von Wolgast an fett und fruchtbar, doch der Culminationspunkt aller Prosa ist. Ein paar zertrümmerte Thürme neigen sich wehmüthig aus dem Mauergeflecht hernieder zu Wolgast, das jung und blühend, in pommerschem Geschmacke aus dem letzten Brande emporstieg. Von dem Hauptgebäude stehen noch Mauern, aber die Schutthaufen ringsum überragen sie beinahe. Der ganze Platz, den die Ruinen einnehmen, ist gleichfalls mit Mauer, Wall und Graben umgeben. Man behauptet, daß die Grundlage des Baus aus der alten slavischen Zeit herrühre, die vorpommerschen und slavischen Fürsten würden diese Feste, die im Jahre 1511 von Philipp I. zu Stettin in festeren und letzten Zustand versetzt wurde, als Aufenthaltsort benutzt haben. Seit 1557 war das Schloß beständige Wohnung der wolgastisch-pommerschen Herzöge, bis es 1675 von den brandenburgischen Truppen zerstört wurde.

Von Wolgast an wird — wie gesagt — die Gegend fett, lehmig und trefflich für Gerste und Weizen; grüne schwellende Wiesen durchkreuzen die Aecker; Gärten und Felder sind mit Mauern eingefaßt; mit einem Worte, wir befinden uns in einer Gegend, wo die Wohlhabenheit, trotz aller Hindernisse der Menschen, von der Natur hervorgerufen wurde. Wie licht und freund-

lich nehmen sich die vorpommerschen Dörfer in Vergleich mit dem Schmutz und der Armuth jenseits der Peene und insonderheit in Hinterpommern aus, wo Fiddichow, Gülzow, Leba, Pollnow, Ratzebuhr, Rummelsburg, Werben, Zanow und Groß-Stepenitz, lauter kleine Städte, die den Höhepunkt hinterpommerscher Bildung bezeichnen, im eigentlichen Sinne des Worts im Drecke stecken.

Man gelangt auf einem mannigfaltigen Wege über Eldena nach Greifswalde, dem pommerschen Athen, das auch den preußischen Einfluß empfunden hat und heut zu Tage sicherlich keinen Schuster mehr zum Doctor creiren wird. Das Universitätsgebäude war früher glänzender, als die Universität, die unter Schweden kaum über sechszig Studenten zählte, denen zwei und zwanzig Professoren Vorlesungen hielten, heut zu Tage aber über hundert und dreißig, die größtentheils aus der Umgegend herrühren und von dreizehnhundert Thalern Stipendien und Häringen studiren, mit denen das Meer hier der Armuth zu Hülfe kommt. Uebrigens erfreut sich Greifswalde mancherlei Schenkungen und Einkünfte, wie z. B. des Klosters Eldena, die die Professoren trösten mögen, wenn sie vor leeren Bänken lesen. Professor Schack wurde hier sogar so fett, daß Czar Peter I. vor Verwunderung über die Masse den Wunsch äußerte, sie näher zu untersuchen. Wenn die

Fama nicht lügt, so sollte auch Schack die Ehre genießen, in Gegenwart Sr. Czarischen Majestät aufgeschnitten zu werden, eine Procedur, die dem dicken Professor so entsetzlich schien, daß er vom Schlage getroffen wurde. Ich erkundigte mich genauer nach dem Vorfall, und vernahm, Schack hätte der philosophischen Facultät angehört, die Collegen aber und der academische Senat hätten, trotz der Universitätsprivilegien und der Corporation, ihren Consens zu der von Peter dem Großen beabsichtigten anatomischen Untersuchung gegeben, da dieselbe doch auch im Interesse der Wissenschaft geschehe. Wenn dem so ist, so können sich die Göttinger Professoren Glück wünschen, daß sie nicht im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gelebt haben. Die Universität Greifswalde wurde 1455 von dem Herzoge Wratislaw IX., wolgastischer Linie, gestiftet, eigentlich aber von dem Bürgermeister Rubenow, der den Impuls dazu von den 1435 aus Rostock hieher geflüchteten Professoren erhielt. Rubenow wurde der erste Rector und die Rostocker Professoren malte ein pommerscher Künstler aus Dankbarkeit auf Leinwand. Wir wollen hoffen, daß sie im Leben nicht so traurig ausgesehen haben, wie in effigie. Rubenow wurde auch auf Leinwand gemalt, aber nichts desto weniger später von den getreuen Greifswalder Bürgern auf dem Rathhause gesteinigt, ein Mord, der nach Cramer von dem Teufel angelegt

war: „weil er befand, daß durch Stiftung der Academie mehr Gutes wider sein höllisches Reich beschaffet werden würde, denn durch alle bisher angelegte Klöster,“ eigentlich aber nur aus Eifersucht der Bürger gegen den allmächtigen Bürgermeister herrührte. Bekanntlich hatte auch der Teufel seine Hand bei der Einsetzung der Georgia Augusta im Spiel. Die Göttinger Bürger protestirten gegen die Universität und nannten den Anatomen Albrecht einen Menschenschinder. Ob sie ahnen mochten, daß es leichter sei, die Universität zu entbehren, als dieselbe zu verlieren?

Die Studenten in Greifswalde gehören gewissermaßen zur Familie und haben den Vorzug, daß sie sich durch keinerlei burschikose Weise auszeichnen, was hauptsächlich auch wohl an den beschränkten Vermögensverhältnissen der hier Studirenden liegen mag. Je nachdem dieselben eine Erweiterung der Studien möglich machen, studirt man gern in Halle, oder in Berlin.

Die Bibliothek ist nicht unbedeutend, sie umfaßt beinahe vierzigtausend Bände, die freilich von Universitätswegen nur durch einen jährlichen sehr mäßigen Beitrag und eine Quote der Inscriptionsgebüren vermehrt werden können, durch außerordentliche Beiträge und Schenkungen aber den angegebenen Belauf erreichten. Im theologischen und historischen — besonders im pommerschen — Fache enthält die Bibliothek Werth-

volles, aber auch viel Ueberflüssiges, denn man findet hier ganze Zimmer mit Schriften über Pommern, unter welchen selbst Gelegenheitsgedichte nicht fehlen und Leichenpredigten. Zum nachhaltigen Studium neuerer pommerscher Geschichte und Geographie sind die Manuscripte des Professors von Schwarz zu empfehlen, der im eigentlichen Sinne des Worts einen ganzen Schrank Ungedrucktes hinterlassen hat. Das Werthloseste in der Bibliothek mag von dem Professor Mayer herrühren, der für Alles eine Antwort bereit hatte und mit einem: „das will ich ihm sagen" auf den Lippen verschied, als sein Arzt wissen wollte: „worin wohl die Glückseligkeit der Gerechten im künftigen Leben bestehen würde?" Mayer starb an der Wassersucht, und man behauptete, seine Schriften, die mit dem Pastor Götze in Hamburg concurrirten, seien ihm ins Blut getreten.

Bedeutende wissenschaftliche Momente knüpfen sich nicht an Greifswalde, aber für Pommern war diese Universität doch eine Oase in der Wüste; denn was wir an Geschichte und Alterthumskunde über einen Landstrich besitzen, der erst so spät in das Christenthum übertrat, das verdanken wir den Greifswalder Professoren, die nicht alle so fett, wie Schack, und so weitläuftig und schreibseelig waren, wie Mayer. Erzählt man sich doch von einem Gärtner, der, ohne Latein und Botanik, alle Pflanzen des Greifswalder botanischen Gartens bei rech-

tem Namen zu nennen wußte und allen Gärtnern zum Vorbild dienen konnte, nebenbei aber auch den Professoren, daß sie nicht so viel Gewicht auf Namen legen mögen.

Von Greifswald nach Stralsund (nicht Stralsund) gelangt man in acht Stunden, obwohl die Postmeilen kürzer sind, als die gewöhnlichen, die in Pommern kein Ende nehmen. Man erblickt die Stadt bereits aus weiter Ferne, da sie ganz in der Ebene liegt und von ziemlich hohen Thürmen überragt wird; indeß dieser Anblick, zwischen welchem und der Stadt wenigstens noch eine Meile liegt, fordert unsere Geduld, wie in ähnlichen Fällen, nicht heraus; denn die Gegend, die wir durchfahren, ist reich und überladen, und zur Rechten brauset die Ostsee um die heiligen Haine Rugias, in die sich der Horizont verliert, der alten Rugia, die wie die Meerspinne nach allen Seiten hin Beine und Arme und Fühlfäden streckt, und da, wo man der Welt Ende wähnt, eine neue Schöpfung bezeichnet.

Stralsund wird im Norden von der Meerenge Göllen *) begrenzt, nach allen anderen Seiten hin aber von Teichen süßen Wassers, die aus entfernten Seen Zufluß erhalten. Somit scheiterte Wallenstein an die-

*) Die Schreibarten variiren hier, man liest Göllen, Gallen, Gellen.

ser Festung und mußte sich mit dem Admiralshut des baltischen Meeres begnügen. Uebrigens bewiesen schon die verbündeten Dänen und Preußen, daß sie doch nicht „mit Ketten am Himmel hing," noch mehr aber die Franzosen, die sogar die Wälle schleiften, die nun in erträgliche Promenaden umgewandelt sind. Stralsund war früher Hansestadt und erhielt sich seine Gerechtsame nicht nur unter Schweden, sondern auch unter Preußen, das hier erst 1830 mit der Städteordnung durchdrang und dem magistratlichen Uebergewicht, das auf mittelalterlicher Basis beruhete, Grenzen setzte. Daß die neue Einrichtung schon deshalb ersprießlicher ist, weil sie Regel in der ganzen Monarchie ist, wird man gern glauben; da sie nun auch in Betreff der inneren städtischen Angelegenheiten die größtmöglichste Freiheit gewährt und insonderheit die städtische Gesetzgebung und Finanzverwaltung freigibt, so wird man auch eine Beschränkung der Stadt durch die Ausdehnung der Städteordnung nicht behaupten können. Nichtsdestoweniger möchten die Stralsunder lieber in dem alten Verhältniß geblieben sein, wie man denn überhaupt hier noch viele schwedische Sympathie gewahrt und selten von einem „Neuvorpommern," wohl aber von „Schwedisch-Pommern" sprechen hört. So windig sieht es mit deutscher Nationalität aus, daß die Gewohnheit an fremde Einflüsse, besonders wenn die-

selben milde sind, nicht selten zur anderen Natur wird, die sich erst allmählig wieder abschleift. War die Besitznahme Pommerns von Seiten Schwedens nicht auch eine Usurpation? Aber die Pommern erblickten in Preußen nur Preußen, nicht eine deutsche Macht. Ich will damit übrigens nicht im geringsten behaupten, in Stralsund, wie anderwärts, herrsche eine Antipathie gegen die neue Einrichtung, nein, durchaus nicht; aber der Indifferentismus muß durch unzählige kleine Impulse, die die umsichtige preußische Regierung hier, wie allenthalben, gibt, zum Patriotismus verklärt werden. Wenigstens denkt der Stralsunder erst zuletzt daran, daß er ein Deutscher ist. Wäre er, hinsichts des Mittagmahls, noch ganz Schwede, so ließe sich dagegen wenig einwenden; denn die scharfe Atmosphäre der Ostsee macht das Gläschen Liqueur schon erträglich, das vor der Suppe umhergereicht wird, und der Käse, der es begleitet, regt den Appetit an. Aber der Stralsunder hat von dem Schweden nur die Sitte ererbt, vor der Mahlzeit etwas zu genießen, das dieselbe einleitet, hinsichts dessen, was genossen wird, verfährt er nach umfassenderen deutschen Grundsätzen. Nicht Käse und Liqueur leiten die Mahlzeit ein, sondern ein ganzer Tisch kalter Speisen und Ragouts. Man glaubt sich am Ende, wenn die Suppe kömmt, und hat doch nur einen „Anbiß" gekostet.

Die Merkwürdigkeiten Stralsunds sind erträglich, rechnet man das hohe Gewölbe der Marienkirche ab und die feinen und mühsamen Schnitzwerke des Altars der Nikolaikirche, die eben so sehr von der unermüdlichen Geduld des Meisters Kunde geben, wie von seiner Kunstfertigkeit. Aber Wolken lassen sich doch nicht wohl aus Holz drechseln, wenigstens erhalten die auf ihnen schwebenden Engel den Anschein, als säßen sie im Holze fest, oder hätten einen Klotz am Bein, der sie an der Himmelfahrt hinderte. Der Deckel des Taufsteins dieser Kirche wird von Tugenden getragen. Welche Tugenden diese Arbeit verrichten, ersieht man nicht leicht. Uebrigens müssen es schon Cardinaltugenden sein; denn der Taufstein ist sehr schwer.

Zwischen den Tugenden stehen die Evangelisten, abseits der Stifter des Altars mit seiner Ehefrau, die sich besser durch ihren einfachen Namen verewigt hätten, denn in effigie. Die enge, knappanliegende sonntägige Mode dieser frommen Leute contrastirt sehr mit dem weiten faltigen Anzug der Evangelisten, will man auch die Leichenbittermienen gar nicht berücksichtigen. Außer den für das jetzige Stralsund offenbar zu umfassenden Kirchen an und für sich, muß man auch den sehr seltsamen gothischen Styl derselben im Innern beachten. Sonst verlieren sich die Pfeiler gewöhnlich schlank und kräftig durch sich selbst in das Gewölbe, das sie tragen,

hier aber sind sie häufig durch Zwischenbögen gehalten, über die sie weiter emporsteigen zum Gewölbe. Die Symmetrie, die dabei verwendet ist, läßt diese vorsichtige Einrichtung fast wie eine Spielerei der Architektonik erscheinen, und man übersieht ganz, daß sie eigentlich nicht zu dem einfachen und erhabenen Eindruck gothischer Kunst gehört; denn das Gewölbe selbst ersetzt diesen Mangel durch seine himmelanstrebende Ausdehnung. Von der Wasserkunst vor dem Küterthore, die die Stralsunder gern zu ihren Merkwürdigkeiten zählen, kann man füglich schweigen, wenigstens ist sie nur eine Hülfe in der Noth und schafft aus einem Teiche nicht ganz so unerträgliches Wasser in die betreffenden Röhren, wie die Brunnen enthalten. Ein Fremder wird es leicht ungenießbar finden und zu einer Destillation rathen, wie man dieselbe in Paris vornimmt.

Will man in Stralsund den Eindruck einer Seestadt empfinden, der übrigens, in Vergleich mit anderen Häfen, sehr mäßig ist, so muß man sich auf die Brücke begeben, ein in die Meerenge Göllen einige hundert Fuß vorspringendes Bollwerk, wo die Schiffe landen und das bunte Gewirre der Matrosen und der mit der Ladung Beschäftigten ein unterhaltendes Leben gewährt. Meine Blicke flogen bald hinüber zu der höchstens eine kleine halbe Stunde entfernten Insel Rügen, die still und matt in der Umarmung des Meeres zu ruhen schien;

denn noch vor Kurzem hatten sich die Wellen am Strande gebrochen, gleich als feiere das Meer eine Schäferstunde mit der Insel. Die dichten Wälder von Rügen versperrten die Aussicht in die Ferne, das blaue Haupt der Insel verschmolz mit dem blauen Himmel, der sich wie zum Kusse herniederbeugte auf die bunten Waldungen aus Eichen, Buchen und Tannen, und das Meer regte sich eifersüchtig zu den Füßen der Geliebten von Neuem. Nordöstlich lag Dänholm, eine kleine Insel, die ehedem Strela oder Stral hieß und Stralsund den Namen gegeben haben soll, und nordwestlich jenseits Ummanz schaute das gespenstige Hiddensoe herüber mit Haiden und Moor; eine alte Walkyre tritt diese Insel unter den übrigen hervor, die Rügen umlagern. Nur einige Büchsenschüsse Wegs liegen zwischen Stralsund und Rügen, nur einige kräftige Ruderschläge, und wir landen in Altefähre; da bemerkte mir ein Stralsunder Eckensteher — denn diese Einrichtung ist mit Preußen und Berlin auch über Pommern gekommen — ob ich nicht den Platz sehen wolle, wo Schill gefallen? Ich ging mit ihm zurück in die alten engen Gassen, unter die Giebelhäuser, und unweit des Rathhauses, wo der Magistrat nach Pflicht beisammen saß und der Dinge harrte, die da kommen würden, als sich Holländer, Dänen und Preußen in den Straßen von Stralsund auf Tod und Leben schlugen, unweit des Rathhauses ist eine Neben-

gasse, und an dem Eckhause dort, an dem kleinen friedlichen Eckhause fiel Schill. So sagte mir der Eckensteher wenigstens, der sich rühmte, ein Augenzeuge des Kampfes gewesen zu sein. Wenn ich der letzteren Behauptung auch keinen Glauben schenken mochte, so traute ich doch der Tradition, die der Auseinandersetzung des Mannes sicher zum Grunde lag, obschon man lange Zeit gerade in Stralsund behauptete: Schill sei nicht todt, sondern nach England entflohen, und er werde wieder zum Vorschein kommen, wenn die Stunde des Gerichts schlage. Aber Schill kam nicht wieder zum Vorschein und die preußische Regierung stellte die Officiere des Zugs, die Napoleon nicht in Wesel erschießen ließ, vor ein Kriegsgericht, wo sie wenigstens zum Schein cassirt werden mußten. Ich sage, Schill kam nicht wieder zum Vorschein, aber sein Kopf lag bis auf die neueste Zeit im Weingeiste des Museums zu Leyden, denn die Holländer mußten dafür halten, ein Kopf, auf den man in Kassel allein 10,000 Frcs gesetzt, müsse einigen Werth haben, wenn schon die eigenen Landsleute diesen Kopf für einen „ruhestörenden" Kopf erklärten. Wenn man doch einmal Denkmäler setzt, so sollte man auch Schill diese Ehre geben. Ob Hermann, der Cherusker, dem Volke in dem Sinne angehörte, daß er nur des Volkes wegen das Banner entfaltete, müssen wir glauben. Schill aber und die zweitausend

Mann, die mit ihm in Stralsund erlagen, gehörten unzweifelhaft dem Volke an, das zu jeder Zeit bereit war, Großes zu thun, aber eben deshalb nicht immer zur rechten Zeit. Die rechte Zeit benutzen nur die Fürsten; aber die Denkmäler gehören dem Volke, das sich zur rechten und unrechten Zeit aufopfert.

Nachdem ich den Ehrenplatz Schills besichtigt hatte, vertraute ich mich mit Anderen dem Boote an, das leichtfüßig über die Meerenge Göllen hüpfte, getrieben von dem kräftigen und weitausholenden Schlag der zwölf Ruder, die im Takte die schäumenden Wogen durchschnitten. Man nennt übrigens den Göllen weniger hochmüthig nicht Meerenge, sondern Binnenwasser, und die Ruder hier, wie allenthalben im Norden, wo plattdeutsch gesprochen wird, „Rehmen," was vermuthlich von Riemen herkömmt, ein Vergleich, der wegen der platten Form des das Wasser treffenden Theils wenigstens zu rechtfertigen ist. Je weiter man in das Meer sticht, desto breiter und bunter entfalten sich die Ufer Stralsunds mit Thürmen, Wällen, Mauern und Bollwerken, hier blickt man auf die Rhede mit Schiffen, dort auf das lose Durcheinander des Hafens, dort endlich auf die Environs mit Gärten, kleinen Inseln und grünen Wiesen. Wir wenden uns nur ungern von dem lebendigen Eindruck diesseits der Meerenge, der eben an dem Ufer von Stralsund

seinen Höhepunkt erreicht, zu den stillen Wundern, die jenseits Rügen entfalten soll, zu denen aber der Landungsplatz Altefähre noch nicht die Einleitung bildet. Ich, neugierig, wie ich bin, frage die Schiffer nach dem Herthasee, nach der Jaromarsburg, nach Arcona, nach dem Tempel Svantevits, nach dem weitschauenden Rugard und dem weiterschauenden Königsstuhl auf Stubbenkammen *). Aber diese Leute konnten mir nur erzählen, daß ich von Altefähre mit der Post nach Putbus fahren könne, oder nach der größten Stadt auf Rügen, nach Bergen. Sie wußten nur, daß dort ein Seebad sei und hier eine Gerichtsbehörde, und von der ganzen Romantik der Insel wußten sie nicht ein Wort. Wie häuslich doch das Christenthum macht. Diese Leute ruderten seit länger denn zwanzig Jahren jeden Tag einige Male von Stralsund nach Rügen und von Rügen nach Stralsund, und nie war es ihnen eingefallen, den Fuß weiter zu setzen, als bis zum „Krug" **) in Altefähre. „Wi hebben da nix to dohn," sprachen die Abkömmlinge jener Slaven, die mit der Völkerwanderung nach allen Weltgegenden geschwemmt wurden; denn das Christenthum hat ihnen auferlegt, den Fährdienst so lange zu versehen, als sie ihn versehen können,

*) Stubbenkammen ist richtiger als Stubbenkammer; denn Camen heißt im Slavischen ein Fels.

**) So heißt man bezeichnend in Norddeutschland die Schenke.

und sich um nichts zu kümmern, was hinter den Bergen von Altefähre liegt. Sie sind gegen den Winter sicher, daß er ihnen nicht den Hunger reicht und sie hinaustreibt, wie die Wölfe, auf andere Länder und Menschen, aber sie leben in der Sommer- und Mittagshitze des Christenthums und erwerben sich ihr Brod im Schweiße ihres Angesichts, und die heiligen Haine von Rügen und die stille Tiefe des Herthasees und die weißen zackigen Wände von Stubbenkammen und die Sonne und der Mond, die den Fluthen der Ostsee entsteigen, und die Sterne, die am nachtblauen Himmel schwimmen — es geht sie Alles nichts an; denn sie haben den Fährdienst zu versehen.

Sechszehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung). — Die Insel Rügen. Altefähre. — Die Hünengräber bei dem Dorfe Ramkin. — Bergen und der Rugard. — Die Prora. — Die Stubnitz auf Jasmund und der Herthasee. — Stubbenkammen. — Quoltitz und das Hünengrab.

Der Landungsplatz zu Altefähre ist eben nicht die beste Einleitung der Insel. Aber die Weide, die wir nur im krüppelhaften Zustande kennen, grünet hier stolz und erhaben, sie ist gegen Stürme gepflanzt und muß einen kräftigen Charakter entfalten. Gleich bei Altefähre steigt die Insel, die sich selbst an den ebensten Stellen mehrere Fuß über die Meeresfläche erhebt. Das Fährhaus liegt auf einer Anhöhe, über die eine andere emporragt. Wenn man von hier aus seine Blicke zurückwendet, so scheint Stralsund mit seinen Mauern und Thürmen gleichsam im Meere zu schwimmen, die weiten Teiche ringsum umspannen, wie Arme der Ostsee, die stolze Stadt, vor welcher Wallenstein zu Schanden wurde. Nach Bergen hin, das von seiner Lage den

Namen trägt, wie es einst zur Slavenzeit Gora, oder Góra hieß, steigt die Insel anfangs, um sich dann allmählich allseits wieder zum Meere zu senken. Und diese wellenförmige Neigung des Bodens ist allenthalben zu gewahren, man fährt bergauf, bergab unter üppigen Saaten und duftigen Hainen, unter Seen, Bächen und Felsen und unter gespenstigen Hünengräbern auf grauen Haidestrecken, die die romantische Färbung erhöhen, besonders wenn Regenschauer rieseln und der kalte Nordost über die Insel streift. Man könnte in solcher Lage an Macbeths Abentheuer erinnert werden. Schon bei dem Dorfe Ramkin gewahren wir sieben von jenen kleinen geheimnißvollen Hügeln, deren die Insel aller Orten so viele bewahrt. Sie liegen in einer fast geraden Linie und sind am Fuße mit Dornengeflecht umwachsen, eine würdige Vegetation des Todes, die hier poetischere Laute vernehmen läßt, als das Leben, denn die Bauern auf Rügen zerschlagen die Todtenurnen der Gefährten Odoacers, um zu erfahren: „wat in dem ohlen Pott wol syn mag." Das erste Dorf auf dem Wege nach Bergen: Rothenkirchen, ist als oppidum **Rodenkerken** in christlichen Urkunden erwähnt, aber das Christenthum interessirt uns auf Rügen am wenigsten, denn es wurde hier zunächst eine Fettweide des Adels und der Geistlichen; der erstere leidet nur an unverhältnißmäßiger Fruchtbarkeit, die letzteren aber mögen nir-

gends besser fundirt sein, als auf Rügen, wo sie unmittelbar an die Stelle der alten Priester Svantevits traten und wie kleine Fürsten walteten über Wiesen, Ländereien und Gärten, beneidet von allen Amtsbrüdern, die eben so sehr mit ihrem Lebensunterhalt an den Taufpfennig unehelicher Geburten verwiesen sind, wie an die Sittsamkeit und Tugend ihrer Gemeinde. Auch Bergen wird den Reisenden nicht aufhalten, es ist eine kleine manierliche Landstadt mit erträglichen Häusern, unerträglichem Pflaster und unerträglicheren Wirthshäusern, wenn man nämlich nur mit einem vollen Herzen für die Wunder Rügens und nicht mit einem vollen Beutel für jene, die davon leben wollen, hieher kömmt. Das slavische Góra ist jetzt so civilisirt geworden, daß man auch hier die preußischen Taxen in den Gaststuben findet für Getränke und Speisen, aber was sind Taxen allein? Sie sagen nur, daß ich dieses und jenes zahlen muß für dieses und jenes, es müßte aber noch in der Küche eine polizeiliche Beaufsichtigung stattfinden, ein Vorkoster z. B., der über das letztere „dieses und jenes" zu entscheiden hätte, der darüber zu entscheiden hätte, ob die Speisen und Getränke wirklich nicht vergiftet sind. In Bergen giebt es kein Beefsteak, sondern Kuhsteak, und im Bade Putbus zahlt man funfzehn Silbergroschen für Suppe, die den Vorzug hat, daß sie aus besserem Wasser gekocht ist, als die

Stralsunder Suppe, die aus den obenerwähnten Teichen geschöpft wird, für gebratene Häringe, die in ganz Pommern für eine Delicatesse gelten, weil man sie sonst nirgends ißt, für gekochte Häringe, weil man nicht immer gebratene Häringe essen kann, für Kartoffeln, weil man den Badegästen beweisen will, daß die Cultur von Franz Drake noch über Pommern hinausreicht. Genug, ich habe einen Badegast in Putbus kennen lernen, der behauptete, das Seebad gewähre ihm durchaus keinen Ersatz für die an der Table d'hôte entzogene Kraft, am Ende werde es besser sein, er bade sich in der Suppe und trinke dafür Seewasser, das zum mindesten Geschmack habe. Ich rieth ihm, jeden Morgen die Taxe in der Gaststube zu lesen, zu lesen und wieder zu lesen, daß er für 15 — sage funfzehn Silbergroschen — eine Suppe, drei Gerichte mit Zuspeise und einen Nachtisch erhalten werde, und seine Imagination zu Hülfe zu nehmen; Häringe könne man solcherweise für Forellen halten, und daß auf die Table d'hôte so wenig Rücksicht genommen werde, beweise nur, daß man dem Seebade um so mehr Einfluß zutraue. Der Mann wurde so mager in Putbus, wie man es nur in Kissingen werden mag, aber die Aerzte versicherten ihm, das Fett thue es nicht und nach Putbus dürfe man nicht kommen, um Rindfleisch und Beefsteak zu essen, da es auf Rügen keine Weide gäbe und man alles Fleisch von dem Fest-

lande herbeischaffen müsse, zum mindesten das gute. Ich will darüber nicht rechten, nur muß ich bemerken, daß die preußische Einrichtung, die Gastwirthe durch Taxen zu beschränken, in den Gegenden der Mark und Pommerns, wo kein Ueberfluß vorhanden ist, den Gasthäusern meistens einen dürftigen Anstrich gibt. Die Wirthe überschreiten die polizeiliche Vorschrift nicht, aber sie bewegen sich innerhalb derselben mit einer bewundernswürdigen Freiheit, die den Gästen noch weniger convenirt, als höhere Preise und eine bessere Beköstigung.

Ein Glück, daß die Aussicht vom Rugard bei Bergen unentgeltlich genossen werden kann, und ein Glück für Bergen, daß der Rugard in der Nähe dieses Städtchens liegt, dessen wellenförmiges und spitzes Straßenpflaster keinen Fremden anziehen würde. Der Rugard befindet sich nordöstlich von Bergen und die tausend Schritte zwischen beiden wird die Erwartung nicht messen; denn von den Wällen, die einst Jaromars Burg *) umschlossen, genießt man die entzückendste Aussicht. Dieser Fürst baute sich hier ums Jahr 1168 ein Schloß, von dessen Zinnen sein wachsames Auge nicht nur den größten Theil der Insel, in deren Mittelpunkt der Rugard liegt, übersehen konnte, sondern auch

*) Rugard (Rugigard) heißt deutsch eine Burg der Rüger, von dem slavischen Gard.

südlich, süd-östlich und westlich einen großen Theil von Pommern, dem Lande seiner Erzfeinde, von denen freilich das Christenthum über Rügen gekommen war, aber nicht die Freundschaft. Der Rugard ist, bis auf den Namen und den Wall, der die Burg umgab, verfallen. Dornen und Haidekraut schlingen sich um den letzteren, und wo die Trümmer des Schlosses zu suchen wären, blühen üppige Saaten: Leben und Tod liegen sich in den Armen. Aber der Blick schweift hinaus über die engverschlungenen friedlichen Dörfer von Bergen gen Stralsund, und die pommersche Küste liegt in schwarzen Umrissen jenseits der Meerenge, so daß Städte und Dörfer nicht in dem Ganzen verschwimmen, sondern selbstständig hervortreten aus dem Laube und dem Wiesengrün und dem gelben Strande. Westlich nickt uns Greifswald zu, östlich scherzen Aehrenfelder im leichtbewegten Winde zu unseren Füßen, oder die Saaten bilden auch einen buntgewürfelten Teppich von Sammet, über welchen die Sonne hinweggleitet und das Colorit erhöhet, je nachdem sie eine strahlende und matte Beleuchtung in die wechselnden Farben wirft, die gelb, dunkelgrün, bläulich, golden und gemischt über dem Boden gestreut sind aus Korn, Gerste, Hafer, Waizen, Wicken und Wucherblumen. Ueber diesen Teppich hinaus begegnen dem Auge Hügel, Gebüsch und Wälder, über Hügel, Gebüsch und Wälder aber leuchtet der

Ocean herüber, das grüne, ewige Meer, eine weite schnurgerade Linie, hie und da mit einigen beweglichen Punkten, mit Schiffen, die gehen und nahen. Und der Anblick Rügens im Ganzen und Großen, wie mannigfaltig und stolz ist diese Insel. Still und erhaben ruht sie im Meere, wie ein verlorener Posten, den Gott selbst in die Wogen stellte und der nicht weichet und wanket, wie sehr auch der Feind gegen ihn anstürmt. Nach allen Seiten hin haben sich die Fluthen Bahn gebrochen, nach allen Seiten hin strecken Erdzungen, welche das Meer ausschnitt, ihre Spitzen in den grünen Wellenschlag, aber Rügen blickt verächtlich hernieder auf die grimme Wuth des Meeres, das schäumend und brausend ihm nur Kurzweil zu treiben scheint; denn noch ist seine Stunde nicht gekommen, es wird nicht vereinzelt untergehen, sondern nur in einer allgemeinen Umwälzung; selbst jener Meerbusen, den die Gewalt der Gewässer zwischen Rügen und Jasmund riß, ruhet jetzt, wie ein gezähmter Löwe, zu den Füßen der Insel. Alle Erdzungen aber, die dem Untergange zunächst geweiht sind, scheinen sich desselben wenig bewußt, wie zur Freude geschmückt mit Getreide, Waldgrün und Obst stehen sie am Rande des Grabes, sie scherzen mit dem Tode, der sich nachgiebig und schonend zurückzieht. Kurz, der Rugard ist ein Standpunkt für ein Panorama von Rügen, das um so reizender erscheint, als

noch kein Maler die Hand darnach ausstreckte und diese Anschauung in das Marktgewühl des Lebens übersiedelte, wie den Rhein und die Elbe, wie die Donau und die Schweiz und die übrigen Lichtpunkte Deutschlands. Wenn man aus dem holprigen Bergen hinansteigt zu Jaromars Wall, dann genießt man die Ueberraschung aus erster Hand. Doch schauen wir uns weiter um. Hier schlingt sich die schmale Landenge zwischen Rügen und Jasmund wie ein zarter Gürtel um den Riesenleib des ewigschwangeren Meeres, dort fluthet der Göllen, dort wallet die Ostsee, dort endlich springt Arcona keck und verwegen in die Brandung, gleich als wolle es sich umsehen, ob Deutschland hier zu Ende sei, und weiter über Land und Meer hinaus „waffeln" *) untergegangene Städte und die Sage spielt auf den geheimnißvollen Wogen.

Ich habe schon gesagt, daß Jaromar, der Slavenfürst, den Rugard erbaute. Da aber Rügen durch seine Tapferkeit entvölkert war, so mußte er, wie seine Feinde, die Pommern, fremde Colonisten aus Deutschland unter die slavischen Bestandtheile mischen, und Bergen entstand am Fuße der rügischen Burg. Später legte Jaromar hier ein Cistercienser Nonnenkloster

*) Synonym mit spuken und vorspuken.

an, aus Dankbarkeit, weil der Christengott seine Waffen gegen die Pommern geseegnet, ein Cistercienserkloster, das heut zu Tage den armen rügischen Freifräuleins ein Asyl gewährt; denn die Reformation hob die Nonnen auf, aber nicht den Adel, dem sie vielmehr in den in „Stifte" umgewandelten Klöstern eine neue Hülfsquelle eröffnete.

Die Stubnitz auf Jasmund, ein großer Buchenwald am Meeresufer, hat die Alterthumsforscher nicht weniger beschäftigt, als Vineta. Diese alten Buchen sollen mit ihren Gipfeln in die Zeit des Herthadienstes überragen, ihre Zweige sollen gerauscht haben zu den religiösen Mysterien, die selbst den Zeitgenossen nur durch die Sage bekannt wurden. Ich kann nicht umhin, hier den alten Tacitus „de situ, moribus et populis Germaniae" zuerst sprechen zu lassen; denn seine Mittheilungen haben jenen Streit hervorgerufen, ob Rügen, ob Helgoland, ob eine scandinavische Insel die Residenz der Göttin Hertha gewesen sei. Man hat mit philologischen Gründen die einfache Logik, die für Rügen stimmte, widerlegen wollen. Und Tacitus sagt: „hinter den Longobarden werden die Reudiger, Arionen, Anglen, Variner, Eudosen, Suardonen und Nuithonen von Flüssen oder Wäldern geschützt. Von keinem dieser Völker ist etwas Besonderes zu bemerken, als daß

sie insgesammt die Hertha*) verehren, und meinen, daß sie sich in die Angelegenheiten der Menschen mische und über Völker schalte. Es giebt auf einer Insel des Oceans einen keuschen Hain, und in demselben einen geweihten Wagen, der mit einem Gewande bedeckt ist, und nur vom Priester berührt werden darf. Dieser bemerkt, wenn die Göttin in dem Heiligthume ist, und auf ihrer Fahrt, von Kühen gezogen, folgt er ihr mit vieler Ehrfurcht nach. Dann sind fröhlich die Tage und festlich die Orte, die sie ihrer Ankunft und ihres Besuches würdigt. Man beginnt keinen Krieg, man nimmt kein Schwert in die Hand, alles Eisen ist verschlossen. Nur dann kennt, nur dann liebt man Frieden und Ruhm, bis der Priester die Göttin, vom Umgange mit Sterblichen gesättigt, in den Tempel zurückbringt. Alsbald wird der Wagen und die Gewänder, und, wenn's man glauben will, die Gottheit selbst in einem verborgenen See gewaschen, wobei Sclaven Handleistung thun, welche sogleich eben dieser See verschlingt. Daher der geheime Schrecken und die heilige Unwissenheit, was das sein möge, was nur zum Untergange Bestimmte sehen."

Weil Tacitus von dem Ocean spricht, so hielt man

---

*) Man liest **Herthum, Nerthum, Verthum** und **Hertham.** Sollte nicht der Römer das germanische Erda latinisirt haben?

dafür, Rügen in der Ostsee könne nicht von ihm gemeint sein, und um so weniger, da Einige, denen auch Weber beipflichtet, behaupten, Rügen sei erst in einem Orkane des Jahres 1309 (!) vom Festlande abgefallen. Also — haben Einige geschlossen — die Insel, welche Tacitus meint, ist eine scandinavische, Andere verloren sich, des Oceans wegen, und weil man doch nicht wohl annehmen könne, daß die slavischen Völkerschaften in Deutschland ihre Heiligthümer in Scandinavien bewahrt hätten, nach Helgoland, nach dem felsigen, klippigen, meerabschüssigen und unfruchtbaren Helgoland, wo kein Baum gedeihet, geschweige denn ein „keuscher Hain." Und wo ist der „verborgene See" auf Helgoland, von welchem Tacitus spricht? Wir finden dort nur „Sapskuhlen," gemachte Gruben, um das Regenwasser darin zu fangen. Eher haben gewiß diejenigen Recht, welche von den scandinavischen Inseln behaupten, eine dieser hätte Hertha beherbergt, nur müßte doch eine solche Behauptung durch Beweise unterstützt werden, da — wie gesagt — die Vermuthung dagegen ist: jene Völkerschaften, die Tacitus als Verehrer der Hertha bezeichnet, wohnten nämlich unzweifelhaft in der Gegend des heutigen Pommerns und Mecklenburgs; denn jener sagt: „hinter den Longobarden, von Flüssen oder Wäldern geschützt," die Longobarden aber hielten sich zu Tacitus Zeiten an beiden Seiten der Elbe zwischen dem

Lüneburgischen und Magdeburgischen auf. Verlassen wir nun die kritische Untersuchung, die übrigens Rügen nicht hinderlich ist, da Tacitus auch die Rugier und Limovier an den Ocean versetzt, und betrachten wir die Stubnitz auf Jasmund, jenen uralten Hain, dessen heutige Buchen zwar nicht in einem achtzehnhundertjährigen Boden wurzeln mögen, aber gewiß anderen und ältern Platz machten. Das zeugen insonderheit die vielen gefällten Stämme, mit deren Wurzeln sich die späteren verschlungen haben.

Ich führe die Leser nach der Prora, nach jener Bergkette — wenn diese Bezeichnung hier gestattet ist — durch welche ein Hohlweg nach der Erdenge führt, die Rügen mit der Halbinsel Jasmund verbindet. Zu einem hohen Dom wölben sich hier die Eichen, Eschen, Birken, Espen, die aus den Abhängen der Prora emporsteigen; Wachholder, Haselstauden und kleineres Gebüsch bilden die Verzierungen der grünen Wände und Bogen. Nicht einmal ein Lichtstrahl fällt durch das duftige Gewölbe, vielweniger schaut der blaue Himmel in diese schattige und geheimnißvolle Enge, in welcher zwei Wagen neben einander keinen Platz haben. So geht es bergauf. Von der höchsten Spitze an aber lichten sich die grünen Verschlingungen und das Meer blitzt ein über das andere Mal durch die Lücken des Gebüsches. Man fährt nun bergab, der Erdenge zu, und

die Bäume und Gesträuche verlieren sich in die Haide vor derselben. Die See hat längs der gekrümmten Erdenge die Prorer-Wyk gebildet, einen Meerbusen, der von Feuersteinen gleichsam eingerahmt ist, die in dichten Schichten über einander liegen und milchweiß glänzen neben dem grünfarbenen Spiegel des Meeres.

Die Stubnitz bildet den äußersten Saum Jasmunds der Ostsee zu, deren Anblick häufig selbst von erhabenen Standpunkten aus durch diese dichte Waldwand versperrt wird, die in der Breite mindestens eine halbe Meile mißt, während ihre Länge über zwei Meilen Raum umfaßt. In diesem „keuschen Haine" — wofür aber Einige vastum nemus lesen wollen, was nicht minder paßt — liegt der Borg- oder schwarze See, wie er im Munde des Volks genannt wird, oder Herthasee, wie Kosegarten und Andere dieses dunkle, tiefe, wallumgebene und buchenbewachsene Gewässer nennen, das sehr genau zu dem geheimnißvollen Dienst der Hertha paßt, die hier gefeiert, gebadet und mit Sclaven gefüttert werden konnte, ohne daß Späheraugen die Mysterien der Priester durchdrangen. Die hohen Ufer, welche den See einfassen, bilden ein fast regelmäßiges Oval; die stolzemporragenden und dichten Buchen scheinen hier nicht zufällig entstanden zu sein; der Wall aber im Westen, der hundert Fuß über den See hinaussteigt, ist sicher Menschenwerk. Man nennt den See Borg-

see, d. h. Burgsee, oder vielleicht verborgener (?) See, den Wall nennt man Borgwall. Stand hinter dem Erddamm eine Burg? Einmal mißt der Wall nach innen zu kaum die Hälfte dessen, was er nach außen mißt; dann schließt er wieder einen ovalen Raum ein, ganz im Verhältniß des Sees; endlich ist dieser Wall westwärts von einem zweiten Wall eingeschlossen. Man sieht, in einer Ebene konnte eine Burg nicht von Nutzen sein, jene vorsichtige Umgebung konnte also nur dazu dienen, Unberufene von einem Geheimniß, das von diesen Wällen eingefaßt war, abzuhalten. Dazu kömmt noch, daß der ganze Wall und die hohen Ufer mit Buchen bedeckt sind, die eben so wenig einem Burgwall dienlich sein konnten, wohl aber dem Geheimniß, das hinter der Blätterwand um so sicherer verborgen war. Und der Eingang in das Innere des Walls auf der nördlichen Seite, genügte er nicht den Priestern, die zu der Göttin schritten, der Ausgang zu dem See, der dem Eingang gegenüber, war er nicht breit genug für jene, die die Göttin badeten in den Fluthen des heiligen Sees, und für die Andern, die durch ihn zum Tode schritten, daß kein sterblicher Mund Kund gäbe von dem Dienste Herthas, daß Alles still und verschlossen bleibe, wie die dunkle Tiefe der Gewässer? Was Tacitus erzählt, das erzählte mir ein schlichter Bauer aus Sagard, der den römischen Schriftsteller nicht dem

Namen nach kannte, und als ich ihn fragte, woher er die ausführliche Mittheilung habe? antwortete er kurz, von seinem verstorbenen Vater, der sie wieder von seinem Vater habe. Also Sage und Tradition sprechen auch für den Herthadienst in der Stubnitz, und noch heute sagt man auf Rügen: „de Hertha gifft Gras, un füllt Schünen und Faß." Sollte es noch einem Zweifel unterliegen, daß hier unter Anderm wenigstens diese Göttin verehrt worden sei, daß in diesen schwarzen Wogen Wagen, Kühe und die Gefeierte selbst gewaschen wurden, daß aus diesem Wall der Zug in alle Lande ging und Freude verbreitete überall, daß hieher die Göttin zurückkehrte und mit ihren Dienern in die Fluthen versank? Ich meine, die Stubnitz ist noch bis auf den heutigen Tag geheimnißvoll genug zu dem Allen, und die Insel — die zweifelsohne nicht erst 1309 entstand — die Buchen, der See, der Wall, alle diese Dinge strafen Keinen Lügen, der den Dienst der Hertha nach Rügen verlegt, der Tacitus Worte wenigstens auf Rügen bezieht; denn die Göttin selbst mochte auch noch in anderen Gegenden Pommerns verehrt werden.

Man sagte mir, es habe sehr lange gedauert, bevor man sich entschlossen, in dem See zu fischen, der noch bis auf den heutigen Tag von den Bewohnern der Halbinsel scheu und ehrfürchtig betrachtet wird, und gewiß! selbst uns unbefangenen Leuten wird in dieser anmuthi-

gen Oede ungewöhnlich zu Muthe: dichte Blätterschichten, die sich von den Buchen ablagerten, bedecken die Oberfläche des Sees, die eben deshalb jenen schwarzen moorigen Ton erhielt, der zwischen Sumpf und Wasser die Mitte hält und Verwesung und Grauen bezeichnet. Aber nicht nur der See, sondern auch die Stubnitz selbst, die erst nach und nach durch Wege gelichtet wurde, der Wall und die sorgfältige Einzäunung der Buchen ringsum, ein künstlicher Verschluß zu dem natürlichen, stecken mit ihrem Schweigen an. Hier — glauben wir gern — geschah etwas Ungeheueres, hier dürfen wir wohl einen Theil jener barbarisch-poetischen Theologie begraben vermuthen, die von dem Norden über Deutschland kam. In diesem Sinne auch erzählt Micrälius, ein alter pommerscher Geschichtschreiber, der übrigens in Hypothesen und Leichtgläubigkeit seines Gleichen sucht und hier nur hinsichts der Sage angeführt werden mag: „da vor Zeiten sich etliche unterstanden, mit einem Kahne auf dem Burgsee zu fahren, haben sie denselben des folgenden Tags auf einem Buchbaume suchen müssen, da ihn ein Geist des Nachts hinauf gebracht, und haben auch noch daneben des Teufels Gespött mit deutlichen Worten hören müssen, da er gesaget: Er und sein Bruder Nickel hätten solches gethan. — Wird vermuthlich der Ort sein, an welchem der Teufel unter der Erd-Mutter-Götzenbild ist verehret worden, und

dessentwegen sich noch so viele hundert Jahre hernach über denselben eine Gerechtigkeit zuschreibet."

Hundert Schritte etwa von dem Borgsee nordwestlich liegt Stubbenkammen, das uns überraschend mit dem Anblick auf die Ostsee entgegentritt, wenn wir noch eine Strecke lang unter den Bäumen gefahren sind. Daß eben die Ostsee Stubbenkammen zu einem reizenden Standpunkte erhebt, unterliegt keinem Zweifel, aber sie ist auch eine Garantie der ewigen Schönheit dieses Vorgebirges, das klein und demüthig erscheinen mag gegen die Berge des Südens, und gegen Sunium, an welches Weber hier ironisch erinnert, nördlich und slavisch; denn der Tempel der Hertha am Borgsee war freilich kein Minerven-Tempel, und der Himmel, der sich über Rügen spannt, ist kein classischer, aber das Meer, das heilige Meer, am Fuße von Stubbenkammen wird für alle Zeiten classisch bleiben, und seine schweigsame, oder brausende Majestät läßt griechische Schönheit selbst vergessen, wie Tempel und Kunst, die sie hervorrief. Wer über diesen weiten allgewaltigen Spiegel schaut, der denkt auch an den Himmel nur in so fern, als derselbe im Meere liegt und aus den grünen Wogen bläulich wiederstrahlt, es kümmert ihn nicht, ob dieser Himmel mit griechischer Anmuth, oder mit slavischer Kraft geschmückt ist. Kraft, Erhabenheit und Majestät, diese gewaltigen Eindrücke wird man aber

nirgends hervorragender antreffen, als auf dem Gipfel von Stubbenkammen, auf dem einfachen Königsstuhl, von Karl XII. also benannt, der sich hier über seine Unglücksfälle im Anblicke des Oceans und in der Betrachtung des Satzes: „Alles Lebendige vergehet, nur das Leblose bestehet,“ trösten mochte. Der König brachte eine Nacht an dieser Stelle zu, wie auf den Wällen von Stralsund, wie in den Tranchéen von Frederikshall, wo ihn die meuchlerische Kugel traf. Er liebte ein außergewöhnliches Lager unter Beschwerden und Gefahren, die gewissermaßen das Ziel seines Lebens waren, ein Ziel, an das er nicht nur sich selbst setzte, sondern auch Krone und Reich. Wenn man aber auch nicht solche orginelle Neigungen hegt, wie der rastlose und unstätte Schwedenkönig, so wird man doch wohl thun, einmal im Hochsommer eine Nacht auf Stubbenkammen zuzubringen. Wenn die Sonne den Kreidefelsen Tags über durchglühet hat, so wird er auch Nachts noch ein warmes Lager bieten, und ein weicheres Lager, als die Steine gewähren, bereite man sich aus Mänteln und anderen Hülfsmitteln, die aus dem unfernen Wirthshause leicht herbeizuschaffen sind. Die Buchen, die bis an den Abhang von Stubbenkammen vorgedrungen sind, schützen gegen den Seezug, der nun melodisch durch ihre Zweige rauscht, die Brandung am Strande tiefunten accompagnirt und ein Wiegenlied für

müde Schläfer summt. Ein Sonnenuntergang auf Stubbenkammen ist ein außergewöhnlicher, ein Requiem der Natur. Fischerkähne suchen das Land, die Seevögel das Lager, Alles bewegt sich still und gemessen zur Ruhe. Der Himmel ist blau und rein, die Luft erquicklich und gemischt aus jener strahlenden Frische, die das Meer aushaucht, und jener milden Wärme, die die scheidende Sonne hinterläßt. Diese aber glüht in Sehnsucht, bräutlich geschmückt und verlangend sucht sie das schwellende Bett des Oceans, die Umarmung des Meergottes, obwohl sie den Anstand beobachtet und nicht im Fluge, sondern nach und nach, halb gezogen von seinen kräftigen Armen, halb nachgiebig sich den Fluthen vermählt. Wenn sie entschlüpft ist dem gierigen Auge, wenn sie unten schwelgt in unendlicher Lust und die Dämmerung Wache hält, die lustige Kammerzofe, bis die ernste Nacht jeden Späherblick von den kleinen Vergnügungen der strahlenden Gebieterin abhält, dann tönen Meer und Erde in ewiger Harmonie zusammen die Nachtmusik. Und nun den Ossian in die Hand und Fingals Geister heraufbeschworen! Wenn man schlafen kann unter dem glänzenden Nachthimmel, der die Sterne noch einmal so groß wiederstrahlt, als gewöhnlich, während der Mond das schwarze Meer mit silbernem Lichte besäet, so wird man doch den M o r g e n von Neuem genießen. Die „rosenfingerige Eos“ fliegt der

Gebieterin voran, die ermattet, aber nicht gesättigt aus der Umarmung des Meergottes scheidet und mit neuem brennenden Verlangen zu den Menschen zurückkehrt. Der Sonnenaufgang auf Stubbenkammen ist eine Schöpfung, wie sie Haydn nicht schöner gedichtet hat, obwohl ich wiederholt gestehen muß, daß die kleine Mannigfaltigkeit, die einen Sonnenaufgang in den Alpen unter Hirten und Sennen und Naturleben auszeichnet, hier vermißt wird. Wo das Meer, da ist auch die Gewinnsucht zu Hause, und diese kann nie der einförmig-grandiosen Majestät des Meeres und der darüber hinwegrollenden Sonne zum Relief dienen. Sie isolirt sich, fängt Fische, arbeitet an den Netzen, eilt zum Häringsfang; eine Hingebung der Menschen an die Erhabenheit der Scenerie um sie her vermißt man ganz. Zu diesen äußeren Einwirkungen gesellt sich noch der nordische Indifferentismus, der mit starrem, langweiligen Auge in die Wunder der Natur hineinglotzt. Aber das Leben, das mit der Sonne über ein wüstes und unwegsames Element hereinbricht, die Seevögel, die ihre Wohnung an dem Strande verlassen, und die Menschen, die mit ihnen ziehen in den Wogenschlag, die Schiffe, die nach allen Richtungen die ungeheuere Fläche durchkreuzen, mit einem Worte, die mechanische Beweglichkeit, die sich ein starres und unnachgiebiges Element unterthan macht, entzückt schon das Auge und unter-

hält es weiter, wenn es, von der Pracht der Naturanschauung überwältigt, bei den kleinen Details des Lebens ausruhen will. Man kann sich nicht wohl mit den rügischen Schiffern und Fischern in ein Gespräch einlassen, weil sie nicht reich an Antworten sind, sondern verschlossen, wie das Meer, mit welchem sie den ganzen Tag über zu thun haben, aber zusehen mag man ihnen mit Theilnahme, zumal da sie einfache, fromme Leute sind, die in der Isolirung ihrer Insel viel von der alten Sitte retteten und die neue Sitte meist nur von Hörensagen kennen. Was gilt hier nicht noch der Pfarrer. Aber man muß es auch diesen Leuten nachrühmen: sie haben sich in der einträglichen Stellung, die ihnen aus dem jungen Christenthum zufiel und von der Reformation beibehalten wurde, nicht nur um die Kirche, sondern auch um das Leben der Gemeinde bekümmert, der sie solcherweise ans Herz wuchsen. Kosegartens Uferpredigten geben des Zeugniß; und noch bis auf den heutigen Tag wird zur Erndtezeit und beim Häringsfang im Freien gepredigt. Unter einer Buche oder Linde steht der Pfarrer, und rings um ihn lagern die andächtigen Ruganer, er aber nimmt es ihnen nicht übel, wenn sie im Anblicke des Häringszuges nicht das Ende der Predigt erwarten können, die ja in der Mitte schon mit Segen gekrönt wird, und so entließ ein Pfarrer die hastige Gemeinde

mit den Worten: „Nun! der Herr erfülle eure Herzen mit Häringen und eure Netze mit Gnade," keiner aber von denen, die mit diesem Segen in die See stachen, erlitt ein Unglück, Alle kehrten mit reicher Beute heim und hörten Sonntags darauf den Rest der unterbrochenen Predigt und eine zweite Predigt dazu. Ich muß indeß bemerken, daß solches zur schwedisch-pommerschen Zeit geschah; daß man heut zu Tage, wo die Agende auch über Rügen gekommen ist, eine eben so nachsichtige Form beobachtet, will ich nicht behaupten. Stubbenkammen besteht, wie gesagt, aus Kreide, mit Feuersteinen untermischt, die Felsenwand senkt sich schräg hinab zum Strande, so daß man zur Noth auch ohne Fußpfad hinankommen kann, nur an einigen Stellen spielen die Wellen unmittelbar zu den Füßen von Stubbenkammen, das lieblich absticht gegen das Grün der Buchen, die das schneeweiße Haupt des alten Felsens kränzen, und lieblich gegen die dunkelblauen Wogen. Regnet es, so schäumet die See an dieser Stelle schneeweiß, eine Milchstraße legt sich über die Fluth. Vom Strande aber kann man die zackigen und gestaltvollen Felsmassen am besten betrachten, an denen sich auch von unten ein Buchenkranz in einer Höhe von funfzig Fuß hinaufzieht. Die Höhe der Felswand kann, wer Vergnügen daran findet, von unten bequem erklimmen, so wenig steil ist sie, wer aber noch be-

quemer gehen will, wähle den durch die Kreide gehauenen Fußpfad.

Quoltitz auf Jasmund, zeichnet sich durch ein gewaltiges Hünengrab aus, dem nur ein anderes auf Wittow den Vorrang abläuft. Ein Granitblock ragt an einem Ende sieben, am andern vier Fuß aus der Erde hervor. Er ist länglich und an den Enden abgerundet, im Umfange mißt er zwanzig Ellen. Große Steinkreise schließen sich an ihn an, so daß er als der Schlußstein eines Grabes erscheint; denn die Gräber der alten Ruganer sind allesammt in dieser Weise geformt, aber die vorliegende Masse deutet auf einen Häuptling hin, indem sich kein anderes Grab von solcher Ausdehnung auf Jasmund findet. Untersucht hat man die Stelle nicht, weil die christlichen Ruganer noch immer eine außerordentliche Ehrfurcht vor den Manen der abgeschiedenen Ahnen hegen und sie nicht stören wollen in Walhalla beim ewigen Gastmahl, wo die Walkyren die Hörner füllen mit Enherium-Oel und wo die Freude der seligen Fresser denen lacht, die gefallen sind im Schlachtenkampfe. Dieses Thal, das außerdem mit Gräbern und Opfersteinen angefüllt ist und den Anschein hat, als sei hier ein ruganisches Heiligthum gewesen, ein Opfer- und Begräbnißplatz, bietet noch heutigen Tages eine feierliche und erhabene Stille und einen geheimnißvollen Schauder. Die dürre Fläche,

die ringsum von sanft ansteigenden Bergen gedeckt, ist nur mit dürftigem Kraut bewachsen, aus welchem Wachholder und Dornen mühsam emporstreben, nirgends eine Spur des Lebens, nirgends selbst eine christliche Spur, wie man sie früher gern an heidnischen Orten zum Zeichen des Sieges hervorrief, nach dem Beispiel der Entdecker ferner Inseln im Ocean, welche die Fahne ihres Herrn aufpflanzten und Besitz ergriffen von der Entdeckung. Hier ist Alles wüst und heidnisch geblieben, die alten Kämpen ruhen in ihrem Glauben, in jenem Glauben überschwenglicher Tapferkeit, und der Sturm fährt über ihre Gräber, und das Rauschen des fernen Meeres verschmilzt sich mit seinen wilden Accorden, und es dünkt uns, als dürfe selbst kein Sonnenstrahl diese Haide treffen und die grausige, sterile Harmonie stören, die sich auf den Gräbern von Jasmund wiegt.

Die heutigen Ruganer nennen jene Gräber Steinkisten und die, welche man untersuchte, wurden also befunden: oben liegen gewöhnlich in einem ovalen Kreise Feldsteine, die mit einem sehr großen, oder mit zwei Schlußsteinen bedeckt sind, der Kreis ist von Dornen und Wachholder bewachsen, unter der Oberfläche aber befindet sich das ringsherum zwei bis drei Ellen tief mit Feldsteinen ausgemauerte Grab; der innere Raum zeigt zuerst eine Lage Sand, dann eine Lage Kiesel, dann wieder Sand, dann Thon, in welchem Urnen stehen,

denen Streitäxte und Opfermesser von Stein und metallene Ringe und Ketten beigefügt sind*); unterhalb der Urnen stößt man auf eine Lage von Feuersteinen und unterhalb dieser Lage auf eine zweite Thonlage. In dem Grabe aber findet man häufig aufrecht sitzende Gerippe, oft mehrere neben einander, als säßen sie in einer Berathung. Noch als ich die Insel besuchte, grub man in der Nähe von Putbus, unweit des zum Badehause führenden Weges, eine solche Steinkiste aus.

*) Auf dem fürstlichen Schlosse zu Putbus findet sich eine vortreffliche Sammlung ruganischer Alterthümer.

Siebenzehntes Capitel.

Pommern (Fortsetzung.) Rügen (Schluß.) Die Halbinsel Wittow. — Das große Hünengrab auf der Feldmark von Nobbin. — Arcona. — Svantevit. — Die Insel Hiddensoe. — Die Insel Ummanz. — Gingst. — Mönchgut. — Garz. — Putbus. — Berühmte Namen auf Rügen. — Schlußbemerkung.

Von der Halbinsel Jasmund fährt man längs des Tromper Wyk über die schmale Haide nach Wittow, indem man westwärts das Binnenwasser erblickt, wenn die Dünen sich ebenen. Die schmale Haide contrastirt auffällig mit den bunten Ufern von Jasmund: Strandhafer und Salzkraut bilden hier die einzige Vegetation und beweisen, daß diese Strecke sich allmählig vom Meere losrang und Wittow vor Zeiten eine Insel war, bis der natürliche Proceß hier das bewirkte, was bei Swinemünde die Kunst, und Wittow an Jasmund befestigte. Je näher man Wittow (weiße Aue) kömmt, desto mehr hebt sich der Boden, der Meersand geht in Thon über und wir betreten auf der Insel selbst den Zenith jener Fruchtbarkeit, die man Rügen einräumen muß.

Hatte diese Halbinsel einst Waldungen, so haben die Stürme sie nach und nach ausgerottet, aber das Ackerfeld belohnt den Fleiß der Einwohner überflüssig: der Weizen soll hier in günstigen Jahren oft das vier und zwanzigste Korn tragen. So behauptet Zöllner.

Auf der Feldmark von Nobbin begegnet man jenem Hünengrab, welches Kosegarten in seinen Rhapsodien als das „imposanteste und zugleich am besten erhaltene der Insel" bezeichnet. Es ist ein längliches Viereck und mißt in der Länge von Norden nach Süden fast an funfzig Schritt, in der Breite am nördlichen Ende zehn und am südlichen zwölf Schritt. Die Ostseite dieses Grabes ist von achtzehn, die Westseite aber von zwei und zwanzig großen Steinen eingefaßt. Der Südseite dienen zwei mächtige Granitblöcke gleichsam zum Thor; in der Mitte des Platzes aber liegen viele kleinere Steine. Ein kleiner Hirtenjunge erzählte mir: „hier sei eine mächtige Prinzessin mit ihrem ganzen Gefolge begraben," eine Tradition, die sich vielleicht auf die Größe des Grabes, das einigen funfzig Menschen schon Platz gewährt, stützen mag, die aber zum Theil auch aus der Gewohnheit slavischer Stämme, mit ihren Heerführern einen Theil ihrer Majestät dem Tode zu weihen: Weiber, Sclaven und Kinder, erwiesen werden könnte. Die Erzählung des Kleinen war hübsch genug geordnet und von hinlänglicher Einfachheit, um erkennen zu lassen,

daß die Erfindung derselben unmittelbar aus dem Volke kam. So behauptete er, die Prinzessin hätte an unglücklicher Liebe gelitten und sich freiwilligem Tode hingegeben, und aus Schmerz über die Leiden der Gebieterin hätten sich Alle, die ihrem Leben nahe gestanden, diesem Opfertode angeschlossen. In der That, Rügen duftet von Dichtung und Anmuth, seit Kosegarten benutzen sogar die Hirtenjungen diesen Stoff, eine Erscheinung, die hier um so mehr auffällt, weil im Allgemeinen die Individualität der Pommern nicht für den Goldschacht der Phantasie geeignet ist, sondern hübsch auf der Oberfläche der Wirklichkeit verkehrt.

Von Nobbin gelangt man über Putgarten zu den saftigen grünen Abhängen von Arcona, die sich erst da verlieren, wo der eigentliche Wall beginnt. Man ersteigt sie und befindet sich auf der Höhe der nördlichsten Spitze Deutschlands. Das fast italienisch klingende „Arcona" soll scythisch sein, und wörtlich eine hochufrige Ecke bedeuten, vou Ark hohes Ufer und Kon Ecke. In alten Zeiten soll sogar ganz Wittow den Namen Arcona geführt haben, nach der alten Sitte: pars pro toto; denn hier stand der allen Slaven heilige Tempel Svantevits, beschützt von der Burg Arcona, die auf der Spitze des Vorgebürgs befestigt war, unerreichbar von Pfeilen und Wurfgeschossen. Wie Weber dazu kömmt, hieher die Jomsburg zu verlegen, deren Lage ich auf Wollin nach-

gewiesen habe, ist nicht leicht zu erklären, um so weniger, da er einfach sagt: „man sieht noch eine Spur des Walles der Jomsburg.“ Saxo Grammaticus beschreibt uns Arcona und den Tempel Svantevits ausführlich. Die Burg war, außer im Westen, vom Meere umflossen, an der Landseite aber diente ihr ein funfzig Fuß hoher Wall, der mit Pallisaden und hölzernen Befestigungen garnirt war, als Bollwerk. Durch den Wall führte nur ein Thor, das mit einem hölzernen Thurme überbaut war. In dem also von dem Walle gebildeten ebenen Platz stand der erwähnte Tempel Svantevits, er war einfach aus Holz, wie alle slavischen Gebäude, und seine Zierrathen bestanden höchstens in bunten Schnitzwerken. Was den Gott betrifft, so war er in colossalischem Verhältniß gehalten und nicht nur vierköpfig, sondern auch vierhälsig. In der Rechten hielt er ein mit allerlei Metallen ausgelegtes Horn, in der Linken den Bogen. Das Gewand war aus buntem Holz künstlich zusammengesetzt und reichte bis zu den Schienbeinen. Unter den Kostbarkeiten des Gottes befand sich auch ein gewaltiges Schwert, dessen Scheide und Griff wunderbar glänzend und mit Silber ausgelegt waren. Das Fest Svantevits wurde einmal im Jahre zur Erndtezeit gefeiert, Weissagung und Schmaus bildeten den Höhepunkt desselben. Svantevit's Verehrung hatte, was die reichlichen Spenden betrifft, die ihm

die Gläubigen darbrachten, große Aehnlichkeit mit dem christlichen Gottesdienst des Mittelalters. Er hatte nicht nur liegende Gründe und bestimmte Einkünfte, sondern erhielt auch den dritten Theil von aller Beute, die im Kriege, oder durch Seeräuberei gewonnen ward. Zur Ausschmückung der Verehrung Svantevit's und zu seinem Schutze, oder auch zum Schutze seiner Güter wurde eine Leibwache von dreihundert Reitern gehalten, die in Betreff des Raubes und der Plünderung äußerst begünstigt waren, da sie Alles, was von ihnen mit List oder Gewalt erworben wurde, nur dem Gotte in Verwahrsam zu geben brauchten. Ueber die Bedeutung des Namens sind die Alterthumsforscher, wie gewöhnlich, uneins. Einige, denen Weber blindlings nachspricht, behaupten: Svantevit sei der deutsche St. Veit, corveysche Mönche, die als Missionaire nach Rügen gekommen, hätten diesen Heiligen an die Stelle des alten Götzendienstes gesetzt,. später seien aber die Ruganer wieder vom christlichen Glauben abgefallen und hätten nur den Namen St. Veit für den wieder in integrum restituirten alten Gott hervorgesucht. Andere meinen, diese corveyschen Mönche hätten vielmehr den slavischen Svantevit in den christlichen St. Veit verwandelt, um den Heiden auch eine patriotische Sympathie für den neuen Gott durch die Aehnlichkeit des Namens einzuflößen. Noch Andere aber sind der Meinung — und

sie mögen Recht haben — daß die Endsylbe evit nur Artikel sei, swiety (swienty) aber heiße zu deutsch heilig. Demnach würde Svantevit einfach durch „der Heilige" zu übersetzen sein.

Svantevit wurde im Jahre 1168 von den Dänen, unter Waldemar dem Sieger, sammt Tempel und Kostbarkeiten, zerstört, die liegenden Gründe aber der heidnischen Priester wurden den christlichen überantwortet. Heut zu Tage ist nur der alte Wall der einzige sichtbare Ueberrest der Herrlichkeiten von Arcona, Sage und Tradition sind an die Stelle der anderen getreten. So soll auch hier nicht eine slavische Burg von Holz und Erde, sondern eine große Stadt gestanden haben, der es vor allen Dingen an Raum fehlte, dann aber auch an Lage; denn es ist nicht wohl abzusehen, wie der steile Vorsprung von Arcona, wenigstens 200 Fuß über der Meeresfläche, einer Stadt, und noch dazu einer Handelsstadt, passendes Terrain bot. Doch auch von Arcona heißt es, es waffele dann und wann, und mir erzählte ein Bauer aus Altenkirchen, er selbst habe die alte Stadt am Ostermorgen just so gesehen, wie sie einst auf dem Vorgebürge gestanden: Thürme, Mauern, Häuser und Wälle, Alles sei wohl erhalten gewesen, aber keine lebende Seele sei in der todten Stadt sichtbar worden, dieselbe habe geraume Zeit starr und gespenstisch nordöstlich von Rügen gestanden und sei dann plötzlich

in die Wellen versunken. Während die Stadt über dem Meere geschwebt, sei heller Sonnenschein gewesen, erst nachdem ihre letzten Spitzen von den Wellen begraben, habe sich ein dicker Nebel der ganzen Fernsicht bemächtigt, der gleichsam wie Rauch und Dampf dem Meere entstiegen sei. Von der fata morgana wollte der Mann nichts wissen, und als ich ihm bemerklich machte, wie wahrscheinlich jene Stadt nichts Anderes gewesen sei, als ein Spiegelreflex der zackigen Klippen von Arcona, lachte er hoch auf. Er könne Klippen sehr wohl von Häusern und Thürmen unterscheiden.

Die Aussicht von Arcona ist wo möglich noch erhabener, als die von Stubbenkammen: man wird gleichsam von dem Meere überwältigt, das hier nach allen Seiten hin die Oberhand gewonnen hat, von Stubbenkammen sieht man nur eine hervortretende Spitze, die wie ein weißes Nachtgespenst über das schwarze Meer herüberschaut, wenn ein Ungewitter im Anzuge ist. Und in einem solchen Augenblick muß man auf Arcona stehen, die weite einfache See gewinnt alsdann durch das Spiel der Wellen an Mannigfaltigkeit und der Leuchthurm auf der höchsten Spitze an Bedeutung. Mir war dieses Schauspiel vergönnt. Schwarze Wolken zogen mit dem Nordost herüber und die waldigen Ufer von Jasmund verflossen in den düstern Horizont, der sich auf ihre Gipfel herniederließ, es war ein Anblick, als wollten

Meer und Himmel sich vermählen, jenes schäumte in Bergen, dieser stieg allmählig immer tiefer herab zu den Fluthen. Der Sturm heulte die Hochzeitsmusik. Nur in Zwischenräumen, wenn der Blitz aus den Wolken in die schäumenden Wogen fuhr, der feurige Brautkuß, den der Himmel der See aufdrückte, drang das Auge in die Ferne über den schmalen Landstrich, der Jasmund an Wittow kettet, zu den Quoltitzer Bergen, oder westwärts nach Hiddensoe, der sandigen haidebewachsenen Insel, die jetzt in der That wie eine Walkyre mit langen, im Sturme flatternden Haaren über dem Meere zu schweben schien. Das Meer ist doch am herrlichsten im Sturme, wie der Krieger in der Schlacht. Aber es war ein warmer Erndtetag gewesen, und das Gewitter war mitten unter die Schnitter gefahren, die in dem Kornfelde, das jetzt die Stelle einnimmt, wo einst Svantevit verehrt wurde, beschäftigt waren. Der Sturm verflog und gemach rückte die Sonne aus den Wolken hervor, ein zweiter Morgen schien sich zu entfalten; das Auge stieß nach allen Seiten hin auf neue und entzückende Ruhepunkte. Jetzt zogen die Ufer von Jasmund wieder den grünen Jagdrock an und die Quoltitzer Berge strahlten golden in der Sonne, die wie eine alte legitime Herrscherin durch ihre Lande zog, mit Jubel begrüßt von den getreuen Unterthanen, die der Usurpation des Sturmes gerade in dem verhängnißvollen Momente der

Erndtezeit nur gezwungen nachgegeben hatten, lichter und lichter wurde es von Minute zu Minute und die unbegrenzte Perspective erweiterte sich immer mehr. Jetzt durchdrang das Auge selbst die weiteste Ferne, und die Insel Mön, die aus einer Entfernung von sieben Meilen nach Arcona herüberlugt, wollten Einige meiner Gefährten sogar mit bloßem Auge erspähen.

Altenkirchen auf Wittow ist durch Kosegarten, der zuerst Rügen zu einem Reiseziel machte, berühmt geworden, das Dorf Vitte aber durch den Häringsfang, der hier eben Kosegartens Uferpredigten veranlaßte. Der Platz, wo dieselben gehalten wurden und noch heut zu Tage von dem Prediger zu Altenkirchen gehalten werden, liegt hart am Seeufer. Die Gemeinde lagert im Freien bei gutem Wetter, bei schlechtem wurde wenigstens früher in einer Hütte gepredigt.

Von Wyk fährt man zu Schiffe in wenigen Stunden nach Hiddensoe, westlich von Rügen. Hiddensoe ist ein schwedischer Name und bedeutet zu deutsch: Hütteninsel, von Hydda Hütte und Oe Insel, das mit Oie, oder Eiland synonym ist. Diese Insel mißt in gerader Richtung fast drittehalb Meilen, die Breite ist wie bei Usedom sehr unverhältnißmäßig, denn das Meer hat auch hier gute Bissen gefunden; somit wechselt die Breite von einer halben Meile bis zu einigen hundert Schritten. Von außen präsentirt sich Hiddensoe

sehr dürftig und unfruchtbar: hohe Sanddünen und nackte Berge rahmen es ein, das Innere aber ist mit Ackerfeld und mit Weide bedeckt — weshalb auch die Ruganer Hiddensoe zu dem letzteren Zwecke benutzen. Ein Dornbusch soll hier den Schiffern zum Signal dienen, und nach ihm benennen sie schlechthin die Insel, die neben ihren schöneren Schwestern allerdings wie ein Aschenbrödel erscheint, aber auch die Tugenden dieser geltend machen kann. Was nicht die Isolirung thut, Knechte und Mägde schlafen auf Hiddensoe neben einander in einer und derselben Kammer, aber von unehelichen Geburten hört man hier weniger, als in civilisirten Orten, wo diese Sitte eine Unsitte gescholten werden würde. Hiddensoe besteht aus zwei Theilen, aus der ursprünglichen Insel und aus den späteren Anschwemmungen. Jene ist bergig und umfaßt den kleineren Raum im Norden, diese bestehen beinahe aus zwei Meilen und erstrecken sich bis zum Göllen. Im nördlichen Theile der Insel liegt der Herrenhof und das Dorf Grieben, im südlichen liegen die Dörfer Vitte, Neuendorf und Ploggenhagen. Die Einwohner sind wohlhabend, aber die Baukunst steht hier noch in der slavischen Kindheit; denn die meisten Häuser sind aus Lehm und Torf erbaut, eine Erscheinung, die wiederum auf die Isolirung zurückgeführt werden mag. Es gibt hier nämlich Leute, die Hiddensoe, das so nahe

bei Stralsund gelegen, nie verlassen haben, Andere aber dienten auf Schiffen, und als ich sie fragte, wie ihnen Petersburg gefallen und Stockholm und London, erklärten sie mir, sie seien nie in diesen Städten gewesen, sondern nur auf der Rhede und im Hafen, ihr Land sei das Schiff, dem sie angehörten. Von dem höchsten Berge am nördlichen Ufer der Insel hat man eine eben so weitausschweifende Aussicht, wie von Arcona. Das Meer liegt auch hier in unbegrenzter Ausdehnung zu unseren Füßen, südlich aber blickt man auf die pommersche Küste, östlich auf Rügen, Jasmund und Wittow und über das Alles hinaus wieder zur Ostsee. Zwischen Rügen und Hiddensoe liegt ein kleines Inselchen, die Fährinsel, das in den Karten fehlt, aber durch seine kecke Stellung die überschiffenden Fremden interessirt. So ist in dieser Inselgruppe, die man Rügen heißt, jeder Fleck Landes, der sich vom Meere losrang, menschlich eingerichtet worden. Die Fährinsel enthält nur ein Häuser-Kleeblatt, auch hier fanden Menschen eine Zuflucht und Erwerbquelle. Hiddensoe gibt sich dem Häringsfange mit noch größerer Sympathie hin, als Wittow. Dort beschäftigen sich auch die Ackerleute mit demselben, wenn die Erndtezeit vorüber, hier namentlich nur die Einwohner der Dörfer Vitte und Putgarten. Jetzt ist man auch hier und auf Rügen frei, früher erreichte bekanntlich gerade auf dieser Insel die Leibeigenschaft

ihren Zenith. Aber außer dem moralischen*) Drucke gewährte diese Einrichtung wenigstens auf Hiddensoe keine unerträglichen Nachtheile, es sei denn die Gleichgültigkeit gegen jede Vervollkommnung der Feldwirthschaft, die dem Leibeigenen natürlich wenig zu Statten kam, da er jeden Augenblick vom Gute entlassen werden konnte, und die deshalb von ihm nie berücksichtigt wurde. Der Bauer erhielt nämlich von der Herrschaft die „Bewährung seiner Hufen," d. h. der Vollbauer erhielt acht Zugpferde, einige Füllen, vier Kühe, einige Schweine und Schafe, die Einsaat, den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln von der Sommersaatzeit bis zur Erndte und das ganze Inventarium an Acker- und Baugeräthen, in summa also eine hinreichende Ausstattung. Dafür aber mußte der Vollbauer das ganze Jahr hindurch täglich mit vier Pferden und zwei Personen zu Hofe dienen, ein Dienst, der freilich wohl die verabreichte Hülfe hinlänglich compensirte. Und befand man sich auch wohl in dieser Stellung, wie unmenschlich ist nicht eine Einrichtung, die selbst die freie äußere Wirksamkeit hemmt und mir höchstens zu leben gibt, aber keine Gelegenheit, mein Leben zu vervollkommnen. Nichtsdestoweniger nannten die Hiddensoer in jener Zeit ihre Insel „dat

*) Dieser moralische Druck ist freilich vom menschlichen Gesichtspunkte aus der unwiderlegbarste Einwurf gegen die Leibeigenschaft.

söte Länneken," eine Bezeichnnng, die mir, der ich nach der Aufhebung der Leibeigenschaft diesen Strich Landes bereiste, nicht mehr vorgekommen ist, obwohl die Vaterlandsliebe auch noch heut zu Tage auf Hiddensoe angetroffen wird.

Ummanz ist eine kleine, drei Viertelmeilen lange Insel mit sechs Dörfern und ungefähr 500 Einwohnern. Hier war früher Alles leibeigen, und es hieß von den Bauern, sie hätten sich selbst gepachtet, weil das Heilige Geist-Kloster zu Stralsund*) Herr der Insel war und sich bei dem Vollbauer mit vierzig Thalern Pacht begnügte, ohne Herrendienste anzusprechen. Uebrigens war man hinsichts der Pachtung so gestellt, daß man eben davon leben konnte, und die Existenz war so sehr Hauptsache geworden, daß selbst eine Schule als überflüssiger Luxus betrachtet wurde. Diese Einrichtung scheint auch in der neuesten Zeit noch unterhalten worden zu sein, und ein Geistlicher äußerte wieder gegen mich, die Bewohner von Ummanz bedürften bei ihrer Ehrlichkeit und Genügsamkeit keiner Schule. Freilich nennen die Bewohner von Ummanz ihre Insel par excellence das Land, ein Beweis, daß sie ihnen, wie sie ist, zusagt.

*) Die Geistlichkeit auf Rügen schöpfte aus dem Christenthum auch die Leibeigenschaft als Nutznießung, und die Prediger wurden auch im weltlichen Sinne Hirten.

Gingst ist ein Flecken auf Rügen, der von der Insel Ummanz nur durch einen schmalen Strom getrennt wird, und die Umgegend um Gingst heißt das Paradies, weil sie die fruchtbarste Strecke Rügens umfaßt, ich meine des eigentlichen Rügens. „Paradies“ und „söte Länneken“ muß man hier als Local-Begriffe nehmen. In der Kirche von Gingst befindet sich eine Himmelfahrt Christi, von Bernhard Rode, die, wie Alles von diesem Meister, hastig und unvollendet ist, aber tief empfunden, weit tiefer und inniger, als selbst die bekannte Ruben'sche in der Kathedrale von Antwerpen. Hier fährt eine dicke gläubige Flamänderin zum Himmel, bei der man sich unwillkürlich fragt: weshalb? Sie hat es auf Erden so vortrefflich gehabt, daß es ihr im Himmel unmöglich besser werden kann. Rode hat seine Himmelfahrt freilich evangelisch klar gehalten, aber die Sehnsucht des Gottgeborenen konnte von einem katholischen Maler nicht besser dargestellt werden. Der Christuskopf dieses Bildes ist der bekannte nämliche, den Rode als Muster aller seiner Christusköpfe benutzte.

Die Halbinsel Mönchgut*) in der Nähe von Putbus ist wegen ihrer Bewohner merkwürdig, die sich bei der Fischerei in ihren alten wendischen Sitten erhielten und selbst bei Verheirathungen auf den alten Stamm und

*) Gut der Mönche; denn Mönchgut gehörte dem Kloster Eldena bei Greifswalde.

wendisches Blut sahen. Somit ist es denn unzweifelhaft, daß die Mönchguter aus unvermischten slavischen Elementen bestehen, die allenfalls durch das Christenthum gereinigt wurden. Nicht nur der Mann freit hier um die Frau, sondern man beobachtet auch die umgekehrte Weise. Also eine Emancipation des Weibes, wie sie häufig im modernen Sinne verlangt wird, nur liegt hier kein poetisches Motiv zum Grund, sondern ein sachliches Verhältniß. In Ermangelung von Söhnen fällt das Gut nämlich der ältesten Tochter zu, und diese, um nicht mit der Bewirthschaftung des Erbes in Stocken zu gerathen, hat das Recht, „Jagd" zu machen, oder „na eenem uht to stellen." Die Weise, in der man dabei verfährt, ist folgende. Hat ein Mädchen oder eine Wittwe einen Mann gefunden, dem sie ihre Hand zu geben wünscht, so sendet sie zur Nachtzeit einen Freund oder Verwandten vor die Thür des Geliebten. Der Abgesandte hat den stillschweigenden Auftrag, den letzteren durch Klopfen aus dem Schlafe zu wecken und ihm den Antrag der Vollmachtgeberin mitzutheilen. Nun bittet sich der Angegangene Bedenkzeit aus, so sittig und verschämt, wie es bei uns nur Weiber thun. Nach einigen Tagen erscheint der Freiwerber von Neuem, klopft wieder an und erbittet sich den Bescheid. Im Falle eines „Jaworts" führt der Freiwerber die Braut zum Bräutigam, daß der letztere es ihr wiederhole. Im

Falle eines Korbes aber (um dieses Bild beizubehalten) setzt das Mädchen die Jagd ungehindert fort, und es fällt keinem ein, ihr den Refus in Spott oder andere Rechnung zu stellen. Uebrigens ist man meistens schon vor den Formalitäten der Bewerbung im Reinen und vergebene Anfragen mögen selten stattfinden. Eine Wittwe kann sofort nach dem „Jaworte" den Mann ihres Herzens zu sich ins Haus nehmen.

Auch hinsichts der Kleidung zeichnen sich die Mönchguter vor den übrigen Ruganern und Pommern aus. Daß sie vier Hosen über einander anziehen, ist nichts Seltenes, und ihre Leibfarbe ist schwarz und roth, d. h. die Jacke ist schwarz und das Unterfutter roth. Die Hosen reichen in weitem Faltenwurf bis zum Knie, unterhalb welchem sie zugeknöpft werden. Indeß die schwarze Farbe ist nur Luxus, Alltags trägt man braunrothe Jacken mit schwarzen Streifen und Knöpfen. Der Charakter der Mönchguter ist phlegmatischer, als man ihn sonst irgendwo in Neuvorpommern antrifft; (auch eine slavische Reminiscenz, wie sie bei den Kassuben und Lieperwinklern vorkömmt) aber die weibliche Bevölkerung zeichnet sich — seltsam genug — noch an Leben und Beweglichkeit vor den Männern aus, die hier beinahe durch die Emancipation der Weiber eine untergeordnete Stellung erhalten zu haben scheinen. Die Männer fangen Fische, während die Weiber das

Land bebauen, und kehren sie heim aus dem Meere und der Gefahr, so legen sie sich auf die slavische Bärenhaut. Gastfreundlich und zuthulich ist man auch hier.

Garz ist Stadt, wie Bergen. Hier stand einst die alte Festung und Residenz der rügischen Fürsten: Carenza, die übrigens eben so wenig, wie Arcona, eine große Handelsstadt war, sondern sich so zu Garz verhielt, wie der Rugard zu Bergen. Waldemar der Sieger, der Arcona zerstörte, legte auch zu derselben Zeit christliche Hand an das heidnische Carenza.

Putbus (bei dem Busch) ist Residenz des Fürsten von Putbus und Seebad. Der jetzt regierende Fürst Malte von Putbus stammt — wie behauptet wird — von den alten rügischen Fürsten ab. Borante, der Enkel Stoislaws I., soll der Stammvater der Fürsten von Putbus sein. Bis 1807 kannte man nur Grafen von Putbus, aber Gustav IV. erhob dieselben in den Fürstenstand und der jetzige König von Preußen bestätigte diese Ernennung 1817, als Rügen an Preußen fiel. Fürst Malte von Putbus erhielt außerdem den Titel „Durchlaucht" und wurde zum Mitglied des preußischen Staatsraths, zum Generalgouverneur in Neuvorpommern und Rügen, zum Kanzler der Universität Greifswalde und zum Commandeur eines Landwehrregiments ernannt. Sommers und in der Bade-

saison wohnt der Fürst im Schlosse Putbus, das inmitten des sich längs des Marktfleckens Putbus hinziehenden Parks liegt, Winters aber meistens in Berlin. Putbus ist sicherlich das pittoreskeste Seebad Deutschlands, das anmuthigste und wöhnlichste, aber leider das langweiligste und unbequemste, jenes, weil die Badegäste aus der Weite wenigstens fehlen, dieses, weil die Einrichtungen nur vortrefflich sind, die Wirthe aber z. B. sehr gleichgütig gegen die Bedürfnisse der Gäste. Man lebt auf einer Insel, muß Vieles von dem Festlande herbeischaffen und Anderes, was man auf der Insel zieht, ist schlecht. Somit geschieht es, trotz der Restaurants aus Stralsund und sogar aus Berlin, daß die Badegäste im Verhältniß der Zahlung, die sie leisten müssen, nicht eben zum Besten bedient werden, zumal da die beschränkte Frequenz der Concurrenz keinen Spielraum bietet. Und der Wein ist in preußischen Bädern nicht zu bezahlen, ist er aber auch zu bezahlen, so ist er doch nicht zu genießen. Zu dem Allen kömmt noch, daß das Ostseewasser in der Nähe von Putbus für nicht salzig und kräftig genug erklärt wird. Nichtsdestoweniger halte ich Putbus für ein sehr empfehlenswerthes Seebad; denn ich bin der Meinung, Luft und Badeaccidenzien, wie z. B. eine angenehme Natur und Zerstreuung in dieser und nicht in Conversations- und Spielsälen (die übrigens auch im Putbuser Park ihres Gleichen suchen,) unterstützen

die Kur in dem Grade, daß man wohl den minderen Salzwerth des Putbuser Bades übersehen mag, für Vermehrung der Vergnügungen aber und Bequemlichkeit der Badegäste sorgt der regierende Fürst nach Kräften. Viel, sehr viel hat Graf Carl von Hähn, der jetzt mit dem Thespiskarren in Deutschland umherzieht, freilich für das Bad Putbus dadurch gethan, daß er ein Gast- und Logirhaus erbaute, und ein Schauspielhaus, dessen Eleganz und geschmackvolle Einrichtung nur den Wunsch erregt, Se. Durchlaucht der Fürst Malte möge alljährlich für eine gute Schauspielertruppe zur Unterhaltung der Badegäste, oder wenigstens für eine erträgliche sorgen. Diese Leute werden hier aber, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, ihre Rechnung nicht finden; denn der Zuschuß, den man ihnen gewährt, ist überaus mäßig, und stehender Badegäste zählt Putbus wenige. Somit hat man daselbst häufig bei Regenwetter gar keine Unterhaltung; selbst die Spieler klagen über schlechte Geschäfte, oder vielmehr über gar keine, denn man sieht sie nicht selten ohne einen Satz Taille schlagen. Wie gesagt, eine gute Schauspielertruppe würde wenigstens die Badegäste bei schlechtem Wetter, das auf dieser Insel doppelt empfunden wird, entschädigen, und die Spieler, die hier am leichtesten zu entbehren sind, würden durch eine solche Einrichtung noch mehr beschränkt werden. Uebrigens bin ich der Meinung, daß

alle Bäder, die nicht zur Mode gemacht werden können, selbst bei den splendidesten Einrichtungen ohne anziehende Kraft bleiben werden, ein Grund, der das von Putbus vier Meilen entfernte, hinsichts der Lage und des Reizes allerdings sehr mittelmäßige Swinemünde über jenes den Vorrang gewinnen ließ. Es fällt Keinem in Berlin ein, Putbus zu besuchen; wenn man nicht Doberan vorzieht, so wird man doch in Swinemünde bleiben, obwohl die Communication zwischen diesem und Putbus durch ein Dampfboot unterhalten wird. Swinemünde liegt dem Luxus näher, und Bäder sind Sache des Luxus. Deshalb halte ich es auch für Thorheit, wenn man Häringsdorf auf Usedom, das freilich Swinemünde an Lage überbietet, zu einem Bade machen will.

Die Menschen können nicht leicht ehrlicher, zuvorkommender (wenn sie nicht allenfalls blöde sind, was auch vorkömmt), herzlicher und geradsinniger gefunden werden, als auf Rügen. Zeichnet sich Pommern überhaupt schon durch Biederkeit aus, so erreicht diese Biederkeit auf Rügen, das durch das Meer von dem Raffinement des Lebens und den socialen Verwirrungen abgesperrt wurde, während es, von der Natur übermäßig begünstigt, gegen Mangel und daraus resultirende Unzufriedenheit und Speculation gesichert war, den höchsten Grad. Man könnte behaupten, der wendische Charakter sei hier nur durch das Christenthum abgeklärt,

denn man findet auf Rügen alle Elemente jenes Charakters noch heut zu Tage. Welche einfache und kindliche Hingebung an die Geistlichkeit macht sich nicht hier bemerkbar. Und dieses Verhältniß scheint weniger aus christlichen Motiven herzurühren, denn aus der alten slavischen Gewohnheit, die den Priestern einen so bedeutenden Einfluß und ein patriarchalisches Verhältniß einräumte. Sie traten auch — wie gesagt — auf der Stelle ein in die alte Herrlichkeit der Priester Svantevits, Regovits und Barovits ein, und selbst die Reformation, die doch allenthalben eine Beschränkung der Geistlichen in materieller Hinsicht mit sich führte, nahm den Predigern auf Rügen nichts. Wo in der Welt gibt es protestantische Pfarren, wie in Sagard, Bobbin, Altenkirchen und Wyk? Man nannte sie die Vierfürsten, und gewiß ihnen fehlet selbst heut zu Tage, trotz mancher Einschränkungen, die aus der Richtung der Zeit hervorgingen, nichts, um sie in den Augen aller Amtsbrüder beneidenswerth erscheinen zu lassen, ein Grund, der vor Zeiten selbst Herren von gutem pommerschen Adel vermochte, Theologie zu studiren, um auf Rügen zu predigen, Leibeigenen zu gebieten und Patronatsherr zu werden. Was konnte auch der sechste oder zwölfte Sohn eines pommerschen Edelmanns Besseres thun, als Güter, die ihm die zahlreiche Nachkommenschaft des Vaters versagte, mittelst des Chorrocks zu

erwerben. Und die Pfarre wird, wo es nur angeht und das Ministerium des Cultus nicht intervenirt, noch bis auf den heutigen Tag gern vererbt, man verheirathet seine Tochter nur an einen hoffnungsvollen Theologen. So gibt es auf Rügen nicht nur Erbländereien, sondern auch Erbpfarren. Das Christenthum wird hier in Erbpacht gegeben. Niemand beneidet dieses Glück der Geistlichkeit, die die Nächstenliebe und alle christlichen Tugenden in früherer Zeit so vortrefflich predigte, daß selbst die Leibeigenen des Herrn Pfarrers erklärten, es gäbe keine größere Wonne, als nicht nur ein christliches, sondern auch ein juristisches Schaaf eines solchen Mannes zu sein und zum eisernen Vieh der Pfarre zu gehören. Gewiß, es fiel Keinem ein, den Herrn Pfarrer um eine praktische Anwendung des Christenthums zu ersuchen, um eine Ausdehnung der Humanität, die der fromme Mann vielleicht gewährt haben würde, wenn sie nicht dem Nachfolger zum Nachtheil gereicht hätte. Somit verstanden sich nur Einzelne zur Freilassung, wie z. B. ein Präpositus in Gingst, der die hohe und niedere Gerichtsbarkeit eines Theils des Orts verwaltete und zur Vollziehung der Gerichts- und Polizeigesetze zwei Quartiermeister unterhielt. Rügen zählt nicht weniger als 27 Pastorate, die alle wie Edelhöfe eingerichtet sind und die adeligen Güter, über die man hier gleichsam fällt, weit hinter sich lassen, da sie nichts von einer

Uebervölkerung zu leiden hatten und mit der steigenden Cultur des Bodens nur Ameliorationen gewannen. Daß unter den Geistlichen Bildung, selbst außergewöhnliche Bildung gefunden wird, möchte man mir, ohne daß Kosegarten und Andere dafür den Beweis geliefert, schon deshalb glauben, weil der Prediger hier nicht bloß Gottes Wort zu predigen hat, sondern auch Gottes Gabe genießen kann. Man trifft verbauerte Pastoren in Hannover, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg und Hinterpommern, aber auf dem von der geistigen Entwickelung und dem Fortschritt abgesperrten Rügen trifft man eine Elite der Geistlichkeit. Schade nur, daß die Majorität der Bevölkerung von dieser Bildung nicht in dem Grade profitirte, wie sie in den reellen Verhältnissen an ihr litt, denn man wird zugeben, daß auch Rügen weiter sein könnte, hätten die Hochehrwürdigen nicht das Fett von der Natur abgeschöpft. Daß man mit seiner Lage zufrieden ist, beweiset nicht, daß sie nicht besser sein könnte, und die Bildung der Pastoren entschädigt nicht wegen der dürftigen Hütten der Bauern.

Was der Ruganer trägt an Kleidung, (natürlich sind hier die Städte und Flecken ausgenommen) hat er sich selbst verfertigt. Webstühle trifft man hier beinahe in jedem Bauerhause; man webt „Ziegeth," „Halbsett" und „Wargh," Zeuge aus leinenem Ein- und wollenem Aufschlag. Und die Küster liegen der Bild-

hauerkunst ob, sie verfertigen Leichensteine, die Dorfkirchhöfen alle Ehre machen. Die Inschriften derselben werden von den Angehörigen und Verwandten des Verstorbenen gedichtet und stehen zu der geschickten Arbeit des Küsters deshalb nicht immer in Verhältniß, es sei denn, er ist nicht nur Bildhauer, sondern auch Dichter, was heut zu Tage, wo alle Küster auf Rügen rechtschreiben müssen, vielleicht der Fall sein kann.

Das Plattdeutsch auf Rügen zeichnet sich durch mancherlei Eigenheiten aus und besonders dadurch, daß man mit einzelnen Wörtern beschreibt. So heißt z. B. ein Sehrmann ein ausgezeichneter Mann an Herz und Geist. Will man die letztere Eigenschaft schlagend hervorheben, so sagt man auch „he kann geistlich un weltlich.“ Böse sein heißt hier „quade syn,“ und von Einem, der in Verlegenheit geräth, sagt man: „he keem recht in de Brummelbeeren,“ was allerdings bezeichnender ist, als das mit Französischem untermischte Plattdeutsch „he keem in de Sohse.“ Die feudalistischen Verhältnisse, die früher auf Rügen am meisten hervortraten, bewirkten, daß sogar das Gesinde in eine chevalereske Weise verfiel, die sich freilich im plattdeutschen Style und mit pommerschem handgreiflichen Nachdruck seltsam genug ausnimmt. Der „Großknecht“ ertheilt nämlich dem „Jungknecht“ die Ehre einer Ohrfeige, indem er in feierlichem und begeistertem Tone hinzufügt:

„So Keerl! dat liid van mi, un van keenem annern!" eine Weise, die übrigens nicht nur auf Rügen, sondern auch in Mecklenburg und Holstein angetroffen wird. Von dem Trinklied aber, das Weber als ein rügisches Nationallied bezeichnet, bin ich der Meinung, daß es eben nur auf Hiddensoe gehört wird, und sonst nirgends auf Rügen. Die Hiddensoer aber singen es in eintöniger melancholischer Weise und durchaus nicht im dithyrambischen Schwunge, so langsam aber, als gälte es einem Trauergesang. Es lautet

„Hans Naber, ick hebb et ju togebracht,
Sett zu man Duhm un Finger d'ran.
He! kuke mal in! he kuke mal in;
Noch Oele, noch Oele, noch Oele darin."

Der Trinker muß nun das leere Glas zeigen und dabei singen:

„He kuke mal in —
Niks Oele, Oele, niks Oele darin."

Im Hochdeutschen würde es lauten:

„Hans Nachbar, ich hab es Euch zugebracht, (zugetrunken)
Setzt ihr nur Daumen und Finger dran.
Seh' er einmal hinein, seh' er einmal hinein,
Noch Bier*), noch Bier, noch Bier darein."

---

*) Das Oele gilt von dickem, starkem Schiffsbier, und ist mit Ale synonym.

Und weiter:

„Seh' er einmal hinein,
Nichts Bier, nichts Bier, nichts Bier darein.“

Ich kann hier nicht umhin, zu bemerken, daß die Mäßigkeit zu den Tugenden der Ruganer gehört, und arten sie einmal an Sonn= und Feiertagen aus, so muß man doch zugeben, daß diese Weise nie einen rohen Anstrich trägt. Durch die Ausgelassenheit selbst schimmern Gastfreundlichkeit, Herzlichkeit und Biederkeit, ein boshafter Rausch wird auf Rügen selten vorkommen.

Ernst Moritz Arndt wurde auf Rügen geboren; Hakert legte hier den Grund zur Landschaftsmalerei, und Kosegarten wurde vielleicht nur durch Rügen Dichter. Wenn die beiden letzteren somit beweisen, daß Rügen an Poesie keine geringe Ausbeute bietet und einen Impuls, den man in Pommern sonst vergebens sucht, so mag man Arndt wohl als den unverfälschten Ausdruck des rügischen Nationalcharakters betrachten. Und in der That, man findet hier nicht nur Geradheit, Treue und Herzlichkeit, sondern auch — trotz aller Leibeigenschaft — einen tüchtigen Sinn für Recht und Freiheit. Wenn diese Elemente nie in politische Verwickelungen geriethen, so muß man bedenken, daß auf dieser abgeschlossenen Insel ein solches Resultat nicht möglich war, wie über=

haupt eine Ausbildung jenes Naturtriebs, den man bei allen slavischen Abkömmlingen wahrnimmt. Eine gewisse nationale Unabhängigkeit suchen die Ruganer durch Sitten und Gebräuche und — wie z. B. auf Mönchgut — selbst durch Familienabsonderung noch festzuhalten, deutsch sind auch sie leider nicht in dem Grade, wie sie früher schwedisch waren. Weber findet sogar eine Abneigung gegen Deutschland in dem Fluche „dat dik de Dütscher,“ statt „daß dich der Teufel,“ der auf Rügen Styl ist, ich aber hörte aller Orten Sympathien für Schweden, obwohl diese Regierung in hundert Jahren keine solchen Reformen veranlaßte, wie die preußische in einigen zwanzig. Man könnte hier wieder ein Lied über deutsche Nationalität singen; aber Herr von Wachsmann in Dresden schreit wiederholt: „Neues, Neues!“ und Deutschland ist ein alter Zustand, und kein Stoff zu Novellen für Lehrburschen und Näherinnen; es läßt sich keine neue Weise dafür finden, und von der alten hat Börne schon geklagt, als der Collaborator Meier in Hamburg neue Ideen in den Briefen jenes vermißte: „Sie wollen immer neue Ideen, aber die alten, die, welche die Handwerksburschen auf der Gasse an den Schuhen abgelaufen haben, diese guten, nützlichen Ideen haben sie noch bis auf den heutigen Tag nicht begriffen.“ So ungefähr sprach Börne. Ich aber scheide von Rügen mit einer Verehrung, wie sie in

Pommern durch nichts Anderes hervorgerufen wird, denn ich schaute

„Mit staunendem Blick
Die Riesengräber und Herdas Hain,
Die Küsten, die Inseln und das donnernde Meer."

Und wo sonst in Deutschland hat man diesen Anblick.

Achtzehntes Capitel.

Pommern (Schluß) Stettin. Inneres und Aeußeres. Umgebungen. Handel. Schifffahrt. Charakter der Stettiner. — Natur und Menschen nord- und ostwärts von Stettin. — Stargard. — Cöslin. — Colberg. — Lauenburg an der Leda das letzte deutsche Dorf. — Seitenblicke auf die russischen Ostseeprovinzen. — Das Reisen in Pommern. Plattdeutsch in Pommern und Schlußbemerkung.

Stettin windet sich malerisch eine Anhöhe hinauf, auf deren Spitze einst die durch den Blitz zerstörte Marienkirche stand, die mit ihrem viertehalbhundert Fuß hohen Thurme in schlanker Majestät über den Steinkranz der Gebäude, der sich um jene Anhöhe zog, emporragte. Stettin trägt, wie die meisten bedeutenden Handelsstädte der Ost- und Nordsee, das Gepräge allmähliger Entwickelung, Modernes ist hier mit Alterthümlichem vermischt, neben den alten Giebelhäusern von Lübeck und Rostock gewahrt man die freundlichen Bauten der Gegenwart, die Straßen aber sind größtentheils eng, winkelig und geschlängelt, da sie nicht aus der

Kunst, sondern aus dem Bedürfniß hervorgingen. Häufig nicken sich die Häuserreihen so bedeutungsvoll zu, daß man es für rathsam hielt, Bogen zwischen den Mauern aufzuführen, damit sie sich nicht in die Arme sinken möchten. Die Lübecker „Twieten" gewähren einen ähnlichen Anblick. Man findet auch in Stettin große Hausfluren, ein Beweis, daß der Handel die Ordnung der Häuser bestimmte, und die Zimmer dieser Häuser sind, bis auf die „Vorstube" zu ebener Erde, meist im Hintergeschosse gelegen, wo sie nothdürftiges Licht aus dem engen mauerumgebenen Hofraume erhalten, dessen Wirkung noch durch die dunklen, altfränkischen Tapeten geschwächt wird. Daneben incommodiren die bergangehenden Straßen nicht nur die Fußgänger, sondern auch die Baukunst, die hier unmöglich zu einer symmetrischen Grundlage gelangen kann. Der Peterberg bildet den Höhepunkt dieser Unebenheit, der Abhang von einer Querstraße zur andern beträgt hier einige zwanzig Fuß, also beinahe so viel, wie in Brüssel auf Montagne de la Cour. — Auf dem Königsplatz befindet sich die Bildsäule Friedrichs des Großen, von Schadow aus carrarischem Marmor gearbeitet, der für ein Ostseeklima allerdings zu zart und unhaltbar sein mag; aber sie präsentirt sich sehr schön, besonders im Anblick auf den grünen Teppich des Walls in ihrem Rücken. Friedrich der Große ist natürlich in seiner Uniform dar-

gestellt, die selbst von der Kunst nicht übergangen werden konnte, indeß hat die letztere wenigstens den Mantel über eine Prosa geworfen, die zum carrarischen Marmor noch weniger paßt, als die harte und scharfe Luft der Ostsee. Somit erscheint nun Friedrich im Hute, mit dem Feldherrnstab in der Hand und in dem alten Schnitt, den der Reitermantel in schönem Faltenwurf umschließt. Die Bücher aber zu seinen Füßen scheinen mir wenigstens mit der Kunst noch mehr zu contrastiren, als die historische Uniform. Was bedurfte es hier neben der ausdrucksvollen Persönlichkeit eines Commentars der Größe in den Artes belli et pacis und dem Corpus juris Fridericianum? — Der Wall schließt die Landseite der Stadt ein, gerade wie bei Lübeck, er ist nun zu Promenaden und Alleen benutzt. Auf einer Stelle des Walls genießt man eine ausgedehnte Aussicht auf die Städte Greiffenhagen, Damm und viele Dörfer längs der Oder und in der weiten grünen Fläche jenseits derselben. Die Inseln im Flusse erhöhen die Mannigfaltigkeit dieser Parthie, und der bunte Handelsverkehr und die Schifffahrt, die durch die engen Ufer der Oder zusammengedrängt wird und dadurch an Bewegung gewinnt, hauchen Leben über dieses allerdings pittoreske Gemälde, das selbst einen Süddeutschen unterhalten wird, ohne ein besonderes Interesse ansprechen zu können, so wenig wie Frauendorf, das Eldorado

der Stettiner, die von den Hügeln an der Oder und den buschigen Gängen am Abhange der „Berge," wie man die etwas erhabeneren Standpunkte heißt, nicht genug erzählen können. Uebrigens ist Frauendorf, eine halbe Meile von Stettin gelegen, in der That so reizend, wie Charlottenburg bei Berlin, ja vielleicht noch reizender, der Oder wegen, auf welcher man nach diesem Vergnügungsorte hinabschiffen kann. — Die Lastadie (von Lastadium, Ballast, also ein Ort, wo Kaufwaaren in die Schiffe aus- und eingeladen werden) ist eine Vorstadt jenseits der Oder und längs dieses Flusses. Hier befinden sich die Speicher der Kaufleute und Werfte der Schiffbauer. Die Lastadie ist des steten Verkehrs wegen durch Brücken mit Stettin verbunden. Außerhalb der Befestigungen liegen die Vorstädte Ober- und Unterwieke und der Tornei. Vor Unterwieke fährt man auf dem Wege nach Frauendorf vorüber. An diese Vorstadt schließen sich sofort Dörfer mit Werften und Schiffen auf dem Stapel. Grabow mit einladenden Landhäusern ist unter ihnen bemerkenswerth, auch in historischer Hinsicht; denn hier stand einst die alte Oderburg, ursprünglich ein Karthäuser-Kloster, später ein fürstliches Lustschloß und seit 1630 nicht einmal mehr Ruine, denn die Oderburg wurde in diesem Jahre abgebrochen. Wo sie stand sind Aecker und Schutthaufen, deren Ausdehnung einen Maßstab für den Umfang des zerstörten

Gebäudes gibt. Die Oder theilt sich bei Stettin in vier Arme: Oder, Parnitz, groß und klein Reglitz, über welche hölzerne Brücken führen. An der linken Seite der Oder liegt die eigentliche Stadt. — Bei der 1789 durch den Blitz zerstörten Marienkirche, wegen deren Wiederherstellung so viele vergebliche Schritte geschahen, befand sich ein academisches Gymnasium, ganz in der Weise des hamburgischen. Es wurde 1805 mit der Rathsschule unter dem Namen „Königliches und Stadtgymnasium" vereint. Das königliche Gymnasium ist mit 7 Lehrern besetzt, die in der Theologie, Jurisprudenz, Medicin, den alten und neuen Sprachen Vorlesungen halten, das Stadtgymnasium zählt 11 Lehrer. Weshalb man die erstere Anstalt noch in der alten Weise fortbestehen ließ, ist kaum einzusehen, da nicht wohl angenommen werden kann, daß ein academisches Gymnasium, eine Zwitter-Einrichtung von Universität und Schule, bei der soliden Feststellung jener wie dieser in Preußen, noch einen besonderen Nutzen gewähren mag. Die Bibliothek des „königlichen Gymnasiums" ist nicht unbedeutend, aber ohne Plan und Ordnung, da sie nach und nach aus Vermächtnissen und Schenkungen entstanden ist. Auch hier finden sich viele Leichenreden und Schulschriften vor, die höchstens von dem localsten Interesse sind, und der werthvollste Beitrag mag von dem preußischen Minister, Grafen von Herzberg, herrühren.

An Manuscripten befindet sich nur eins von dem römischen Geschichtschreiber Florus in der Bibliothek, das auf Pergament geschrieben ist, aber durch die Sauberkeit und Schriftzüge den Beweis liefert, daß es nicht sehr alt sei. Dieser Codex ist im Jahre 1724 von einem ehemaligen Regierungsrath von Lilienström, dessen Vater ihn an sich gekauft hatte, der Bibliothek geschenkt worden. Uebrigens soll das academische Gymnasium durch die Vereinigung mit der Stadtschule, oder dem alten „Lyceum“ in sofern gewonnen haben, als man dieses als eine Vorbereitung zu jenem betrachtet. Früher meldeten sich viele junge Leute zur Aufnahme, die keineswegs für Vorlesungen ausgerüstet waren, aber die Professoren wollten nicht nur leben, sondern auch lesen. Gut wär's, wenn man jetzt, falls solches noch nicht geschehen sein sollte, auch die Vorlesungen über eigentliche Facultäts-Wissenschaften ganz einstellte. Dieselben gehören gewiß nicht in die jugendliche Umgestaltung unserer Schulen hinein. — Der Handel Stettins, welchen diese Stadt mit 160 eigenen Schiffen unterhält, könnte bedeutender sein, wenn er nicht an manchen Zufälligkeiten litte. So vertheuert unter Anderm der Sundzoll den Transport und die Schiffe haben nicht immer Rückladung. Diese Nachtheile fallen z. B. bei Hamburg weg, und daher kömmt es, daß man selbst von Schlesien aus hieher Waaren sendet, die ihren natürlichen Abzug in

Stettin haben würden. Der Holzhandel ist einer der wichtigsten Erwerbzweige, mit ihm concurrirt das Bier, wenigstens im Inlande. — In dem Landschaftshause befindet sich die „pommersche Bibliothek," die aus einer Privatsammlung eine öffentliche wurde. Pommersche Geschichte und Landeskunde sind hier reichlich bedacht, und man muß es dem alten Cantor Christoph Kiel nicht wenig danken, daß er durch seine Chroniken-Liebhaberei diese Bibliothek veranlaßte. Er copirte nämlich Alles, wessen er an wichtigen Documenten habhaft werden konnte, und zwar so sauber und correct, daß seine Handschriften hinsichtlich der Zuverlässigkeit den Originalen gleichkamen. Solcherweise brachte Kiel eine erhebliche Auswahl von Nachrichten und Büchern zusammen, die von Kennern selbst für die bedeutendste Privatsammlung zur Landesgeschichte von Pommern erklärt wurde. Dieselbe wurde später einem Gelehrten überlassen und von diesem erweitert der Landschaft. — Das große Schloß, welches von der durch ihre originelle Weise den Stettinern hinlänglich bekannten Prinzessin Elisabeth bewohnt wurde, ist ein festes Gebäude, ohne Symmetrie und architektonischen Werth. In der Schloßkirche befindet sich unter vielen gleichgültigen Bildern ein werthvolleres, das von Kennern sogar für ein vorzügliches Werk eines großen italienischen Meisters erklärt wird. Einstweilen müssen wir das glauben, denn

das Bild hängt durchaus nicht vortheilhaft; einige Zweifel könnten uns übrigens aus den vielen Details und den kleinen Figuren, die den Totaleindruck verletzen, zukommen. Abgesehen von der Kunst ist die Geschichte, die diesem Bilde zum Grunde liegt, interessant; sie liefert den Beweis, zu welchen unchristlichen Wundern selbst sich Christus benutzen ließ, wenn es denen galt, die zum heiligen Grabe zogen. Auch Bogislav, der Pommern Herzog, zog dahin und wurde in der Nähe von Candia von türkischen Piraten überfallen, die die venetianische Flagge, unter deren Schutze der Herzog überschiffte, nicht respectiren wollten. Die Venetianer baten und beriefen sich auf den Vertrag. Als aber Bitten und Drohungen nichts fruchteten, verkrochen sie sich in die Cajüte und ließen die Pommern den Strauß allein ausfechten. Denen nun stand Christus bei, der oben auf dem Maste den Mahomet tüchtig durchprügelte. Mahomet bat jämmerlich, man möge von weiterem Gefechte abstehen, weil er nur solcherweise von den Streichen des Gekreuzigten und von dem Tode Auferstandenen befreit werden würde, und die Türken, erkennend, daß hier der Grundsatz angewendet werde, prügelst du meinen Juden, so prügele ich deinen, standen ab vom Gefechte, und Bogislav zog zum heiligen Grabe. Als er von dort zurückkehrte, wurde er in Venedig von dem Dogen und Senat auf das Feierlichste

empfangen, und diesen Empfang stellt das erwähnte Gemälde vor. Micrälius aber behauptet in seinem „Alten Pommerlande" noch zu jenem Wunder ein zweites: der Herzog habe nämlich mit einem Bratspieß die Türken in die Flucht geschlagen, während Christus auf Mahomet eingehauen. — Zu den Merkwürdigkeiten Stettins gehört auch das Seeglerhaus, wo sich die Kaufleute versammeln. Das Seeglerhaus rührt aus der Zeit her, als Stettin der Hansa angehörte, und hat in der neueren preußischen Zeit viel von seiner Bedeutung verloren; nur die Börse blieb hier. Alterthümliche Curiositäten des Seeglerhauses sind eine Abbildung Stettins aus dem Jahre 1659, mit der Oderburg, und ein und zwanzig Brustbilder pommerscher Herzöge, an der Decke, deren Anblick man also noch mühsamer erkaufen muß, als einst den der Lebenden, nämlich mit rückwärts gebogenem Nacken. — In Stettin wurden zwei russische Kaiserinnen geboren, 1729 Catharina II., und 1759 Alexandra Feodorowna, Kaiser Pauls Gemahlin, ein Grund, daß seit jener Zeit fortwährend ein Exemplar neugeprägter Münzen und Medaillen des russischen Reichs nach Stettin gesandt wurde. Der Gesammtwerth aller solcherweise eingegangenen Münzen, die auf dem Rathhause aufbewahrt werden, soll sich auf mehr, als 4000 Thlr. belaufen. Interessant aber ist es, einzelne derselben, an die sich große Hoffnungen knüpfen mochten,

mit den Erfolgen zu vergleichen, die diejenigen trafen, zu deren Ehren sie geschlagen wurden. So zeigt man eine sehr schöne, die die Geburt des Großfürsten Constantin feiert. Auf der Kehrseite hält eine weibliche Figur ein Kind im Arme, ihr zur Linken steht die Hoffnung mit ihrem Anker, zur Rechten die Religion mit dem Kreuze. Alle drei richten den Blick zu den glänzenden Wolken hinauf. Seitwärts seegeln Schiffe auf dem Meere, und ein Stern geht über dem Horizonte desselben auf. Constantin starb bekanntlich an der Cholera, in einer Zeit, wo die Wolken, die über den Scheitel des russischen Reichs zogen, keineswegs glänzend waren, und leuchtete er als ein Stern, so war er doch nur ein blutrother Unglücksstern. — Die Befestigungen Stettins bestehen aus den Forts Preußen, Wilhelm und Leopold. Auch Stettin gehört zu jenen Festungen, die sich 1806 ohne Widerstand den Franzosen ergaben. Dieselben zeigten nicht einmal Wallbillets vor, die bis dahin jeder, der die Aussicht von dort genießen wollte, von dem Commandanten einlösen mußte, und bewirkten vermuthlich dadurch, daß diese Einrichtung später aufgehoben wurde.

Der Charakter der Stettiner hat den Fond einer Handelsstadt, der Kaufmann gilt hier viel, jedoch nicht so viel, daß die Beamten nicht mit ihm concurriren könnten. Durch diese und das Militär, die häufig aus

ganz entgegengesetzten Provinzen der Monarchie herrühren, sind Variationen in den ursprünglichen Grundton der Bevölkerung getragen und eine Berliner Lasur, die übrigens in einer Handelsstadt, wo man die vornehme Haltung mit Geld unterstützen kann, noch am erträglichsten ist. Eine Dürftigkeit, die in Berlin allenthalben unter die neueste Mode gemischt ist, findet man in Stettin nicht, wie denn hier auch die starre Weise der Bureaukratie allenthalben durch die bieg- und schmiegsame des Handels gemildert wird. Man ist gewiß im Herzen vortrefflich preußisch gesinnt, aber der Kaufmann, der denn doch den Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens bildet, thut sich nichts auf die Macht Preußen zu Gute, er ist ihr höchstens dankbar für das, was sie ihm Gutes gewährt, er nimmt an ihr keinen unmittelbaren Antheil, wie Civil- und Militärbeamte, die sich deshalb nur zu leicht im gesellschaftlichen Leben mit dieser Macht identificiren werden. Uebrigens hat die Communication Stettins mit Berlin die etwas derbe Manier früherer Zeit, die noch durch den Weinhandel und dem aus ihm herrührenden Geiste gehoben wurde, bedeutend abgeschliffen: der Berliner Spiritualismus hat den pommerschen Materialismus in die gesellschaftlichen Grenzen zurückgeführt. Man trinkt jetzt wenig Wein, aber man macht einen vortrefflichen seit der neuesten Zolleinrichtung, wobei die Stettiner Aepfel die

besten Dienste leisten. In diesem Sinne und im Vertrauen, daß der Stettiner Wein dem französischen die Wage halte, wenn man ihn nur zu trinken verstehe, schrieb ein Stettiner Weinhändler an seine Kunden in Demmin, die sich beschwerten, daß der übersandte Wein nicht die Probe hielte: „Ji Herren von Demmin, ätet Käse to dem Wiin, denn schmeckt he in Demmin so goht, als to Stettin.“ Somit servirt man auch in Stettin aller Orten Käse, oder Brod mit Salz und Kümmel zu dem Wein. Ich aber rathe jedem, sich an das Stettiner oder Bergmann'sche Bier zu halten und Wein Wein sein zu lassen.

Die Provinz Pommern zerfällt bekanntlich in die drei Regierungsbezirke: Stettin, Stralsund und Cöslin, aber nord-, wie ostwärts von Stettin dürfen wir weder Anmuth der Natur, noch eine andere Civilisation und Cultur verlangen, als welche von den Beamten und dem Unterricht in den Städten angeregt wird. Die Natur bietet Sand und Wälder, die um so nüchterner erscheinen, als Hinterpommern von keinem bedeutenden Strom bewässert wird. Selbst die Warthe und Netze fürchteten sich vor den Sandhügeln und lenkten bei Zeiten nach der Oder ein, die die Grenzscheide zwischen Vor- und Hinterpommern bildet. Was ich aber früher von dem Durchschnittsmaßstab pommerscher Bildung bemerkte, gilt insonderheit von Hinterpommern; wo die

Natur gar zu ärmlich ist, wie hier und bei den Eskimos, wird selbst der Fortschritt immer nur gemacht werden können. Wir müssen es einstweilen erwarten, daß die preußische Regierung ihn in Beziehungen zu dem Leben bringt, und daß die General-Commission in Stargard für die Folge glücklicher verfährt hinsichts der Güter-Auseinandersetzung, als bisher.

Stargard (Storigorad, oder Altstadt) mit beinahe zehntausend Einwohnern, wird — sonderbar genug — zum Unterschied von Stargard in der Mark und in Mecklenburg, Neu-Stargard genannt, obwohl es eine alte Hansestadt war und als solche Stettin hinter sich ließ. Stargard liegt an der schiffbaren Ihna, unweit des größten pommer'schen, des Madüesees, inmitten üppiger Getreidefelder und Gärten; aber solche Erscheinungen sind in Hinterpommern Oasen in der Wüste: es dauert nicht lange, bis sich dieselben in Haiden verlieren, deren Dörfer nur den Mangel und die Dürftigkeit von Hinterpommern mit constatiren helfen. Und so geht es fort bis zum Meere. — Cöslin, mit beinahe 6000 Einwohnern, liegt am Fuß des Gollenberges, eine Meile von der Ostsee. Durch Brand zerstört wurde diese Stadt in dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts funkelneu, eine Thatsache, die durch die Bildsäule Friedrich Wilhelm I. mit der Inschrift „Coslinum incendiis deletum restauravit 1724,“ (in diesem

Jahre wurde die neue Stadt beendigt,) beglaubigt wird. Auf dem Gollenberge ist den in dem Befreiungskriege gefallenen Pommern ein Denkmal errichtet. Ist es nicht auffällig, daß aus diesem dürftigen Landesstrich die Elemente der Größe Preußens hervorgingen? Wie die Pommern im siebenjährigen Kriege an der europäischen Monarchie Preußen als die treuesten Arbeiter halfen, so arbeiteten sie auch in den Jahren 1813—1815 nicht weniger treu und unverdrossen daran, den eingesunkenen Bau wieder aufzurichten. Gewiß, Preußen weiß Pommern zu schätzen, das sieht man insonderheit auch an der persönlichen Sympathie des Kronprinzen für diese Provinz, aber Reformen im Wege Rechtens sind leider mit allen Mängeln verknüpft, an welchen in Deutschland das Recht selbst leidet, insonderheit aber mit dem Hauptmangel, daß das Recht selbst nur zu häufig Unrecht ist, und daß alle gesetzlichen Versuche, es zu ebenen und in das Jahrhundert hineinzupassen, meist nur kleine Uebel statt eines großen sind. Gerade auf dem Gollenberg, in der Nähe jenes Denkmals, behauptete ein preußischer Beamter, hinsichts der Emancipation der Bauern in Pommern, diese Wohlthat unterscheide sich von der der französischen Revolution nur durch die weise und friedliche Anordnung, im Uebrigen bezwecke sie dasselbe. Ich entgegnete ihm, daß ich dieselbe nur für einen neuen Beweis des alten Sprüchworts: „der Geist

ist willig, aber das Fleisch ist schwach," halte, und dem letzteren müsse man noch auf eine nachdrücklichere Weise zu Hülfe kommen, als solches durch die Gesetze von 1807, 1811 und 1816 geschehen sei, mit einem Worte, ein im Grunde doch gewaltsamer, aber verjährter Zustand lasse sich nicht durch friedliche Ausgleichungen beseitigen, wo man dem Einen gleiche Rechte geben und dem Andern doch nichts nehmen wolle. — Colberg, an der Persante, die sich eine halbe Stunde unterhalb der Stadt in die Ostsee ergießt, ist mehr durch Moräste, als durch Kunst eine starke Festung. Aber was sind selbst Moräste, wenn die, welche in ihnen stecken, ohne Muth sind. Colberg würde auch gefallen sein, wie Stettin und die anderen preußischen Festungen, hätte nicht der König Gneisenau gesandt, der bekanntlich noch in seinem vierzigsten Jahre Hauptmann war. Gneisenau rettete Colberg bis zum Tilsiter Frieden. Diese Festung ist durch ihre Belagerungen (sie wurde bereits im siebenjährigen Kriege zweimal vergeblich von den Russen eingeschlossen) und durch einige Persönlichkeiten, die hier geboren, oder gefangen gehalten wurden, berühmt. Zu den ersteren gehören der Minister von Podewil und Rammler, zu den letzteren aber der „Lieutenant, Jacobiner, Schauspieler und Glashändler" Heinrich von Bülow, den man, bei der Annäherung der Franzosen, vorsichtig nach Königsberg und von dort nach

Riga flüchtete, und von dem man am Ende noch glaubte, er hätte Preußen retten können, hätte man ihn nicht in die Festungen, sondern über die Festungen gesetzt. Seine militärischen Ansichten, insonderheit aber seine „Geschichte des Feldzugs von 1805," hatten ihm wohl die erstere Ehre zugezogen, um so mehr, da Heinrich von Bülow in ihnen mehr Genie, als Verstand, wenigstens als practischen und berechnenden Verstand entwickelt hatte. Aber im Unglück greift man nach Allem, und auch Preußen bedauerte, daß der geniale Lieutenant nicht bei dem Feldzug von 1806 zu Rathe gezogen worden sei, der erste Beweis, daß man anfing, an die Masse und den Zeitgeist zu denken, die Einleitung einer nationalen Richtung, die auch Preußen rettete. — Hinter Stolpe, der gewerbsamsten Stadt Hinterpommerns, mit Holzhandel, Lachsfang und Bernstein-Ausbeute an der Ostsee, fängt der rechte wendische und cassubische Schmutz an, und die Dürftigkeit erreicht hier ihren Höhepunkt. Kartoffeln, Dünnbier und Branntwein sind die Lebensmittel, und die Sprache ist, wenn nicht rein wendisch, doch ein Gemisch von Polnischem und Deutschem. Im Dorfe Schmolsin wird sogar kassubisch gepredigt. Lauenburg an der Leba ist das letzte deutsche Dorf, Grospopel der letzte Krug, und

Der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und mit Grauen,

mit Sand, Haide und Tannen. Ich sagte, Lauenburg sei das letzte deutsche Dorf, aber nur scheinbar. Jenseits der Säulen des Hercules, jenseits der Civilisation, jenseits des nunmehr auch deutschen Preußens, wohnen ebenfalls deutsche Brüder, hat sich eine neue Civilisation ausgebreitet, die freilich nicht Deutschland, sondern Rußland zu Gute kam, das sie neuerdings in das Centralisations-System dieses Reichs zu verstricken, das ziemlich unverholen dem Zustande, dem einst die deutschen Ordensritter Grenzen setzten, die Ostseeprovinzen zu vindiciren sucht. Was wäre Rußland ohne die Ostseeprovinzen in der europäischen Staatenreihe? Aus ihnen zog es seine Diplomatie, seine Militärs, seine Bildung: rationale Landwirthe, Handwerker, Aerzte, Künstler, Schullehrer, ja sogar seine Staatsformen, seitdem Peter der Große schwedisches, dänisches, liefländisches und esthländisches Recht zum Muster seines projectirten Gesetzbuchs nehmen wollte. Freilich unterblieb dieses Gesetzbuch, aber in den spätern russischen Ukasen wird man fortwährend Rechtsprincipien benutzt finden, welche in den Ostseeprovinzen Geltung hatten, in den Ostseeprovinzen, die mit der Reformation und dem Protestantismus den äußersten Fortschritt Deutschlands adoptirt hatten. Die Ostseeprovinzen wurden bei der Administration berücksichtigt, bei den judiciären Formen, ja zuletzt sogar bei einer ihnen nachgebildeten Adels-Ordnung.

Ebenso erhielten die russischen Städte beschränkte demokratische Municipalverfassungen. Wie es aber scheint, lieh man von den Ostseeprovinzen nur Einiges, um sie später bequemer in die Centralisation des Reichs, die hier nie Bestehendes und Festes schuf, sondern über Nacht anderen Einwirkungen nachgeben mußte, hineinzupassen. Man mochte urtheilen, die Ostseeprovinzen würden solcherweise, wenn sie Einiges von ihrer ursprünglichen Einrichtung in dem Coloß vorfänden, um so eher der Gewalt nachgeben. Aber ist es nicht traurig und besorgnißerregend, daß man überhaupt nur daran denkt, die Bildung und Civilisation, an deren Brüsten sich eine ungeheuere Monarchie groß sog, dem starren Absolutismus dieser Monarchie zu opfern? Die Willkür, der rothe Faden des russischen Systems, nagt nach der polnischen Revolution von Neuem an den Ostseeprovinzen, die russischen Beamten sind feil und bestechlich und die russische Aristokratie hat eine platte nationale Gesinnung, die gegen deutsche Elemente unbedingt eingenommen und zu keinem Fernblick geeignet ist, was vermag also der beste Wille des Kaisers, so lange er nicht vertrauungsvoll die Ostseeprovinzen von allen russischen Einflüssen emancipirt. Hielte man es in der That aber für nothwendig, Bildung, Sprache, Religion, Recht und Gesetz in den Ostseeprovinzen aufzugeben — wie einige neuerliche Thatsachen fast vermu-

then lassen — dann wahrlich darf man nicht mehr behaupten, die deutsche Bildung sei wohl für immer gesichert. Es käme ja nur auf eine Eroberung an. Oder war etwa das Verhältniß zwischen Rußland und den Ostseeprovinzen nicht weit schroffer, als diese von Schweden an jenes Reich übergingen? Damals war auf Seiten des Eroberers kaum eine Spur von Bildung und Civilisation anzutreffen, und die geistige Ueberlegenheit der Ostseeprovinzen konnte um so wirksamer sein. Dennoch sind die letzteren im neunzehnten Jahrhundert so weit gekommen, daß sie fürchten müssen, mit einem neuen Provinzialgesetzbuch ganz und gar in die russische Centralisation verflochten zu werden. Was könnte also nicht heut zu Tage mit eroberten Provinzen versucht werden, heut zu Tage, wo Rußland eine europäische Uebersicht hat und seine Fühlfäden auf alle politischen Verhältnisse ausdehnt. Man sei nur gar nicht so sicher einer rohen, kräftigen Naturmasse gegenüber und einer Aristokratie, die im Despotismus aufwuchs. Herr der Ostsee ist Rußland ohnedies, und hielte man dafür, die deutschen Bestandtheile, die in dem russischen Regentenhause enthalten sind, würden Deutschland sicher stellen, so könnte nur auf Catharina II. verwiesen werden, die den Sturz der Jahrhunderte alten Verfassung der Ostseeprovinzen zuerst betrieb. Alexander aber, der humane Grundsätze beobachtete, der die heilige

Allianz im heiligsten Ernste nahm, starb plötzlichen Todes zu Taganrog. Hinterpommern ist deutsch, aber die ergiebigsten Provinzen der Ostsee sind russisch und im Begriffe, von Tage zu Tage russischer zu werden. Welche Aussichten nach dieser Seite hin!

Reisen mag man nirgends leicht billiger, als in Pommern; denn die Preise können hier nur im Verhältniß zum Genuß stehen, und der ist auf einen tüchtigen einheimischen Magen berechnet: man ißt und trinkt, was der Boden gibt: Klöße, Speck, Spickgänse, Schweinefleisch, Bier und Branntwein. In den Städten sind freilich die preußischen Speisetaxen Rechtens und diese bestimmen nur die Quantität, weshalb hier denn auch häufig allein der Wirth seine Rechnung findet, während die Gäste die schwere Kost unerträglich schelten, aber wie oft muß man nicht in den „Krügen" sein Mittagsmahl einnehmen, weil die Städte zu weit von einander entfernt sind, als daß man die rechte Zeit mit pommerschen Postwagen und pommerschen Postpferden einholen könnte. In der That, man kann in Pommern unmöglich viel verausgaben, Natur und Menschen haben dafür gesorgt. Aber „melancholisch," wie Weber, habe ich nie in einem neuvorpommerschen Kruge dinirt. (Weber kam nicht über die Peene hinaus.) Man muß sich über die Leutseeligkeit und Zuvorkommenheit der Leute, die Alles, was sie besitzen, mit dem Fremden zu theilen be-

reit sind und die nur da, wo man zudringlich, oder unverschämt erscheint, die grobe Seite herauskehren, vielmehr freuen. In Hinterpommern nimmt freilich die Gleichgültigkeit und das Phlegma mit der sterileren Natur und der Dürftigkeit des Lebensunterhaltes zu, indeß machen auch hier die Kassuben am Ledastrom eine Ausnahme. Sie sind freundlich, bereitwillig und zufrieden mit dem Schmutze, in welchem sie leben, sie sind wirklich ein wendischer Ueberrest nicht nur in der Form und Sitte, sondern auch im Charakter.

Ohne plattdeutsch zu sprechen, oder wenigstens zu verstehen, wird man in Pommern schwer durchkommen, auf dem platten Lande gewiß gar nicht, denn die Schullehrer-Seminarien haben hier noch die wenigsten Früchte getragen: die Majorität muß noch erst schreiben und lesen lernen, und das wird sie so bald kaum, da die Pastoren — wie schon gesagt — mit der älteren Generation, die es im Durchschnitt nicht kann, weit besser fertig werden, als mit jener, die den Uebergang bildet. Wohl aber thut es immerhin, wenn man aus der Mark, wo die preußische Intelligenz zwar fruchtbar war, aber, wie der Sand, nur an Teltower Rüben-Naturen, unter denen man sich nicht gleich heimisch fühlt, allmählig zu dem ehrlichen, theilnehmenden, dummen zwar, aber deshalb nicht weniger herzlichen Menschenschlag Pommerns gelangt. Dieser Uebergang verhält sich fast so,

wie der Boden der Mark zu dem wenigstens theilweisen Pommerns, wie Sand zu Lehm. Jener ist unangenehm, unzugänglich, beschwerlich, trocken, vornehm und geizig, dieser weich, schmiegsam, fett und nur bei schlechtem Wetter unbequem und beschwerlich, in allen Fällen aber freigebig. Die Pommern haben allerdings viel von ihren Tugenden gerettet, weil sie fast bis auf den heutigen Tag isolirt blieben, aber noch einmal, man darf nicht fürchten, daß sie das Gerettete verlieren werden, wenn sie sich mit der Cultur verbünden. Gerade ohne diese könnte sie vielleicht das Contagium des Zeitungeistes empfindlich treffen.

Neunzehntes Capitel.

Holstein. Ueber das Verhältniß dieses Herzogthums zu Dänemark. Deutscher Geist in Holstein. Schleswig diente lange Zeit zur Vermittelung dänischer Interessen mit Holstein. Veränderung seit 1830. — Der Canzleirath Lornsen. — Finanzverhältnisse Holsteins und Dänemarks. — Die materiellen Interessen Holsteins begünstigen die neue Richtung und die Ausbildung deutscher Sympathien in Holstein immer mehr. — Hoffnungen hinsichts der Zukunft. — Der jetzige Regent und der präsumtive Thronerbe. — Seitenblicke auf Dänemark.

Das Conversationslexikon „der neuesten Zeit und Gegenwart" enthält in seinem vierten Bande einen „Schleswig-Holstein" überschriebenen Artikel, des Inhaltes, beide Herzogthümer seien seit einem Jahrtausend auch durch gleichen Geist mit einander verbunden. So war es indeß wohl nie, so ist es wenigstens in diesem Augenblicke nicht mehr. Allerdings sagt man in Hamburg, wenn von der westlichen Grenze dieser Stadt die Rede ist: „dort beginnt das Dänische," während man hinsichts Hannovers, im Süden dieser Stadt, sich nie zu der Bemerkung veranlaßt fand: „dort beginnt das

Englische," obwohl dieses Königreich bis auf die neueste Zeit mit Großbrittannien vereinigt war, aber der Sprachgebrauch, die Versuche, Holstein zu danisiren, und einzelne Resultate können als Grund jener Redeweise besser angeführt werden, als der Geist. Der Geist in Holstein blieb deutsch, wenn auch Schleswig, das früher nicht zum deutschen Reiche gehörte, wie jetzt nicht zum deutschen Bunde, Dänemark zur Vermittelung mit Holstein diente. Vierhundert Jahre sind beide Herzogthümer mit einander verbunden, und in Schleswig ist dänische und deutsche Nationalität, dänische und deutsche Bildung vermischt. In diesem Herzogthum, als dem Grenzlande, das in seinem Norden zu dänischen Bezeichnungen der Dörfer und Flecken überspringt, das hinter Hadersleben die Namen Thystrup, Nustrup, Skodborg und an der nördlicheren Küste der Nordsee die Namen Mögeltönder, Hoyer, Skiärrebreck aufweist und dadurch den jütländischen Uebergang andeutet, ich sage, in diesem Herzogthum war die allerdings verfassungswidrige Ueberschwemmung mit dänischen Beamten leichter durchzusetzen und wegen der gemischten Bevölkerung weniger gehässig, oder auch nur anstößig; hier waren die freiwilligen Ansiedelungen geborener Dänen weit häufiger. Wäre Dänemark nicht im siebenzehnten Jahrhundert in eine absolute Monarchie verwandelt worden, während die alte Verfassung der Herzogthümer wenigstens auf

dem Papiere noch eine Zeitlang fortbestand und der Willkür und den Ausschreibungen der Regierung einen schwachen Damm entgegensetzte, es würde ein Leichtes gewesen sein, Schleswig ganz und gar mit dänischen Elementen zu versehen und in dänische Interessen umzustimmen, kurz mit dem dänischen Staatskörper zu verschmelzen. Wie gesagt, mit diesem Herzogthum hing Holstein durch verfassungsmäßige, gesetzliche und gewohnheitliche Bestimmungen so eng zusammen, daß die jenseitigen Verhältnisse unmöglich ohne Einfluß auf die diesseitigen bleiben konnten. So ward denn Schleswig die Brücke, über welche dänische Nationalität ihren Einzug in Holstein hielt, aber sie konnte sich hier nicht in dem Grade acclimatisiren, wie es zu einem organischen Zusammenhang nothwendig war. Der Eisbär kann nicht im Süden überdauern und die Gewalt muß wenigstens heut zu Tage der Bildung weichen. Wenn man die Periode seit 1807 mit den neuesten Ereignissen auf Seeland vergleicht, so wird man bald erkennen, daß nicht Dänemark fürderhin auf Holstein influiren wird, sondern dieses auf jenes. Ob die holsteinischen Truppen dänisch commandirt werden, wird die Fragen des Jahrhunderts nicht entscheiden, aber die liberalen Manifestationen in Copenhagen sind wohl nur als eine Rückwirkung der liberalen Manifestationen in Holstein zu betrachten. Am Ende mußte sogar ein schleswig=

scher Beamter, der Canzleirath Lornsen, die ersten Schritte zu den Reformen thun durch seine Schrift „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein."

Im Ganzen wird man zugeben müssen, daß die Holsteiner ein indifferenter, ruhiger Menschenschlag sind, der gesegnete Theil des Landes, mit Butter, Rindfleisch und fetten Klößen influirt auf die Majorität der Bevölkerung, der Materialismus und was mit ihm zusammenhängt hat sich auch hier niedergelassen. So bestand denn das öffentliche Leben*) in Holstein lange Zeit nur aus Tabak, Spielkarten und Wein, oder Branntwein, ich sage absichtlich, lange Zeit, denn seit kurzer Zeit haben sich andere Regungen offenbart. Im Jahre 1813 erschien die bekannte traurige und schaurige Reichsbankverordnung: man creirte ein neues Geld und fundirte dasselbe auf das gesammte Grundeigenthum des Staats. Alle liegenden Gründe wurden der Reichsbank verhaftet erklärt, die Bankhaft wurde zu sechs Procent von dem vielfach überschätzten Steuerwerthe des Grundvermögens angesetzt und diese Bankforderung vor jeder andern auf dem Grundbesitze bereits haftenden bevorzugt. Eine solche Gewaltthätigkeit mußte den Credit des Landes auf lange Zeit untergraben und, wenn Sympathien für Dänemark vorhanden waren, sie an der Wurzel treffen.

---

*) Will man ein Leben außerhalb der Familie also nennen.

Dazu kam, daß dieselbe in eine Zeit fiel, wo die deutsche Nationalität im Höheflug begriffen war, wo Dänemark von allen deutschen Interessen durch seine hartnäckige Allianz mit Frankreich geschieden stand. Holstein, indem es in die allgemeine Richtung gerieth und in jene Begeisterung, die damals alle deutschen Stämme ergriffen hatte, mußte sich jetzt um so mehr zu einer Reaction gegen den Danismus angeregt fühlen, als auch 1814 Norwegen von den Schweden in Holstein occupirt wurde und solcherweise die Leiden des Krieges sich denen der Finanzeinrichtung ohne Unterbrechung anschlossen.

Wenn sich die Ertödtung des Nationalgefühls höchstens erschleichen, nie aber mit Gewalt erreichen läßt, so mußte die deutsche Reaction, wie sie auf dem Kampfplatze erschien, sofort den Streit für immer entscheiden, zumal da der in Holstein, hauptsächlich durch die Kieler Universität unterstützte Fortschritt der Bildung vom heterogenen Lande her den erforderlichen Impuls zur Vervollkommnung nicht erhielt. Welches Gewicht konnte hier Dänemark in die Entscheidung legen? Deutschland aber hatte die Bildung von Jahrhunderten und von Nationen einzusetzen. Immer lockerer wurde das Band zwischen Dänemark und Holstein, immer inniger die Sympathien des letzteren für seine ursprünglichen Interessen. Jetzt wandte sich auch das Verhältniß Schles=

wigs zu Holstein in der Weise, daß von Holstein nach Schleswig deutsche Tendenzen übersiedelten, wie mit eben so großem Recht von den deutschen Herzogthümern solche Tendenzen nach Dänemark übersiedeln könnten. Sind sie nicht auch germanischen Ursprungs, die Dänen? Aber Dänen, Schweden, Belgier und Holländer durften politisch im ausgedehnteren Sinne eine Nationalität ansprechen, während der deutsche Mittelpunkt eine solche nur sehr bedingungsweise manifestiren konnte. Somit kam es, daß der Däne des Ursprungs vergaß, wie die anderen, daß man in Jütland und jenseits des Sunds und des Belts von Tydks Avekat*) spricht. Deutschlands Bildung allein kann jene abgefallenen Zweige nicht wieder an den Stamm befestigen. Die Bildung ist Kunst, und die ursprüngliche deutsche Natur ist eine Ohnmacht worden. Die entarteten Kinder spotten der altersschwachen Mutter.

Es waren die materiellen Interessen, welche die Sonderung der Herzogthümer von Dänemark vorbereiteten, und zum Glücke dauert diese Spannung noch bis auf den heutigen Tag fort. Den ersten Schritt zu dieser Sonderung that im Jahre 1816 die schleswig-holsteinsche Ritterschaft, sie setzte die Bestätigung der Landesprivilegien bei dem jetzt regierenden Könige durch,

*) Deutscher Affe.

nachdem bereits im Jahre 1815 Friedrich VI. der deutschen Bundesversammlung die Versicherung ertheilt hatte, daß er der Wiederherstellung der Landstände nicht entgegen sei und gestatten wolle, daß ihre Versammlungen von Neuem in Kiel beginnen möchten. Die Absicht der Ritterschaft bei diesem Schritte war weniger populär, als egoistisch: man wollte sich zunächst vor neuen willkürlichen Steuern sicher stellen. Aus demselben Beweggrund wandte man sich später beschwerend nach Frankfurt, man behauptete vielfache Verletzungen der alten Landesverfassung und erklärte sich zugleich mit zeitgemäßen Modificationen derselben einverstanden. Wenn das Volk aus Gleichgültigkeit weniger, als in der Würdigung der Ursache solcher Handlungen an denselben keinen lebhaften Antheil nahm, so erklärte sich die deutsche Bundesversammlung im Jahre 1823 für incompetent zur Entscheidung. Den Reclamanten wurde vielmehr nur zur Beruhigung eröffnet, „daß wenngleich die holsteinsche Verfassung nach der Ansicht der Majorität der Versammlung sich nicht in anerkannter Wirksamkeit befinde, dennoch S. M. der König von Dänemark, nach der durch Allerhöchst Ihren Bundestagsgesandten abgegebenen Erklärung, dem Herzogthume Holstein eine Verfassung ertheilen werde, welche nach dem Artikel 55 der deutschen Bundesschlußacte die alten Rechte möglichst berücksichtigen und den gegenwärtigen

Verhältnissen angepaßt werden solle.“ Zugleich wies die hohe Versammlung die Reclamanten an, „dieser Verheißung mit jenem Vertrauen entgegen zu sehen, welches die unumwundene Erklärung S. M. bei treuergebenen Unterthanen nothwendig erzeugen müsse,“ und fügte hinzu, „daß die Versammlung über der Erfüllung fernerer Verbindlichkeiten zu wachen wissen werde.“

Mit dieser theilnehmenden Versicherung begnügte man sich bis 1830; aber die Sturmglocke der Julius-Revolution wurde auch in Nordalbingia vernommen, in dem ganzen weiten Reiche Karls des Großen empfand man die Geburtswehen einer neuen Zeit, die in Paris geboren wurde und die so schnell emporwuchs über Reiche und Staaten. Professoren, Aerzte, Advocaten und Kaufleute vereinten sich in Kiel zu dem Beschlusse, die Regierung in geziemenden Gemeinde-Petitionen um die Einführung einer zeitgemäßen, auf das uralte Landesrecht gegründeten, für die Herzogthümer Schleswig und Holstein gemeinsamen Landesvertretung zu bitten, aber der Landvoigt von Sylt, der Canzleirath Uwe Hans Lornsen eilte seiner Zeit voran und den beabsichtigten Petitionen, die von den Beamten bedächtig verhindert und unterdrückt wurden. Er schrieb „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein,“ er hatte das Uebel, woran die Herzogthümer litten, an der Quelle in der schleswig-holstein-lauenburgschen Canzlei in

Copenhagen kennen lernen, er sah ein, daß die freundlichen Absichten des Monarchen in der unfreundlichen Weise der dänischen Regierung untergingen. Die Schrift wurde bald in unzähligen Exemplaren vergriffen, Lornsen fiel seiner Gesinnung ein Opfer, aber die Folgen seines Auftretens blieben weder bei dem Volke, noch bei der Regierung aus. Nachdem die letztere insonderheit bald von ihren anfänglichen Besorgnissen zurückgekommen war, ahnte sie wenigstens den neuen Geist, den heiligen Geist der Nationalität und Freiheit, und das allgemeine Gesetz vom 28. Mai 1831 wegen Anordnung von Provinzialständen, das Rescript vom 6. März 1832 wegen Einberufung erfahrener Männer, die Verordnung wegen näherer Regulirung der ständischen Verhältnisse vom 15. Mai 1834, waren wenigstens als die mittelbaren Ergebnisse jener Schrift anzusehen, für welche der Verfasser „weil sie hätte gefährlich werden können"*) zu einjähriger Festungsstrafe und Amtsentsetzung verurtheilt worden war.

Nicht was geschieht, sondern auf welche Veranlassung und zu welchem Ende etwas geschieht, wird in politischen Verhältnissen zu berücksichtigen sein. Die Einführung

*) Also erkannte das schleswigsche Obergericht ohne Entscheidungsgründe und ohne Anführung eines Gesetzes, sondern in Mandatsform und brevi manu.

der Provinzialstände hätte unter anderen Bedingungen nur geringen Einfluß auf das Schicksal des Landes haben mögen, aber in der Weise, wie sie erfolgte, mußte sich das Volk als die entferntere Ursache dieser Einrichtung betrachten, und mit dieser Ursache mußte sich auch eine Theilnahme für das neue Institut entwickeln, die vielleicht weit über die Absicht der Ertheilung hinausreichte. Namentlich mußten bei einem leidlichen Wahlgesetze die Abgeordneten wirkliche Committirte des Volks werden, die sich dessen Erwartungen und Bedürfnissen zu entsprechen berufen fühlten. Am Ende wirkte selbst die Mangelhaftigkeit in den Befugnissen der Ständeversammlung hier wohlthätig ein, man erkannte, was und wo es fehle, man wurde eben durch diese Mangelhaftigkeit aus der Lethargie aufgerüttelt, die noch bis dahin in einzelnen Classen der Bevölkerung anzutreffen sein mochte. Lornsen aber wird bereits im Jahre 1838 als Mann des Volks anerkannt, ja selbst der holsteinsche Bauer bedauert, daß man der Stimme dieses Tribunen so wenig Gehör gegeben, daß man ihn verkennen konnte selbst in einer Zeit, wo Lornsen mehr als je auf den Enthusiasmus seiner Landsleute zählen durfte. So hört man denn in Bezug auf jenen: „dem ist zu viel geschehen, er hat erkannt, was uns Noth thut, und wäre es ihm nachgegangen, es stände besser mit uns," aber der Bedacht, der in dem deutschen Charakter liegt,

und die Zweifelhaftigkeit begnügten sich damals damit, die Brochure zu lesen.

Ich habe gesagt, daß die materiellen Interessen bis in die neueste Zeit den politischen Gemeingeist in Holstein unterhalten haben. Deutlich genug wird solches durch die Motivirung dargethan, mit welcher der Abgeordnete Lorentzen in der diesjährigen holsteinschen Ständeversammlung seinen Antrag auf Steuerbewilligungsrecht, Trennung der Finanzen von denen des Königreichs und Vereinigung der beiden Ständeversammlungen von Schleswig und Holstein unterstützte. Derselbe bewies zuvörderst die unvertilgbaren Rechte des Landes auf eine Steuerbewilligung und detaillirte sodann die finanziellen Verhältnisse Holsteins sowohl, wie des dänischen Staats im Allgemeinen. Das heillose Facit, welches sich bei dieser Auseinandersetzung herausstellte, erklärte Lorentzen vorzüglich durch den Mangel eines Steuerbewilligungsrechts. Freilich wurde bereits im J. 1813, gleichsam zur Rechtfertigung des schmählichen Staatsbankerotts, wie zur Verhütung ähnlicher Fälle, von der Regierung die Verheißung ertheilt, es solle alljährlich ein Staatsbudget veröffentlicht werden. Allein diese Verheißung blieb zwanzig Jahre unerfüllt, und als endlich kurz vor der ersten Zusammenkunft der Stände eine Finanzübersicht erschien, war dieselbe durchaus ungenügend, und von einem regelmäßigen,

alljährlichen Voranschlage der Einnahme und Ausgabe war nun vollends keine Rede. Jener Abgeordnete meinte, daß eine solche Unordnung zweifelsohne vermieden sein würde, hätte das Land steuerbewilligende Stände gehabt. Hinsichts der Staatsschuld von 1813 (50—60 Millionen, welche auf alle Unterthanen vertheilt wurden) ergibt sich weiter Folgendes. Dänemark mußte 31 Millionen übernehmen, die Herzogthümer dagegen für 23 Millionen haften. Von diesen 54 Millionen wurden den Finanzen nur 33 Millionen wirklich abgenommen, 21 aber ihnen wieder zurückgeschoben. Demnach haben die Herzogthümer ihren vollen Beitrag entrichtet, während Dänemark nur 11½ Millionen beitrug, unter Compensation von 6½ Mill. Actienrecht, eine Berechnung, die für jene ein Plus von ungefähr zwanzig Millionen herausstellte, als bei der Gleichstellung der deutschen Unterthanen mit den dänischen möglich gewesen sein würde. Gleichzeitig stieg die in Dänemark cursirende Zettelmasse von 45 Millionen Nennwerth auf einen wirklichen Werth von ungefähr 17 Millionen Mk. Hamb. Banco herab und verwerthete sich nach und nach auf 67 Mill. Mk. Hamb. Banco, so daß sich der Nationalwohlstand Dänemarks auf Kosten der Herzogthümer um ungefähr 50 Mill. Mk. Hamb. Banco (33⅓ Mill. Rbthlr.) vermehrte. Lorentzen erblickt dieses Misverhältniß nur in dem Mangel zweckmäßiger und nothwen-

diger Einrichtungen, in dem Mangel an Einsicht in finanziellen Dingen, ein Vorwurf, der Volk und Regierung treffe.

Die Schilderung, welche Herr Lorentzen von den Finanzverhältnissen des dänischen Staats macht, ist in der That traurig, denn er fährt fort. Während des Krieges wurden Jahr für Jahr 14 Mill. mehr ausgegeben, als die Besteuerung aufzubringen vermochte. Der Zinsenbetrag der Staatsschuld seit dem letzten Vierteljahrhundert belief sich auf 4,775,000 Rbthlr. jährlich. Nach einem mehr als zwanzigjährigen Frieden hat der Staat eine ganz unverhältnißmäßige Schuldenlast und ein jährliches Deficit. Was hingegen müßte namentlich Holstein bei seinen ergiebigen Hülfsquellen, seiner glücklichen Lage sein, wenn Gerechtigkeit, das erste Erforderniß einer ehrlichen Vereinigung, hier der Wahlspruch gewesen wäre, Gerechtigkeit, welche Trennung der Finanzen, d. h. gleichmäßige Besteuerung voraussetzt. Die Totaleinnahme beträgt für den gesammten Staat 10,500,000 Rbthlr. Uebertragt man für Copenhagen, als Residenz, 1,500,000 Rbthlr. auf die gesammte Staatslast, so bleiben 9 Mill. übrig. Davon würden, auf Dänemark $\frac{3}{5}$tel, auf die Herzogthümer $\frac{2}{5}$tel repartirt, dem ersteren Lande zufallen 5,400,000 Rbthlr., den letzteren 3,600,000 Rbthlr. Das Verhältniß ist aber so gestellt, daß Dänemark für 1,100,000 Einwohner

4,700,000 Rbthlr. beträgt, während die Herzogthümer für 770,000 Einwohner 4,300,000 Rbthlr. zahlen müssen. Nach der Finanzrechenschaft sind bis jetzt die Herzogthümer um 30 Proc. höher besteuert, als Dänemark; zieht man die Bankrechenschaft hinzu, so beträgt die Prägravation der Herzogthümer, bis zur Abtragung der Bankhaft, ungefähr 50 Procent. — Die Landbewohner in den Herzogthümern zahlen kopfweise sechs Bankthaler, die Landbewohner in Dänemark zahlen nur vier. Legt man das Steuertaxat zum Grunde, so fallen auf je 1000 Rbthlr. Steuerwerth, Alles in Allem gerechnet, in Dänemark 251 Rbschl., in den Herzogthümern aber 355, also hier ungefähr 40 Procent mehr. Dazu kömmt noch, daß während der letzten zwanzig Jahre die Cultur des Bodens in den Herzogthümern nicht gleichen Schritt halten konnte mit der dänischen. Gleichwohl ward der Landmann in Dänemark auch noch dadurch bevorzugt, daß ihm gestattet ward, die Steuern in Naturleistungen nach viel höheren Preisen, als er dafür lösen konnte, zu entrichten.

Man wird einsehen, daß solche Misbräuche und Misverhältnisse bei steuerbewilligenden Ständen der Herzogthümer unmöglich gewesen wären. Es wäre unmöglich gewesen, daß Rückstände aus früheren Jahren hätten stattfinden können, unmöglich, daß das Maaß der Steuern die Kräfte Einzelner überschritt, während

Andere, die sie leisten konnten, es aus Lässigkeit versäumen durften, und zwar auf Kosten gewissenhafter Zahler. Mangel an Ordnung und Controle bei der Localerhebung war die Ursache solches Uebelstandes, man gerieth in einen Steuerrückstand von mehr als 2 Millionen. Abgesehen von diesen materiellen Nachtheilen, erwuchs aus der Nachlässigkeit der Finanzverwaltung noch der freilich der jetzigen Richtung zu Gute kommende moralische, daß sich in der öffentlichen Meinung die Ueberzeugung ausbildete, der gemeine Mann müsse zahlen, der „Vornehme" nicht. Landesfürstliche und gräfliche Besitzer großer Güter schulden 100,000 Rbthlr. rückständige Steuern. Aber nicht nur hinsichts der Steuererhebung verfuhr man lässig, auch die Kassendefecte zogen dem Staat einen definitiven Verlust von 400,000 Rbthlr. zu. Ein einziger Beamter konnte jahrelang einen Defect von mehr, als 100,000 Rbthlr. verbergen.

Das Steuerbewilligungsrecht ist somit die Parole der Holsteiner geworden. Wenn der Masse der Aufschwung der Idee zu Reformen fehlt, so hält sie sich an die nackte Wirklichkeit und schöpft aus derselben wenn nicht Thats, doch Spannkraft. So lange der unverhältnißmäßige und ungeordnete Finanzzustand fortdauert, wird man sich hier nicht zur Ruhe begeben, er ist der allgemein faßliche Mittelpunkt aller liberalen Bestrebun-

gen, die sich freilich zunächst auf ihn beschränken, die aber dadurch an Kraft gewinnen, daß eine Aenderung in dieser Hinsicht auch das Begehr loyaler Royalisten ist. Und diese letzteren sind dabei um so mehr in ihrem guten Rechte, als in neuerer Zeit die Ueberzeugung von der unumgänglichen Nothwendigkeit einer umsichtigen Finanzverwaltung für die Erhaltung des Friedens und der öffentlichen Ruhe sich auch in der äußersten Rechten ausgebildet hat. Wie bald sich nun die Hoffnungen des Volks erfüllen werden, ist im Allgemeinen wohl nach dem Geiste des Jahrhunderts zu entscheiden, der, was man ihm auch in den Weg legen mag, den Reformen an die Hand geht. Insbesondere aber mag man in der nächsten Thronveränderung eine Krisis der jetzigen Zustände erblicken.

Bekanntlich werden die Herzogthümer und Dänemark von einem Monarchen beherrscht, der nicht nur deutschen Stammes, sondern auch deutschen Herzens ist. Welcher Regent hat, gleich Friedrich VI., zu einer Zeit, wo es noch nicht Sitte der Fürsten war, human zu sein, den Ruhm dieser Tugend im engeren und weiteren Kreise seinem Scepter vindicirt? Aber der König ist durch beinahe vier Jahrhunderte von dem deutschen Stamm getrennt und in den Grundsätzen des Absolutismus erzogen worden. Ueberstiegen die Sympathien für Dänemark auch nie die für seine deutschen Provinzen, so befand er sich

doch inmitten dänischer Umgebung und dänischer Interessen. Was Wunder, daß die Verhältnisse einen Einfluß auf ihn ausübten und daß seit 1807 mehr, als je Dänemark vor den Herzogthümern bevorzugt wurde, daß man seit jener Zeit planmäßig die deutsche Nationalität in den letzteren zu untergraben suchte. So gewann Friedrich an Popularität bei seinen dänischen Unterthanen, die durch Struensee beinahe in eine feindliche Stellung gegen alle deutschen Elemente gerathen waren, und was ist nicht Popularität einem Regenten, der an Milde und Liebe gewöhnt ist! Die Hingebung seiner deutschen Unterthanen vernahm der König aus der Ferne, unter derjenigen Dänemarks lebte er. Dazu kömmt noch, daß wir Deutschen von jeher an eine gewisse Zurücksetzung unserer Fürsten, wenn sie auch fremden Bestandtheilen gebieten, gewöhnt sind. Die Hohenstaufen zogen Italien vor, die Guelfen Großbrittannien, und die Holsteiner hatten kaum etwas dagegen, wenn die Oldenburger Dänemark begünstigten, höchstens begnügte man sich damit, das dänische Sprichwort: „Pus paa ham, han ere en Tydske“ umzukehren: „Schlag ihn, er ist ein Däne,“ den Fürsten liebte man schon wegen seiner Persönlichkeit, wie früher, und bewahrte ihm die dem Deutschen angeborene Hingebung, um so mehr, da Leiden aller Art, selbst Familienleiden, die den Deutschen zumeist rühren, den greisen Fürsten heimsuchten.

Ich sagte, Friedrich VI. sei in den Grundsätzen des Absolutismus erzogen worden. Wie konnte er den Eingebungen einer neuen Zeit Gehör geben, wie konnte er der Meinung sein, derselbe gute Wille, welcher im Jahre 1790 hinzureichen schien, sein Volk zu beglücken, reiche jetzt nicht mehr hin. Lornsen fiel dem Vorurtheil des Regenten und jener dänischen Parthei, die dasselbe benutzte, ein Opfer. Von allen Seiten her desavouirte und widerlegte man in Dänemark die Schrift desselben, ja es entwickelte sich aus diesem Schritt eine gleichsam nationale Polemik zwischen den Herzogthümern und Dänemark, Streitschriften folgten auf Streitschriften, und der König fühlte sich nur um so mehr auf Seiten Dänemarks gezogen, als dasselbe in diesem Partheikampfe zugleich mit der Nationalität die Krone vertrat. Allein der Grund einer so heftigen Opposition lag eben nur in der Nationalität, nicht in der Gesinnung, man bekämpfte dänischer Seits weniger den Liberalismus, als man für die Interessen Dänemarks focht. Somit manifestirten sich denn auch, nachdem der Angriff Lornsens auf die letzteren abgeschlagen worden war, bald liberale Absichten in Dänemark, die nur zum Theil in der Nationaleitelkeit begründet sein mochten, daß man auch hinsichts des Zeitgeistes den Herzogthümern keinen Vorsprung einräumen wollte. Genug, man hörte jetzt der norwegischen Verfassung erwähnen und desjenigen

dänischen Prinzen, der sie diesem Königreich, als es noch mit Dänemark verbunden war, ertheilt hatte.

Prinz Christian Friedrich, (Vaters-Halbbruderssohn des Königs) der bekanntlich so lange — gerade drei Monate — über Norwegen herrschte, um diesem Lande eine demokratische Verfassung geben zu können, erfreute sich früher eben nicht einer bedeutenden Popularität in Dänemark, sofern man dieses Wort in dem gewöhnlichen Begriffe nimmt, als ein Beliebtsein bei dem gemeinen Manne. Dieser Prinz war wissenschaftlich und kosmopolitisch selbst durch Reisen im Auslande gebildet; er war mit dem europäischen Zeitgeiste und den Bedürfnissen des Jahrhunderts fortgeschritten, er konnte sich einer liberalen Richtung anschließen, aber zu einer Vertraulichkeit und Herablassung zu dem großen Haufen war er weniger geeignet, als der König, der, ohne jene Bildung, fast Familienbeziehungen zu seinem Volke unterhielt. Die Majorität des dänischen Volks befand sich zudem auf dem Standpunkte isolirter Nationalität, die um so weniger zu anderen Concessionen geeignet ist, als solchen, welche sich mit ihr vertragen, und die auch aus diesem Grunde alle Bildung, die über den Sund und Belt hinauslag, verwarf. Prinz Christian wählte sich seinen Umgang mit Auswahl, er glaubte ihn in den gebildeten Classen der Staatsdiener und bei dem Militär in dem Artillerie- und Ingenieurcorps,

und unter den erfahrenen Seeoffizieren suchen zu müssen. Aber — wie gesagt — Dänemark wollte den Herzogthümern nicht an Liberalismus nachstehen, und die liberale Parthei nahm den Prinzen als Mittelpunkt an; denn, wie allenthalben, gingen auch in Dänemark solche Bestrebungen von der Bildung des Jahrhunderts aus. Da sie sich aber, wie allenthalben, allen Classen mittheilten, so gelangte auch der Prinz Christian, von der Zeit getragen, bald zu einer Popularität, die von der Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit, seiner Bildung und Grazie im Umgangsleben nur unterstützt werden konnte. Man sah ihn als eine Hoffnung für die Einführung der norwegischen Verfassung auch in Dänemark an. Die Vorliebe für diese Verfassung ist nämlich in Dänemark nicht allein durch den Zufall begründet, daß sie ein dänischer Prinz ertheilte, sondern mindestens eben so sehr durch die Ansicht, daß hier nur eine analoge Einrichtung den Uebergang aus dem Absolutismus zu constitutionellen Formen bilden könne. Aus der norwegischen Verfassung ist nämlich das aristokratische Element ganz und gar verbannt, nur eine leichtsinnige Inconsequenz würde die etwaige dänische Verfassung nicht auf demokratisches Princip stützen, da das jetzt in Dänemark geltende monokratische Grundgesetz nur dem Hasse gegen aristokratische Uebervortheilung zuzuschreiben ist. Ist also das dänische Volk in der That durch die Er-

fahrung von seiner Uebereilung im siebenzehnten Jahrhundert überzeugt worden, begreift es, „daß nur ein Thor in Staatsangelegenheiten einem glücklichen Zufalle vertraut," so würde der Rückfall in eine aristokratische Präponderanz, deren Nachtheil es schon vor Jahrhunderten begriff, allerdings ganz unbegreiflich sein.

Wenn ich aber sagte, die Hoffnungen der Herzogthümer richteten sich auf die Thronbesteigung des Prinzen Christian, so wird man doch vor allen Dingen bemüht sein müssen, sich über diese Hoffnungen aufzuklären; denn die Schwierigkeit gleicher constitutioneller Einrichtungen für die Herzogthümer und das Königreich wird sich schon aus dem demokratischen Princip Dänemarks ergeben, das auf Holstein und Schleswig doch nur beschränkt angewendet werden kann. Würde man aber auch diesen Vorzug einer Constitution der Herzogthümer einräumen wollen, so möchten doch die Besorgnisse wegen neuer Uebervortheilung von den Dänen, so wie die dänische Sprache ein fast unübersteigliches Hinderniß bilden. Schleswig könnte sich allenfalls, wenn es nicht der Stimme der Nationalität Gehör gäbe, Dänemark anschließen, Holstein nie. Holstein würde selbst in dem letzteren Falle gezwungen sein, seine deutschen Beziehungen und Interessen isolirt zu vertreten; denn eine formelle Verbindung würde am Ende weder dem einen, noch dem andern Lande von

Nutzen sein. Nur eine innige Gemeinschaft, eine nationale, eine deutsche kann Schleswig gegen eine dänische Usurpation schützen, die sich zwar friedlich genug machte, die aber im Leben nicht dem ursprünglichen Interesse dieses Herzogthums fördersam sein kann. Was könnte Schleswig, wenn es seine deutschen und vaterländischen Interessen versäumte, für Dänemark anders werden, als eine Compensation des unfruchtbaren Jütlands. Wenn ich aber bereits zugegeben habe, daß in diesem Augenblick die Bestrebungen Holsteins auch in Schleswig Anklang finden, so wird man in dem letzteren Herzogthum doch um so mehr auf seiner Huth sein müssen, als hier schon durch die sprachlichen Verhältnisse im Norden stets eine Annäherung an Dänemark unterhalten wird, und als man nun überzeugt sein mag, Holstein nicht mehr in dänische Interessen verstricken zu können, überzeugt sein mag, daß man allein den Schaden einer Danisirung tragen müsse.

Zwanzigstes Capitel.

Holstein. (Fortsetzung. —) Territorialbeschaffenheit. — Bewohner. — Grund und Boden. — Mangel an Industrie. — Handel. — Adel. — Einwohnerzahl und ihre Vertheilung auf Städte und plattes Land. — Die verschiedenen Stämme, die der jetzigen Bevölkerung Holsteins zum Grunde liegen. — Die „Propsteier.“ — Die Dörfer Heickendorf und Barsbeck. — Naturerzeugnisse. — „Hippologische Blätter“ und „Kieler Correspondenzblatt.“ — Provinzialstände und Oberappellationsgericht in Kiel. — Vergleich des holsteinschen Adels mit dem mecklenburgschen. — Verwaltung und Justiz.

Holstein wird von den Holsteinern selbst gern der Schweiz verglichen. Sie sprechen von den Seen und Hügeln mit einer Begeisterung, die nur dadurch erklärbar wird, daß zwischen ihnen und Deutschland die Lüneburger Haide und die sandigen Strecken der Mark liegen, und daß sie in der That den blühendsten und gesegnetsten Landstrich deutschen Nordens inne haben. Aber nichtsdestoweniger ist der breite sandige Landrücken, der von Lauenburg an die ganze aus den Herzogthümern und Jütland bestehende Halbinsel durchzieht, und

erst in der schmalen Landspitze Skagen am Meere endet, eine Wüste in der Oase Holstein. Und im Westen ist der Boden zwar fett, und das Rindvieh, das in den Marschen häufig bis am Bauche im Grase einherschreitet, ragt stattlich in Elephantengestalt über den grünen Wiesenwald empor, aber die Deiche und Dämme und die künstlichen Hügel in Dithmarsen, wohin man sich bei Ueberschwemmungen flüchtet, sind keine Schweizer-Erinnerungen. Nur im Osten könnte man solche en miniature antreffen, aber es sind Basreliefs der Alpen und Seen, und die Natur verhält sich hier zu der der Schweiz, wie der lederne holsteinsche Käse zu dem schweizer: das Aroma des Südens fehlt, will man auch gar nicht von der Erhabenheit sprechen. Genug, Holstein würde ein recht hübsches Land sein, wollte man die Vergleiche unterlassen, um so mehr, da sich der Menschenschlag aus friesischem, deutschem und wendischem Blute leicht mit den Schweizern messen kann, die, seit den Invasionen reisender Engländer, ein gut Theil Natur in Kunst umgewandelt haben und überhaupt wenig mehr an die alten in Sage und Lied gefeierten Vorfahren erinnern. Sie wollen jetzt auf den höchsten Alpen Geld verdienen, und um jeden Preis. Deshalb stiegen sie auch hernieder von den freien Bergen und kämpften für die unfreien Thäler. Vielleicht werden die Schweizer auch noch ihr Alphorn verkaufen und kein

Heimweh empfinden bei den heimathlichen Klängen, wenn sie nur dafür bezahlt werden. Die Holsteiner dagegen sind noch Naturkinder, und wenn sie sich deshalb auch viel gefallen ließen, es geschah nur, weil sie vollauf zu essen und zu trinken hatten und das Rindvieh ihnen eine so vortreffliche Gabe Gottes erschien, daß sie bis 1830 sich damit begnügten und selbst nicht an die alte Verfassung dachten. Der Landmann war mit jenem in Gottes freier Natur aufgewachsen, er hatte es in seiner Einfachheit nicht wahrgenommen, daß diese Natur oft von den Menschen unfrei gemacht war, so weit sie unfrei gemacht werden konnte. Mußte es nicht auffallen, daß zu einer Zeit, wo in Deutschland die Emancipation von allen Vorurtheilen und Satzungen begann, zur Zeit der Reformation, in Holstein der Anfang mit der Leibeigenschaft gemacht wurde. Aber der Segen des Himmels ließ hier die Unthaten der Menschen übersehen, und der holsteinsche Bauer blieb gutmüthig und gastfrei, und unbewußt selbst deutsch, als der Adel sich durch den Elephanten- und Dannebrogsorden und dänische Titel in dänische Interessen dergestalt verstricken ließ, daß er nur insofern deutsch blieb, als seine Güterverhältnisse unter allzu dänischen Sympathien leiden mochten*).

*) So wurde z. B. im vorigen Jahrhundert ein holsteinscher Prälat, ein Herr von Q., in ritterschaftlichen Angelegenheiten nach

Was in den Bergen die strahlende, reine Atmosphäre der Alpen, das bewirkt in Holstein die Seeluft. Von zwei Meeren umflossen, ist es dem scharfen Zuge derselben ausgesetzt, und dem gesunden und kräftigen Boden gesellt sich ein gesunder und kräftiger Himmel zu. Der holsteinsche Bauer kann am besten und unzweideutigsten mit dem holsteinschen Rindvieh verglichen werden, das hier so klug und stolz einherschreitet, wie anderwärts auf dem platten Lande nicht die Menschen. In der That, hier kann man von einem Menschenschlag sprechen, nur sind die Menschen in Holstein selbst im Verhältniß kürzer und stämmiger, als die Ochsen. Was könnte nicht aus ihnen werden, cultivirte man sie, wie diese, wären der Rittergüter weniger, würde die Industrie noch mehr gehoben, und durch sie die Menschen. Freilich leidet Holstein vorzugsweise an Hamburg, das seine besten Kräfte aus diesem Lande zieht. Den größten Theil der Kunst- und Naturproducte eignet sich die freie Hansestadt zu, und der Handel hob sich erst am

---

Copenhagen gesandt, eine Mission, die in Holstein die größten Hoffnungen erregte. Indeß Herr von Q. kehrte ohne Erfolg zurück, aber mit dem Elephantenorden, weshalb ein geistreicher Arzt, der jetzt in Schleswig lebt, sang:

„Es kreist der Berg, doch statt der Maus
Kommt gar ein Elephant heraus."

Solcher Elephanten zählt die holsteinsche Ritterschaft mehrere.

Ende des vorigen Jahrhunderts. Kiel vertritt jetzt hinsichts Holsteins Lübeck, das früher als der Mittelpunkt der Ostseeerzeugnisse des Herzogthums betrachtet werden konnte; Altona bestrebt sich wenigstens mit Hamburg zu concurriren. So hat sich die Frequenz im Kieler Hafen seit funfzig Jahren verdreifacht, die im Altonaer hat sich verdoppelt. Einen neuen Impuls erhielt der holsteinsche Handel durch die seit 1830 bestehende Chaussee zwischen Hamburg und Kiel und durch die in Kiel etablirte Dampfschifffahrt zwischen dieser Stadt, Copenhagen und den dänischen Inseln, die durch drei Dampfböte unterhalten und mit dem Beginn von 1839 auch auf Petersburg und Stockholm ausgedehnt werden wird*). Der schleswig-holsteinsche Canal, der die Ost- und Nordsee verbindet, dient zur Beförderung des Binnenhandels und vermittelt den Seehandel mit Hamburg, Altona, Hannover, Oldenburg, Holland und England.

Indeß der Handel ist nur ein äußeres Moment, die Industrie, die ihm zur Grundlage dienen müßte, ist in Holstein weniger vorgeschritten, als der Absatz. Die Regierung ist freilich der einheimischen Industrie in mancherlei Weise zu Hülfe gekommen, aber die Hände fehlen. So wurde im Jahre 1824 in den Herzogthü-

---

*) Eine englische Actien-Gesellschaft hat sich zu dieser Entreprise verbunden.

mern verordnet, daß alle Detailhändler mit seidenen, leinenen, wollenen, baumwollenen und anderen Ellenwaaren bei der Ortsobrigkeit durch Quittungen in jedem Jahre den Verbrauch inländischer Fabricate zum Belauf von 160 Rbthlr. darthun sollten, eine Bestimmung, die, wie alle Zwangsmaßregeln, der Industrie nur indirect zu Hülfe kömmt. Auch in Holstein kann man sich, trotz aller deutschen Einwirkungen, nicht von der alten Gewohnheit lossagen, man nimmt mit dem vorlieb, was der Himmel gewährt, Veredelung durch Kunstfleiß bereitet sich noch vor, denn die Eindrücke der Leibeigenschaft, die erst im Jahre 1804 aufgehoben wurde, sind auch hier vorhanden, und der Bürgerstand ist weder zahlreich noch im Ganzen wohlhabend. Kiel ist die einzige Stadt in Holstein, die, außer Altona, über 10,000 Einwohner aufzuweisen hat, und das ganze Land umfaßt, auf einem Flächeninhalt von 154 Quadratmeilen, nur 14 Städte und 22 Flecken, aber 147 Rittergüter und 286 Dörfer. Wenn auf diesen Umfang 403,000 Einwohner gerechnet werden, so wird man zwar einsehen, daß Holstein bevölkerter ist, als Mecklenburg, aber auch, daß eine unverhältnißmäßige Majorität der Bevölkerung dem platten Lande zufällt, und — wie gesagt — diese Leute begnügen sich mit dem, was sie haben, was ihnen in den Mund fliegt, denn in Holstein gibt es leider noch gebratene Tauben. Bei dem Allen

entwickeln sich doch Fabriken, so weit es die Verhältnisse gestatten. In Neumünster gibt es einige sechszig Tuchwebereien, unter welchen die von D. A. Renck Söhnen und Comp. und die von Messtorff und Sohn Erwähnung verdienen. In der ersteren wird mit mehreren Dampfmaschinen gearbeitet, nichtsdestoweniger finden hier noch vierhundert Menschen Beschäftigung, in der zweiten arbeiten an zweihundert. In Wandsbeck befindet sich die große Kattundruckerei von P. v. Lengerke, in welcher gleichfalls vierhundert Arbeiter angewendet werden. In Rendsburg versorgt die königliche Stück- und Eisengießerei ganz Dänemark und die Herzogthümer mit ihren ausgezeichneten Fabricaten. In Altona gibt es große Tabaksfabriken: Knauer und Richter, de Castro. In Kiel gleichfalls: Brauer und P. Lorentzen. Papierfabriken sind gegen zwanzig auf dem platten Lande vertheilt. Wenn die Bierbrauerei von Peter de Voß in Altona auch keinen europäischen Ruf erlangt hat, wie mich ein enthusiastischer Holsteiner versicherte, sondern eher einen scandinavischen, so ist sie doch hinsichts holsteinscher Industrie beachtungswerth. Und die hundert Schuster in Preetz sind sie nicht berühmt in der ganzen Umgegend wegen ihrer vortrefflichen Lederbereitung? Doch bei den Schustern fällt mir ein Haupthinderniß holsteinscher Industrie ein, ich meine die Zünfte, die einer freien Entwickelung zunächst entgegenstehen.

Wenn ich schon bemerkte, daß die Marschgegenden Holsteins und der Nordsee und Elbe die fruchtbarsten sind, so hat man doch auch auf der entgegengesetzten Seite die Cultur des Bodens bedeutend erhöht und denselben beinahe der Marsch gleich gebracht, ein Fortschritt, der vorzüglich durch Mergeln bewirkt wird. Jene Marschgegenden beginnen zwei Meilen unterhalb Hamburg und bilden die sanftere Abdachung des Höhenzugs, der das Land durchzieht, während die andere schroffer der Ostsee zufällt. In der ersteren Abdachung findet man den Lauf der bedeutenderen holsteinschen Nebenflüsse, die hier gebildet werden, in der hügeligeren Senkung der Ostsee verdienen nur die Schwentine und Trave Erwähnung, die letztere schon aus historischem Grunde, da hier der Mittelpunkt der Hansa durch Lübeck entstand. Aber die berühmten holsteinschen Seen ersetzen die Flüsse wenigstens dem Reisenden. Das Wassergebiet des Plöner Sees mit den waldgekrönten Hügeln wird auch verwöhnten Augen Unterhaltung gewähren, und Holstein ist unter den Gegenden, was Voß, der hier lebte und webte, unter den Dichtern.

Die Bewohner des Herzogthums kann man in drei Stämme theilen, in den deutschen, friesischen und wendischen Stamm. Deutsche halten den größten Theil des Landes besetzt: das eigentliche Holstein, Stormarn und die Herrschaft Pinneberg; Friesen leben in den beiden

Dithmarsen in ewigem Kampfe mit der gefahrdrohenden Nordsee; Wenden wohnen vermischt mit Deutschen in Wagrien, der Ostseite Holsteins, unvermischt in der „Propstei,“ zwei Meilen von Kiel. Hier haben sich 25—30,000 slavische Köpfe erhalten, ich sage vorsätzlich Köpfe; denn die Propsteier halten noch bis auf den heutigen Tag so streng an ihre alten Gewohnheiten, daß sie fast mit einer Revolution drohten, als man 1832 den Weibern von Amtswegen gebot, die kurzen faltigen Röcke, welche der Wade keinen Eintrag thaten, mit größeren zu vertauschen, die neidisch diesen eigenthümlichen Reiz wenigstens zur Hälfte bedecken. Wie auf Mönchgut*) die Weiber auf das „Jagen ausziehen,“ so gehen in der Propstei die Männer auf das „Fenstern“ aus. So nennt man die Sitte, die es dem Bräutigam gestattet, zur Nachtzeit in das Fenster der Braut zu steigen und einige Stunden an ihrer Seite zuzubringen. Es soll dabei in allen Ehren zugehen, und hier von unehelichen Geburten so wenig die Rede sein, wie auf Hiddensoe**); indeß in Kiel versicherte man mich doch, die Propsteier Mädchen hätten bereits der Civilisation Gehör gegeben und seien nur gegen ihre wendischen Anbeter so unnachgiebig, weshalb man denn auch auf die

---

*) Siehe Rügen.

**) Siehe Rügen.

Dauer diesem Völkchen keine Nationalität wird garantiren können. Noch ist zu bemerken, daß das „Fenstern" keineswegs allein mit der Unbequemlichkeit des Fenstereinsteigens verknüpft ist, es ist auch mit der Gefahr verbunden, tüchtig durchgeprügelt zu werden, denn die männlichen Verwandten der Braut halten Wache, und nur um den Preis, daß man sie überlistet, kann man in's Nest gelangen. So war auch den Spartanern zu stehlen gestattet, und die Propsteier beweisen schon durch diesen Zug ihren einfachen Naturcharakter und ihre unverchristelte heidnische Abstammung. Wenn man unter ihnen nicht den wendischen Schmutz trifft, wie unter den Kassuben, so mag man das auf Rechnung der gütigen Mutter Natur schreiben, die auch die Propsteier verschwenderisch bedachte und sie im Wohlstande ein Radicalmittel gegen jene Gewohnheit finden ließ. Wie Holstein überhaupt in Grund und Boden und im Ackerbau seine Stärke zu suchen hat, so hat der Bauer hier auch eine größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als sonst in irgend einem Lande. Von den meisten Dörfern erzählt man eine Eigenthümlichkeit; mir fallen hier nur Heickendorf und Barsbeck ein, deren ersteres durch seine garstigen Männer und anmuthigen Weiber, letzteres dadurch für merkwürdig erklärt wird, daß von seinen Töchtern keine vor dem dritten Jahre nach der Hochzeit gebären kann. Auch die Menschen werden in

Holstein nur von der Naturseite betrachtet, ob sie schön, groß, fett und fruchtbar sind, andere Eigenthümlichkeiten werden nicht in Betracht gezogen. Man sieht, daß dieses Land ein Land des gesegneten Materialismus und üppiger Fülle ist, wo Alles in Bezug auf den Grund und Boden gebracht wird: Bauern und Rindvieh. Nur die Ritterschaft sprach bis dahin ihr Recht, aber nicht das des Landes an.

Unter den Naturproducten des Landes verdienen Erwähnung: Pferde, Hornvieh, Schweine, Federvieh; auch liefern die Gewässer und Landseen dem Fischfang reichliche Ausbeute. Wer hat nicht von den holsteinschen Fettaalen gehört, dem Kieler Sprott, von Anchovis und holsteinschen Austern? Pferde und Hornvieh aber bilden immer den Zenith holsteinscher Cultur. Eine holsteinsche Marschkuh gibt täglich 12—18, eine eiderstädter 20—25, eine gemeine dänische Kuh höchstens 1 Maaß Milch. Dieses Verhältniß der Herzogthümer zu Dänemark kann auch auf die übrige Cultur angewendet werden. Die holsteinschen Pferde aber sind weltberühmt, sie vermittelten dieses Land schon mit der Geschichte, als man noch nichts von dem Canzleirath Lornsen wußte und von Bestrebungen der Bewohner, die sich dem Zeitgeiste anschlossen. Die vorzüglichste Cavallerie in europäischen Staaten ist mit holsteinschen Pferden beritten. Hauptsächlich begünstigen die Pferdezucht der Herzog Fritz von

Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und der Graf Holmer, der zugleich „hippologische Blätter" herausgibt. Ein anthropologisches Blatt dagegen ist das „Kieler Correspondenzblatt" von Olshausen, das die Interessen der Bewohner Holsteins mit derselben Umsicht vertritt, wie jenes die der Pferde. Daß Holsteins Hornvieh heerdenweise ins Ausland auswandert, ist bekannt, aber weniger bekannt sind die Schlächtereien in Hamburg, Altona und Kiel, die alljährlich ganze Schiffsladungen dieses Hornviehs eingepökelt in alle Welt versenden. „Hamburger Rauchfleisch" sollte eigentlich „holsteinsches Rindfleisch in Hamburg geräuchert" heißen. Ballheimer in Hamburg ist durch das holsteinsche Hornvieh solcherweise ein Millionär geworden, ein Resultat, das aus keinem Hornvieh in der Welt gezogen werden wird, das aber wiederum darthut, wie das Ausland den größeren Gewinn aus holsteinschen Naturproducten zieht, handelt es sich zugleich um Industrie. Nie esse ich „Hamburger Rindfleisch," ohne dabei an Holstein und seine Bewohner zu denken, es ist auch ein Theil von ihrem Fleisch und Blut, den man mit diesem Rindfleisch verspeist. Kann das Hornvieh auch nicht mehr in Holstein durch eine Verfassung cultivirt werden, so können es doch sicherlich die Verhältnisse, die bis jetzt noch immer zwischen dem Hornvieh und der unbeschränkten Benutzung desselben stehen. Der Mensch muß hier

zu einem menschlichen Bewußtsein und zum Bürgersinn noch geweckt werden, jetzt folgt das Volk nur noch aus Instinkt seinen Vertretern, nur in den Einzelnen wohnt die Erkenntniß. Man hebe den Bürgerstand durch die Institutionen, und die Industrie wird nicht ausbleiben, und das für den Staat Holstein werden, was Gott der Natur Holstein ist. Die jetzigen Provinzialstände sind nur die Dämmerung einer Verfassung, wo es gar keine Verfassung gab, aber — wie gesagt — man darf nicht vergessen, daß die Gesetze von 1831 und 1834 von dem Triebe des Volks nach einer der Zeit angemessenen Staatseinrichtung veranlaßt wurden. Dasselbe wird den Provinzialständen wenigstens näher stehen, als den Prälaten und der Ritterschaft, und wenn Männer, wie Lorentzen, das Wort führen, werden die Sympathien für die neue Einrichtung auch auf eine Ausdehnung gerichtet werden, die fast unumgänglich mit einem Ereigniß eintreten muß, das nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge nicht ausbleiben kann und dessen ich bereits in dem vorigen Capitel erwähnte.

Außer diesen Provinzialständen, die nur berathend, bittend und beschwerend einschreiten können, wie in Preußen, hat sich nun bis auf den heutigen Tag noch keine weitere Manifestation der Regierung, die die öffentliche Meinung berücksichtigt, ergeben. Die administrative und richterliche Gewalt sind noch nicht geschieden,

Holstein und Schleswig werden noch als getrennte Provinzen behandelt und das Oberappellationsgericht in Kiel, das selbst nach den Bestimmungen der Bundesacte den Herzogthümern zu ertheilen war, ist vielleicht das einzige Resultat, welches denselben aus den Zusicherungen der dänischen Regierung bis jetzt erwuchs.

Der Holsteiner hat hinsichts seines Indifferentismus und des vorwaltenden Materialismus große Aehnlichkeit mit dem Mecklenburger, aber man hörte doch wenigstens in Holstein die Zeit schlagen, man bewies doch, daß man Sinn für höhere Interessen besitze, daß man noch zur That geweckt werden könne. Das mag hauptsächlich daran liegen, daß in Holstein nicht wie in Mecklenburg die Jurisprudenz die Demoralisation des Landes geworden ist, zum Theil aber auch daran, daß der holsteinsche Adel den mecklenburgschen an Bildung überragt. Daß Herr von Rumohr Bücher geschrieben hat, mag diese Bildung nicht erweisen, aber die Prüfungen der Staatsdiener in Holstein sind sehr gewissenhaft und ausgedehnt, und der holsteinsche Adel kann keineswegs als solcher auf eine andere Bevorzugung Anspruch machen, als auf die, welche mit seinem Stande und seinen Gütern verbunden ist. Wenn ich nun auch nicht behaupten will, daß in Mecklenburg der Adel ein passepartout ist, so fühlt man sich doch dort nicht leicht angeregt zu einer Bildung, die über die Güterbewirth-

schaftung hinausliegt; in Holstein dagegen ist es wegen des heiligen Ernstes, mit welchem man hier von jeher eine Staatsanstellung ansah, auch guter Ton für den Adel geworden, sich anderweitig auszubilden. Und Bildung macht stets human. Somit konnte es geschehen, daß der Adel im Jahre 1831 in einer Petition an den Landesherrn erklärte, daß er einer zeitgemäßen Umwandelung der alten Verfassung nicht widerstreben und eben so wenig die Ungehörigkeiten der Verfassung der Ritterschaft gegen neue, das allgemeine Landeswohl bezweckende Einrichtungen behaupten wolle. Es soll damit übrigens keineswegs gesagt sein, der holsteinsche Adel sei besser, als ein andrer, auch er leidet an dem Adel, wie ich bereits nachgewiesen; nur muß man zugeben, daß er wenigstens auch seine Würde behauptet neben seinem Stande, daß er, der den Mittelpunkt des Herzogthums bildet, sich um das Jahrhundert bekümmert, das der obotritischen Noblesse von jeher fern lag. Hier wird selbst die juristische Brodwissenschaft als Nebensache betrachtet, man studirt nicht, sondern „hält sich nur Studirens halber auf Universitäten auf," und die Advocaten wirthschaften mit Gütern und Menschen. In Holstein ist zweierlei sehr lobenswerth: einmal, der Adel hält seine Güter beisammen, er bewirthschaftet sie nur, er verwirthschaftet sie nicht, und dann, die Advocaten sind rechtliche Männer, was freilich auch daran liegen mag, daß sie nicht

in Versuchung geführt werden, auf so bequeme Weise Rittergüter zu erwerben, wie ihre Brüder in Mecklenburg. Wenn man mir entgegnen möchte, weshalb von solchen Dingen Aufhebens gemacht werde, so kann das nur beweisen, wie sehr nachsichtig ich bin; deutscher Adel und römische Jurisprudenz sind schon wegen Eigenschaften zu beloben, deren Mangel einem Andern ein Verdammungsurtheil zuziehen würde; insonderheit aber sind unsere Advocaten schon tugendhaft, wenn sie nur nicht unehrlich sind.

Die höchste Verwaltungsbehörde für die Herzogthümer ist die schleswig-holstein-lauenburgsche Canzelei in Copenhagen, unter Controle des dänischen Staatsministeriums, in welcher Lornsen seine Einsicht in das dänische Regierungsverfahren Holsteins begründete. Die Justiz wird in Holstein durch ein und zwanzig Aemter, durch adelige Gerichte, durch das Obergericht zu Glückstadt, durch acht Consistorien, durch ein Oberconsistorium *) zu Glückstadt, und neuerlich durch das Oberappellationsgericht zu Kiel gehandhabt. Das Recht ist römisch und deutsch, also langsam. Aber ich habe schon bemerkt, daß es auch rechtlich gehandhabt wird. So sind denn alle

*) Diesen Titel erhält in geistlichen Sachen das Obergericht in Glückstadt, dem in solchen Fällen die Prediger zu Glückstadt und der Generalsuperintendent des Herzogthums beisitzen.

Gerichtsstellen in Holstein nicht nur mit erfahrenen und meistens grundgelehrten, sondern auch mit Männern von tüchtiger Gesinnung besetzt, eine Ausartung der Jurisprudenz, wie anderwärts, ist also schon aus diesem Grunde nicht zu fürchten. Auch erwies es sich, daß dieselben Advocaten, welche in Mecklenburg einen hochadeligen Grundeigenthümer ruinirt hatten, mit ihren Forderungen, wegen deren sie in Mecklenburg noch nicht befriedigt zu sein behaupteten, von den Revenuen eines Fideicommißgutes ihres Schuldners in Holstein ausgeschlossen wurden.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Holstein. (Schluß.) Wegeeinrichtungen und Chausseen. — Altona. — Kiel. — Die übrigen Städte Holsteins im Allgemeinen. — Preetz. — Eutin. — Das Dorf Rüchel. — Segeberg und Oldeslohe. — Glückstadt. — Bysum. — Itzehoe. — Bramstädt. — Die adeligen Fräuleinstifter zu Itzehoe und Uetersen. — Das Herzogthum Lauenburg. — Verfassung und adelige Zustände. — Die Städte Mölln und Ratzeburg. —

Ich habe schon bemerkt, daß Holstein nur vierzehn Städte zählt, und unter diesen vierzehn Städten sind nur zwei von Bedeutung: Altona und Kiel — die übrigen leben von der Hand in den Mund. Altona rivalisirt mit Hamburg, Kiel mit Lübeck. Wenn Hamburg dieser Nebenbuhlerschaft ruhig zusehen mag, so sieht sich Lübeck durch unzählige kleine Zufälligkeiten in der Concurrenz gehindert, unter welchen der Mangel einer Chaussee zwischen Hamburg und Lübeck obenan steht. Auch hat Lübeck nicht nur Kiel, sondern außerdem die übrigen deutschen Ostseehäfen auszuhalten. Was nun Lübeck fehlt, eine Chaussee zur Nordsee, das besitzt Kiel.

Altona ist durch eine vortreffliche Chaussee mit Kiel verbunden, von der Kunstverständige sogar behaupten, sie könne allen Chausseen als Muster dienen. Zwischen der Bilsener Mühle und Bramstädt bildet sie in einer Länge von zwei Stunden eine schnurgerade Linie, ohne Erhöhung, ohne Abfall, desgleichen zwischen Bramstädt und Neumünster und zwischen Neumünster und Kiel. In Bramstädt und Neumünster, bei Rothenhalm und Schulenhof, wo die Chaussee die Schuleneider*) durchkreuzt, befinden sich zur Communication massive Brücken. Kurz diese Chaussee bildet den auffallendsten Contrast mit der aus kleinen Felsmassen zusammengesetzten Landstraße zwischen Hamburg und Lübeck, die leider *auch* durch dänisches Gebiet führt und eben deshalb bis jetzt nicht durch eine Kunststraße ersetzt worden ist. Eine zweite Chaussee im Holsteinschen ist die preußisch-dänisch-mecklenburgsche, welche zur Communication Hamburgs und Berlins dient und über Holstein und Lauenburg nach Boitzenburg geführt ward. Wenn ich bereits bei Mecklenburg diese Chaussee, von der sich nichts anderes Rühmliches sagen läßt, als daß sie doch eine Chaussee ist, erörtert habe, so bemerke ich hier nur, daß die Hauptursache ihrer Existenz wohl die preußische Postan-

---

*) Die Schuleneider erhält ihren Zufluß im Schulensee und verbindet sich im Westensee mit der eigentlichen Eider.

stalt in Hamburg*) ist, die sehr bedeutende Geschäfte macht und häufig durch die schlechte Landstraße in große Verlegenheit gerieth, indem die preußische Schnellpost — wenn man auf dieser Strecke von einer solchen reden konnte — fast regelmäßig in der Gegend von Boitzenburg umwarf. Da nun Dänemark, und zwar aus Grundsätzen — weil Holstein und Lauenburg „deutsche Provinzen" seien**) — nichts für Wegeverbesse-

*) In den freien Hansestädten gewähren die verschiedenen Postanstalten wenigstens dem Fremden die größten Unbequemlichkeiten, es gibt dort: fürstl. thurn- und taxische, hannöversche, preußische, ja in Hamburg sogar mecklenburgsche und dänische Postanstalten, außer dem Stadtpostamt. Wer diese Einrichtung nicht kennt, kann mit seinen Briefen von Herodes nach Pilatus laufen.

**) Dänemark hat nur Grundsätze, wo es sich um Ausgaben hinsichts der „deutschen Provinzen" handelt. Die sogenannte „Ternen Lotterie," eine dänische Staatseinrichtung, ist auch auf die „deutschen Provinzen" ausgedehnt, aus welchen sie gewissermaßen die Quintessenz ihrer Existenz zieht. Alle drei Wochen wird diese Lotterie mit vier Treffern unter neunzig Nieten gezogen und vom Balcon des Rathhauses zu Altona werden unter feierlichem Gepränge die Gewinne und die getäuschten Hoffnungen der Betheiligten proclamirt. Eine Nummer ist hier schon ein Glück; eine Ambe ist ein außerordentliches Glück; eine Terne ist ein solches Glück, daß sie, wie der Vogel Phönix, nur alle hundert Jahr einmal eintrifft und dann auch meistens sogleich zum Scheiterhaufen des Glücksvogels wird, der sich durch den Gewinn nur zu um so größerer Spielwuth hinreißen läßt; eine Quaterne aber ist nur ein Glückstraum. Würde Einer von Neunzig jemals vier Nummern gewinnen, so könnte die Regierung den Gewinn nicht zahlen. Wie soll man aber ein Versprechen nennen, das nicht zu realisiren

rung thun wollte, so verfuhr man, wie bereits angegeben, und überlistete jene Grundsätze, die allerdings für die Reisenden lebensgefährlich wurden.

Altona ist nicht auf sieben Hügeln gebaut, aber doch auf Hügeln, von denen es sich zur Elbe herabsenkt, die hier stolzer fluthet, als irgendwo, denn zwei stattliche Städte im schönsten Mannesalter machen ihr um die Wette den Hof, und wie eine geschickte Courtisane versteht sie beide durch die Eifersucht beider nur um so mehr zu fesseln. In dem Worte Al-to-na *) liegt die Bedeutung Altonas wie für sich, so auch für Hamburg: nur der Hamburger Berg, eine Vorstadt der freien Hansestadt, liegt zwischen beiden Städten, die, von der Elbe aus betrachtet, in eine Masse zusammen=

---

und das nur eine Verlockung des gemeinen Mannes zu einem Hasardspiel ist, das ihm deshalb so nahe liegt, weil er hier mit einem Sechsling (ungefähr einen Dreier Werth) sein Glück versuchen kann? Von den Geldern aber, die durch die „Ternen=Lotterie" den „deutschen Provinzen" alle drei Wochen entzogen werden, hätte man eben diese Provinzen mit einem Kunststraßennetz überziehen können. Keine Kunststraßen in Holstein und Lauenburg, aber eine dänische Lotterie=Einrichtung, die in Hamburg und Lübeck bei Zuchthausstrafe verboten ist, ist das nicht auch eine ganz interessante Variation des beliebten Themas deutscher Nationalität! „Deutscher Affe!" sagt der Däne, und er bewilligt diesem „deutschen Affen" keine Chausseen, keine Verfassung, keine getrennte Justiz und Administration, aber er bringt ihm eine Lotterie auf.

*) Altona ist die plattdeutsche Bezeichnung für Allzunah.

fließen. Altona erscheint hier nur als ein Relief Hamburgs. Wenn der niedere Theil jener Stadt, wie der Hamburgs, durch die Sturmfluthen der Elbe, die über Nacht in Häuser und „Keller"*) eindringen, heimgesucht wird, so genießt man von dem höheren Theile aus die entzückendste Aussicht über die Elbe, den Hamburger Berg und Hamburg. Und wer sich nach behaglichem Genuß der Welthandelsstadt sehnt, dem rathe ich, seinen Aufenthalt in Altona zu nehmen, das gleichsam wie ein stiller, friedlicher Hafen neben dem Marktgewimmel von Hamburg erscheint und in der „Palmaille"**) selbst jenen ruhigen vornehmen Air

*) „Keller" nennt man im Norden unterirdische Wohnungen unter den Häusern der Wohlhabenden. Hier hält die bemittelte Misere Schenken und Wirthschaften, oder sie treibt hier kleine Gewerbe. Ich sage die bemittelte Misere, denn wer die Miethe nicht zahlen kann, muß den „Keller" räumen. Die „Luken" und Fenster oberhalb sind für das Tageslicht zu eng, die Lampe brennt hier den ganzen Tag hindurch und vermischt ihren Qualm mit den feuchten und mephitischen Ausdünstungen der Tiefe. Drohen Sturmfluthen diesen „Kellern," so werden die Bewohner durch Lärmsignale von der Gefahr in Kenntniß gesetzt, eine Anzeige, die nur dann zeitig genug kömmt, wenn die Fluthen ihr nicht auf den Fuß folgen und Menschen und Habseligkeiten überschwemmen.

**) Die „Palmaille" ist eine eine halbe Stunde lange und mit einer vierfachen Baumreihe eingefaßte Allee, die vom Schauspielhause bis nach Ottensen führt, einem Dorfe, dicht vor dem nach dieser Seite hin offenen Altona. An beiden Seiten der „Palmaille" zieht sich eine breite Fahrstraße hin, die mit prachtvollen Gebäuden gar-

deutscher Residenzen zeigt, der Hamburg nirgendwo eigen ist, der aber dem an Beschaulichkeit Gewöhnten gerade hier mehr zusagt, als irgendwo, wo solchen Zügen der Vorgrund des Lebens fehlt. — Hauptgebäude sind: das Rathhaus, mit der verderblichen „Ternen-Lotterie," (Zahlenlotto in der gewöhnlichen Sprache) das Krankenhaus in der Königsstraße, die neue katholische Kirche und die große Bierbrauerei von Peter de Voß, die den Anblick einer Londoner gewährt. Im Uebrigen enthält die „Palmaille" imposante Gebäude, die sich aber mehr durch den massenhaften Eindruck, als durch den Styl auszeichnen, den man hier der Bequemlichkeit geopfert hat — was auch, mit Ausnahme der Landhäuser, von den Neubauten Hamburgs gelten kann. — In der kleinen Mühlenstraße befindet sich ein Telegraph jener Linie, die zwischen Hamburg, Altona und Cuxhafen errichtet ist. Den Anfang derselben bezeichnet ein Telegraph auf dem „Baumhause" zu Hamburg, der mit dem in Altona erwähnten correspondirt. Dieser hat den entgegengesetzten Correspondenten hinter Blankenese, auf dem Kösterberge. Der vierte Telegraph befindet sich bereits auf jenseitigem hannöverschen Ufer, bei Stade,

---

nirt ist. Die „Palmaille" hat große Aehnlichkeit mit den Berliner „Linden" und wird selbst von Hamburgern für anziehend genug gehalten, daß man sich hier Wohnungen bereitet.

und die Linie vollendet sich in dieser Richtung. — Regelmäßig ist Altona nicht gebaut, man stieg von dem Fluß, dessen der Handel bedurfte, die Anhöhe hinauf und veranlaßte dadurch die amphitheatralische Lage, die den pittoresken Ton, der unzweifelhaft auf dieser Stadt ruhet, nur erhöhet. Ist der Anblick von Rainvilles Garten aus auf die regsame Elbe und auf die bergigen heidebewachsenen Ufer jenseits des breiten Flusses nicht heiter, wohlgefällig, reich und befriedigend? Nur ein süddeutscher Himmel fehlt diesem sinnigen und lebendigen Panorama; aber im deutschen Süden gibt es keinen Stoff, wie ihn Hamburg und Altona und der Welthandel beider Städte bieten. Selbst Triest, an der Adria, welches Weber das südliche Hamburg heißt, möchte verlieren neben der überfluthenden Behaglichkeit des nördlichen. Diesen originellen, selbstständigen Charakter, der doch mit den Elementen aller Welttheile untermischt ist, würde selbst das italienische Colorit Triests nicht ersetzen. Aber Altona ist eine Chrestomathie Hamburgs, eine bequeme und reizende Uebersicht über die Quintessenz der ersten Seestadt Deutschlands, man kann von hier aus Hamburg leben und studiren, wenn man nicht von den Juden genirt wird. Diese haben mich nirgends genirt, außer in Altona; denn es sind fast insgesammt Trödeljuden und solche, die sich mit der „Ternenlotterie“ beschäftigen. Der Andrang aber

nimmt hier noch aus dem Umstande zu, daß Altona gewissermaßen die Hauptstadt eines nördlichen Israel *ist*, denn hier residirt der Oberrabiner, unter welchem alle Juden von Hamburg bis an den kleinen Belt stehen, mit Ausnahme der Glückstädter, und welcher in aller talmudischen Strenge zu Gerichte sitzt und eine Verfassung aufrecht hält, die am meisten der Emancipation entgegen steht und die zweifelsohne auch zu jenen heftigen und unnatürlichen Reibungen beigetragen hat, die selbst in der neuesten Zeit mit fast mittelalterlichem Fanatismus in Hamburg stattfanden; denn wenn auch in Hamburg selbst längst eine Totalreform durch Einführung eines deutschen Gottesdienstes und durch Lossagung von dem Rabbinismus veranlaßt wurde, so stehen doch eben die portugiesischen Juden in Altona, die hier Bürgerrecht erwarben und die bekanntlich von jeher die hartnäckigsten Anhänger der alten Weise waren und durch ihre geheimen Verbindungen mit den „neuen Christen *)" Ansehen und Macht gewannen, wie sonst keine Judenschaft, der Ausdehnung jener Reform auf das L e b e n noch gar sehr entgegen. Unter 25000 Einwohnern gibt es in Altona beinahe 3000 Juden **),

*) So nennt man diejenigen Juden, welche zum Christenthum übertraten und insgeheim die mosaischen Gebräuche beibehielten.

**) Also ungefähr die Hälfte der Juden des ganzen Königreichs.

ein Verhältniß, das dem in Frankfurt am Main gleichkömmt. Aber die Altonaer Juden haben den Reichthum und Wohlstand der Frankfurter nicht aufzuweisen und ihr eigentlicher Wirkungskreis ist der Trödel, der uns hier noch belästigender entgegentritt, als in dem Weltgewühl von Hamburg. — Von dem Judenquartier und dem an der Elbe liegenden Theil abgesehen ist Altona geräumig und licht gebaut. Wo in dem benachbarten Hamburg jeder Fleck zu Wohnungen und zum Handel benutzt ist, da findet man hier weitläuftige und mauerumgebene Gärten und Höfe. Einzelne Straßen bilden nur solche Gartenmauern. Schönheit und Symmetrie dagegen sind in der Einrichtung Altonas so wenig anzutreffen, daß selbst die öffentlichen Plätze nur zufällig entstanden zu sein scheinen. — Wie man leicht einsehen mag, sind Hamburger und Altonaer sich nicht gewogen, jene erfanden für diese sogar aus Eifersucht, und vielleicht auch mit Grund, den Schimpfnamen „Schuckelmeier," (Schmuggler) aber Hamburg hat in der Hauptsache wohl nichts von Altona zu fürchten, das freilich mit bedeutenden Handelsprivilegien und Vorrechten von der dänischen Regierung begnadigt ist, das aber nicht einmal einen ordentlichen Hafen hat und auch nicht jene Canäle Hamburgs, die freilich dem Fremden unbequem und der Gesundheit unzuträglich, aber zur Communication des Handels mit der Elbe unumgänglich nothwendig sind.

Dazu kömmt noch, daß die Majorität der Altonaer Kaufleute sich noch erst die Mittel zu einer eigenen Schifffahrt erwerben muß, denn bis jetzt behilft man sich — bis auf Einige — damit, Hamburger Schiffe zu befrachten, eine Bequemlichkeit, die auch wohl die Rhederei in Altona selbst hinsichts derer nicht begünstigen mag, die die Mittel dazu haben. Für Handels-Institute hat die Regierung Sorge getragen. So befindet sich hier ein Commerz-Collegium, eine Börse, Girobank und Münze, wie man denn stets bemüht ist, dem Flor der Stadt nachzuspüren und was sich nur realisiren läßt zu realisiren. Nur in dieser Weise und aus der günstigen Lage Altonas konnte es geschehen, daß dieser Ort sich in drei Jahrhunderten aus einem Fischerdorfe in eine blühende Handelsstadt umgestaltete, die, wie wir sie jetzt sehen, mit ihren 2230 Wohnhäusern und ihren 26000 Einwohner vor einigen zwanzig Jahren ein Jahrhundert erlebt hat. Der schwedische General Steenbock zündete sie im Jahre 1713 an und Altona brannte bis auf dreißig Häuser und drei Kirchen nieder. Wenn aber 1713 Altona vernichtete, so ging 1813 mit dem Schwerdte in der Hand an dieser Stadt vorüber. Während Hamburg von den Franzosen beinahe um ein Jahrhundert in seinen mercantilen Verhältnissen zurückgedrängt wurde, erfreute sich Altona durch kluge Vorkehrungen des Grafen Blücher-Altona, ein Name,

der überhaupt für das Gedeihen der Stadt von der größten Bedeutung ist, einer Neutralität, wie sie in der Nähe des blokirten Hamburgs nicht zu erwarten war. — Ottensen, jenes Dorf in der Nähe von Altona, wohin die „Palmaille“ führt, ist durch Zufälligkeiten selbst historisch merkwürdig geworden. Außer dem Grabmale Klopstocks, der hier unter einer Linde bestattet ist und unter der selbstverfaßten Grabschrift:

Saat, von Gott gesäet
Am Tage der Garben zu reifen,

die ursprünglich seiner neben ihm ruhenden Meta bestimmt war, die aber auch dem Sänger der Messiade nicht streitig gemacht wurde, knüpft sich an Ottensen das Gedächtniß des Herzogs von Braunschweig, der in der Schlacht bei Jena zum Tode verwundet wurde und flüchtig in Ottensen verschied. In der Kirche zu Ottensen bewahrte man seine Gebeine bis zu jenem Augenblick, wo das Erbbegräbniß der Guelfen im Dom zu Braunschweig wieder frei wurde. Klopstock sang der Befreiung Deutschlands eine „Hermannsschlacht,“ Karl Wilhelm Ferdinand schlug eine solche für die Freiheit Deutschlands, aber Sänger und Held lebten beide in der Vergangenheit. Somit reussirte Klopstock nicht bei Joseph II. und der Herzog von Braunschweig nicht bei den Franzosen. Hätte Klopstock heutzutage, wo das Denkmal des Cheruskers auf der Grotenburg so rege Theil-

nahme bei den Fürsten findet, sein Gedicht eingesandt, er möchte vielleicht mehr Anerkennung damit erworben haben, obwohl man überzeugt sein kann, daß wenn es sich um die That handelt, weder Gedicht, noch Denkmal einen besonderen Enthusiasmus bewirken werden. Jetzt wird das Volk eben so kühl urtheilen, wie damals ein Fürst, provocirt man im Nothfalle wieder auf Arminius.

Was die Altonaer betrifft, so sind sie, wie die Hamburger, zunächst Kaufleute, und dann dänische Beamte: Etatsräthe und Dannenbrogsritter. Man kann nicht behaupten, daß sich hier ein holsteinsches Element erhalten hat, will man nicht die Abneigung gegen Hamburg dafür gelten lassen, denn Merkur, der auch in Altona in lutherischen, katholischen und jüdischen Bethäusern angebetet wird, sorgt für eine kosmopolitische Richtung. Der Altonaer ist dann der vortrefflichste Patriot, wenn es seinen eigenen Vortheil gilt; sonst steht er überhaupt in untergeordneten Beziehungen zu Hamburg, das in Handelsangelegenheiten stets den ersten Rang behauptet und Altona gnädig einen Antheil an allen Dingen einräumt, die die eigenen Interessen nicht gefährden.

Kiel ist nach Altona die bedeutendste Stadt Holsteins, und wenn die Entwickelung ihrer Handels- und Schifffahrtsverhältnisse in gleicher Weise fortschreitet, vielleicht binnen kurzer Zeit für die Ostsee bedeutender,

als Altona für die Nordsee. Mittelpunkt holsteinscher Interessen ist Kiel jedenfalls mehr, als die erste Stadt des Herzogthums*), die hinlänglich durch die Concurrenz mit Hamburg beschäftigt wird; denn schon die Universität, und der „Kieler Umschlag," ein Jahrmarkt, der die bewegende Kraft von ganz Holstein, ich meine Alle, die an Grund und Boden Antheil nehmen, Adel und Bauern, hier versammelt, dienen dazu, Holstein in steter Communication mit Kiel zu erhalten. Aber nicht nur die materiellen Interessen concentriren sich in Kiel, sondern — wie gesagt — auch die geistigen, denn es ist nicht zu läugnen, daß die Kieler Universität sich besonders in der neuesten Zeit nicht von der liberalen Richtung absperrte, daß auch hier alle Bestrebungen, die den deutschen Geist und die Rechte der Provinzen retten wollten, Anklang fanden. Ja, man könnte behaupten, die Universität in Kiel sei von jeher ein stiller Talisman gegen alle Versuche des Danismus gewesen; erhielt sich doch selbst die Kieler „Burschenschaft" noch auf einer höheren Stufe und im nationalen Gleiße, als diese Verbindung auf den übrigen Universitäten bereits der Misère des Studentenlebens verallen war. Die Stadt liegt an einem Busen der Ostsee und schaut, trotz ihrer

---

*) Sie machte bekanntlich auch nach der alten Eintheilung Holsteins einen Theil für sich aus, und liegt außer der Zollinie.

krummen und engen Straßen, recht freundlich und licht in den Wogenschlag zu ihren Füßen und in die Zukunft, denn wenn auch die Herzogthümer eine noch trübseligere Stellung zu Dänemark behaupten, als einst Belgien zu dem Königreich der Niederlande, so muß man doch zugeben, daß Friedrich VI. dem Handel der Städte in jeder Weise an die Hand geht. Wäre die Industrie in Holstein flügger und ergiebiger und hätte Dänemark bedeutende Colonien, so würde auch Holstein sicherlich, wie Belgien von Holland, in dieser Hinsicht von Dänemark profitiren; so aber, wie die Dinge nun stehen, kann man freilich keine unmittelbaren Vortheile aus dieser Verbindung erwarten, man muß seine Hoffnungen vielmehr darauf beschränken, daß der König, da er direct wenig Durchgreifendes für Kiel und andere Städte Holsteins thun kann, wenigstens indirect, z. B. durch jegliche Erschwerung Lübecks und Hamburgs, denselben zu Hülfe kömmt. Hier verfährt er rücksichtsloser, als vielleicht ein deutscher Fürst verfahren würde, und bei Kiel kömmt solchen Absichten auch die Lage der Stadt sehr zu Statten. Mit einem Worte, Kiel ist noch in seiner Entwickelung begriffen, während Lübeck vielleicht nur in seiner Verwickelung. Und je lässiger hier der Handel erscheint, desto eifriger wird er sich in Kiel regen, das eine Concurenz mit den übrigen Ostseehafen schon wegen des Canals, der es mit der Nordsee, und wegen

der Chaussee, die es mit Hamburg verbindet, nicht sehr zu beachten braucht. Freilich wird man entgegnen, ein großer Theil der Zukunft Kiels hänge davon ab, daß noch in den ersten funfzig Jahren die Wohnungen der Schmiede und jener, die von den auf der Lübecker-Hamburger Straße zerbrochenen Wagen leben, nicht durch Chausseehäuser ersetzt werden; aber wenn auch dieses Hinderniß aus dem Wege geräumt würde, so wird man doch zugeben müssen, daß wenn die Industrie in Holstein einmal erwachen wird, der Ostsee-District in Kiel einen bequemeren Absatz finden kann, als in Lübeck. Unter den jetzigen Verhältnissen aber bezieht schon Hamburg viele Ostseeproducte, die sonst über Lübeck befördert wurden, über Kiel. Und was will es überhaupt nicht sagen, einer heruntergekommenen Stadt wieder aufzuhelfen; wenn Lübeck noch lange die Chaussee entbehrt, so wird man einsehen, daß es eher zum Falle zu bringen war, als es wieder in den vorigen Stand eingesetzt werden kann. — Die Kieler Universität ist zwar nicht so lebhaft, wie der Handel, aber unter den neunzehn ordentlichen und den zehn außerordentlichen Professoren befinden sich Leute, die in der Wissenschaft gehört werden. Daß auch Ludolf Wienbarg in Kiel seine „ästhetischen Feldzüge" lesen durfte, mag die freiere Regung der dortigen Gelehrsamkeit beweisen, obschon es gewiß, daß eben diese Vorträge dem damaligen Privatdocenten

die weitere academische Perspective verschlossen. Die Universität ward 1665 vom Herzoge Christian Albrecht von Holstein gestiftet, und führt deshalb den Namen Christiana Albertina. Alle Holsteiner und Schleswiger sind gezwungen, hier ihre Studien zu absolviren; meistens aber beginnen sie dieselben auch erst in Kiel und „halten sich auf den Universitäten des Auslandes nur Studirens halber auf. — Der Holsteinsche Canal beginnt eine Stunde von Kiel, oberhalb Friedrichsort, um sich bei Rendsburg, einer bedeutenden Festung und dritten Stadt Holsteins, mit der Eider zu vereinen, die ihn über Eiderstadt, Friedrichsstadt und Tönningen mit der Nordsee vermittelt. Aber dieses Werk, dessen Idee von dem Grafen Schimmelmann herrührt, während der General Wegner zwischen 1777—1784 die Ausführung vollendete, hat doch nicht die Resultate veranlaßt, welche man davon erwartete; denn trotz dem, daß der beschwerliche Umweg durch das Kattegat mittelst des holsteinschen Canals vermieden wird, sollen nur die Zinsen des Baues bis auf die neueste Zeit von der Passage aufgebracht worden sein, ein Umstand, der theilweise wohl dadurch erklärt werden kann, daß Tönningen nicht die Eigenschaft eines bequemen Hafens besitzt, theilweise aber aus der langsamen Fahrt, die beinahe nicht unter drei Tagen zu vollenden ist. Wenn hier nicht auffallende Störungen vorhanden wären, so würde

jenes Verhältniß unmöglich eintreten können; denn die Fahrt durch den Canal erspart auch noch die Kosten des Sundzolls, den selbst dänische Schiffe mit $1\frac{1}{3}$ Procent an die Krone leisten müssen. — Kiel hat reizende Umgebungen, unter denen das Bad Düsternbrook, eine Waldhöhe am Meerbusen unterhalb Kiel, obenan steht. Hierhin kann man, außer zu Wasser, durch den Park gelangen, der mich zur Zeit des Sommer-Jahrmarkts, (Buttermarkt) wo sich wiederum der größte Theil der ritterschaftlichen und bürgerlichen Grundbesitzer in Kiel versammelt, zu Vergleichung mit der Allée verte in Brüssel veranlaßte. Der holsteinsche Adel ist eben so glänzend und stolz, wie der von Brabant, und die langen Carossenzüge unter der buntgewürfelten Masse der Fußgänger an der Seite rufen nothwendig Erinnerungen größerer Residenzen hervor. In Düsternbrook ist Hirschfelds Fruchtbaumschule merkwürdig. Außer Düsternbrook ist Neumühlen, am jenseitigen Ufer des Meerbusens und Düsternbrook gegenüber, ein vielbesuchter Vergnügungsort. Man fährt meistens zu Schiffe dahin, und beide Ländlichkeiten bilden gewissermaßen die Endverschlingungen jenes Kranzes, der sich an dem holsteinschen Ostseeufer hinzieht. — Das Schloß in Kiel ist im französischen Geschmack Ludwigs XIV. gebaut, also ohne Geschmack. Wenn ein oberes Stockwerk vor Kurzem abbrannte, so hat man es bereits

wieder hergestellt. In den Souterrains des Schlosses befindet sich ein Theil der 100000 Bände starken Universitätsbibliothek, und gegenüber das Universitätsgebäude. — Die Kieler Straßen bezeichnete ich bereits als unsymmetrisch, aber die Lindenbäume vor den Häusern, die sich von Holland aus über einen großen Theil der norddeutschen Städte ausbreiteten und blühende Schattirungen auf einen altgothischen Hintergrund trugen — wie namentlich in Lübeck, Bremen, Rostock, Wismar, ja Hamburg selbst — erheitern auch die alten gefurchten Mienen Kiels. Wie freundlich und einladend nehmen sich an kühlen Sommerabenden die Einwohner auf den Bänken hinter diesen Linden aus. Die ganze Stadt scheint eine große Familie zu sein, und auch diese Sitte bezeichnet den Unterschied zwischen Norden und Süden, zwischen Familien- und öffentlichem Leben, wie die Schattenseite jenes sich in den Schlafröcken, den weißen Nachtmützen und holländischen Pfeifen leicht erweist. — Kieler Sprott (eine Art kleiner geräucherter Fische, wohl nicht Häringe, wie Weber meint) sind an allen Tafeln Deutschlands, wo der Luxus den Küchenzettel vorschreibt, bekannt, und die Anschovis sind milder und saftiger, als Sardellen, wie die holsteinschen Austern die meisten anderen übertreffen.

Die übrigen Städte Holsteins sind nur von territorialer Bedeutung; aber die Gegenden des Ostseedistricts

bieten eine Abwechselung und ein Colorit, die im Norden ein ausgedehnteres Interesse fanden. Von dem Plöner See sprach ich bereits. Weber, der vielgereiste, macht ihm sogar die Concession, er könne sich mit den schönsten des Südens messen. Wenn man diesen Ausspruch auch nur im Norden unterschreiben mag, so wird man doch der Lage Plöns, auf einer Erdzunge, die von dem grünen Wogenschlag des Sees umspielt wird, seine Anerkennung nicht versagen. Das herzogliche Schloß ragt auf einer Anhöhe über den Flecken empor, und Dörfer, Hügel und Wälder liegen in bunten Massen und in jenem behaglichen Bewußtsein, das nur dem fetten und ergiebigen Boden zuzuschreiben ist, an den Ufern des weiten, stillen Sees, der gedankenvoll mit seinen Wogen plätschert. Gewiß, die Natur ist in Holstein sinniger, als die Menschen, die lange Zeit wie kleine Kinder an ihren Brüsten sogen und beinahe ein innigeres Pflanzenleben behaupteten, als jene. — Von Kiel führt der Weg über Preetz und Eutin nach Lübeck, und diese Straße ist eine ununterbrochene Strecke von See und Wald, von duftigen Wiesen und schwellenden Saaten. Inmitten jener Grazie der Natur aber liegen schaurige und melancholische Ueberreste der wendischen Vorzeit: Hünengräber und Opfersteine, die hier in der stillen, heiteren Umgebung mehr auffallen, als auf Rügen, wo Sturm und Ocean häufig die passende

Begleitung ossianscher Dichtung sind. — Pretz ist — wie gesagt — durch seine Schuster berühmt und durch ein Fräuleinstift. Nur die Damen der holsteinschen Ritterschaft, die von dem besten Adel ist, und nicht wie die mecklenburgsche mit Advocaten und anderen bürgerlichen Elementen vermischt, finden hier ein solides Unterkommen und Pfründen von tausend Speciesthalern. Aber man zieht es häufig vor, dieses Einkommen nicht im Stifte zu verzehren, sondern im Schooße der Familie, und somit sind der Stiftsdamen an Ort und Stelle wenige. — Eutin *) am Eutiner See ist eine der schönsten Blumen in jenem Ostseekranze Holsteins, den man Wagrien heißt. Voß, Jacobi und Stollberg lebten und dichteten hier, und die bedeutsamsten Productionen des Ersteren fallen in die Eutiner Periode, ja es läßt sich wohl behaupten, daß Eutin Voß zur Idylle begeisterte und zu der Uebersetzung des Virgil'schen Landbaues,

*) Das Fürstenthum Lübeck, in welchem Eutin die Hauptstadt, umfaßt eine Stunde von 10 Quadratmeilen mit 22000 Einwohnern und gehört seit 1802 dem Großherzoge von Oldenburg. Die Natur ist hier Kunst geworden, wenigstens wüßte ich keine Strecke in Deutschland, wo sie mit so viel Anmuth für die Form gewirkt hat. Außer den Beamten trifft man hier nur Ackerbau und Viehzucht, aber im edelsten Style, und man hat gewiß Recht, Eutin (von eut und in: aus und ein, eine Bezeichnung des kleinen Umfanges) das Arcadien Deutschlands zu heißen.

denn Stadt und Ländchen ist in der That nur eine „Georgica.“ Voß war Rector in Eutin, das er erst 1802 mit Jena vertauschte; Stollberg war Präsident der fürstbischöflichen Regierung daselbst. Noch bevor Voß noch Jena übersiedelte, siedelte Stollberg zur römisch-katholischen Kirche über, ein Schritt, zu welchem das heitere, klare und protestantische Eutin gewiß keine Veranlassnng gab. In der Nähe von Eutin, in dem Dorfe Nüchel, wurde Hirschfeld geboren, und ich bin der Meinung, daß die pittoresken Umgebungen keinen geringen Antheil an seiner „Theorie der Gartenkunst" haben. Hirschfeld war ein moderner Virgil, und der Erste, der dem Landbau in der Aesthetik und in der Kunstgeschichte einen Platz verschaffte. — Segeberg und Oldeslohe (letzteres mit der einzigen Saline des Königreichs) liegen in der partie honteuse Holsteins. Den Sandrücken dieses Landes wird man nur theilweise auf der Chaussee von Hamburg nach Kiel kennen lernen, Abstecher nach rechts und links sind keinem anzurathen; denn die Industrie, die hier allein Abwechselungen bieten könnte, fehlt zur Zeit noch, aber Holstein ist ein glückliches Land, der Ueberfluß der Nord- und Ostseedistricte reicht auch für die Armuth aus. Wenn indeß Weber keinen Bettler in Holstein antraf, so hat er doch wohl nicht die Straße von Hamburg nach Lübeck befahren. Wo der Sand und der „Knüppeldamm" den

Weg hemmen, benutzen Schaaren solcher Gäste die Verzögerung, um die Reisenden zu belästigen. Man zieht ganze Strecken lang neben dem Wagen her und bettelt und unternimmt die halsbrechendsten Kunststücke im weichen Sande, oder auf den gefahrvollen Steinmassen der Straße für einen Sechsling.

Glückstadt an der Elbe ist Festung und Sitz des holsteinschen Obergerichts, das bis auf die neuste Zeit die höchste Instanz für das Herzogthum war. Jetzt aber hört man schon von einem hohen Adel hinsichts des höchsten Gerichts in Kiel, es vermehre nur die Kosten, insonderheit in Criminalsachen, wo die Atzung, die der Gemeinde zur Last falle, dadurch vermehrt werde, daß die Advocaten stets appellirten und das Endurtheil in die Länge zögen. Da würde freilich eine Instanz noch besser sein, will man nicht bedenken, daß Reformen zunächst nur mit dem moralischen Maßstab gemessen werden sollen. Glückstadt verdient seinen Namen mit Unrecht; denn die Moräste, in denen es steckt, sind nicht so bedeutend, daß sie die jungfräuliche Ehre der Festung retten konnten, deren Wälle denn jetzt auch in Spaziergänge und Promenaden umgelegt sind, und für die Gesundheit sind diese Moräste in keiner Weise ein Glück. Ihretwegen fehlt es Glückstadt sogar an Trinkwasser. Hafen und Handel sind jetzt so ziemlich von Altona,

das auch Glückstadt allzunah und vielleicht näher ist, als Hamburg, verschlungen worden.

Jedes noch so kleine deutsche Ländchen hat eine Residenz und ein Schilda. Das holsteinsche Schilda ist Bysum. — Bramstädt ist Gesundbrunnen, aber wahrlich der traurigste in Deutschland, und noch trauriger, als Oldeslohe, wo die Hamburger ihr Geld verspielen, ohne die Gesundheit zu gewinnen. — Itzehoe ist nicht nur durch den „langen Peter von Itzehoe," sondern auch durch den Buchhändler Müller daselbst und seinen „Siegfried von Lindenberg" bekannt geworden. —

Außer in Preetz giebt es in Itzehoe und Uetersen adelige Fräuleinstifter, ein Beweis, daß der holsteinsche Adel auch die Reformation in seinem Interesse benutzte, und nur in seinem Interesse, denn wenn auch nicht zu erweisen ist, daß er die Leibeigenschaft aus ihr herleitete, so ist doch zu erweisen, daß er die Freiheit und Humanität hinsichts seiner Bauern nicht aus ihr herleitete, sintemal die holsteinsche Leibeigenschaft mit der Reformation gewissermaßen beginnt. Nur ein Ranzau ließ seine Leibeigenen vor der Zeit frei und bewies dadurch, daß er den Geist der Reformation noch besser begriffen habe, als sein Vorfahr: Johann von Ranzau, der Luther in Worms hörte und die Form der Refor-

mation, d. h. die protestantische Kirche, in Holstein begründen half.

Das Herzogthum Lauenburg ist der andere Theil, den der König von Dänemark am deutschen Bunde hat. Auf 22 Quadratmeilen leben hier ungefähr 36000 Menschen von Ackerbau und Viehzucht und nebenbei von Fracht und Schiffsverkehr. In ersterer Hinsicht steht zwar Lauenburg Mecklenburg und Holstein, die seine Grenzen mit bilden helfen, nach, aber der Boden ist nichts destoweniger in den Marschgegenden der Elbe fruchtbar, und es gibt hier Holländereien, die den mecklenburgischen nicht nachstehen, wenn auch holsteinsches Rindvieh nicht erreicht wird und holsteinsche *Milch*kammern*) in Lauenburg so wenig, wie sonst irgendwo — selbst nicht in der Schweiz — ihresgleichen finden. Dafür aber hatte Lauenburg wenigstens einen Schatten einer Repräsentativverfassung in zweiundzwanzig Gutsbesitzern und den drei Städten des Herzogthums, als die Interessen Holsteins nur noch von der Ritterschaft repräsentirt wurden. Viel war freilich nicht an dieser Vertretung, denn die freien Bauern, denen zwei Drit-

*) So nennt man jene weitläuftigen und kühlen Säle der Ritter- und Bauergüter, in welchen die Milch aufbewahrt wird. Und welche Milch! gewiß Holstein ist ein Land von Milch, wenn auch nicht durchweg von Honig.

theile des Landes gehören, wurden gar nicht vertreten, und die Gutsherren haben hier eben so wenig, wie in Holstein die Ritterschaft, deutsche und Landesinteressen berücksichtigt, sondern nur sich; aber wo nur ein Strahl von Recht in die Nacht der Willkür fällt, kann man doch dann und wann im Fortschritt des Jahrhunderts lesen. Die lauenburg'schen Landstände hatten wenigstens Verpflichtungen gegen das Land, die man nicht immer ohne Anstand umgehen konnte. Das Herzogthum Lauenburg kam bekanntlich mittelbar durch den Kieler Frieden, der am 14. Januar 1814 zwischen Dänemark und Schweden wegen der Abtretung Norwegens geschlossen wurde, einen Friedensschluß, aus dem man sich später doch nicht friedlich herausfinden konnte, an Dänemark. Statt des schwedischen Pommerns, das Dänemark zur Entschädigung wegen Norwegens nebst einer Summe von 600,000 Bankthalern in jenem Frieden von Schweden überlassen war, wogegen man aber später schwedischer Seits einwandte, Norwegen habe sich nicht freiwillig unterworfen, erhielt nämlich jenes Königreich von Preußen Lauenburg und die stipulirte Summe, und Preußen dagegen das ehemalige schwedische Pommern. Ich führe diese Ausgleichung nur deshalb an, um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß in Lauenburg noch weniger dänische, oder auch nur holsteinsche Sympathien angetroffen werden, als in dem

ehemaligen schwedischen Pommern preußische. Man ist hier nämlich durch und durch hannöversch gesinnt, ich sage ausdrücklich hannöversch, denn wer in Hannover gewesen ist, wird wissen, was hannöversche Sympathien sagen wollen. Zwischen diesem Lande und Deutschland wird nämlich noch auf lange Zeit die Nordsee liegen; es gibt keinen Staat in unserm Vaterlande, wo eine sorgfältigere Absperrung gegen eine deutsche Richtung stattfände, als dort, eine Regel, die in diesem Augenblick durch die deutschen Tendenzen der „hannöverschen Zeitung," die zum Unglück keine hannöverschen aussprechen darf, eine Ausnahme erleidet, die aber auch hinsichts Lauenburg besteht. Auch Lauenburg ist, wie Hannover, ein Land des Adels, und wenn es, seit der dänischen Einrichtung, auch kein Land der Beamten ist, so können diese doch noch immer nicht die schönen Tage der hannöverschen Besoldung und jener Fettweide vergessen, auf welcher sich die hannöverschen Landdrosten und Ober= und Unteramtmänner selbst in der Lüneburger Haide ergehen. Somit ist man an Dänemark nur vertragsmäßig gebunden und an Deutschland gar nicht, wie man denn zugeben muß, daß unser Adel überhaupt sehr gut ohne Deutschland fertig wird, wenn seine Güter zu seinem Bedarf ausreichen und seine Ahnen alt genug sind, daß er sich Anstandes halber schon von der allgemeinen Richtung separiren muß.

Bei dem hannöverschen und lauenburgschen Adel ist das aber durchgehends der Fall, und eine Reaction gegen dänische Tendenzen wird hier auch nicht angeregt, wie in Holstein, das allerdings dänischen Einflüssen näher liegt, als das von deutschen Elementen arrondirte Lauenburg. Mit einem Worte, Lauenburg ist, trotz seiner freien Bauern und trotz der Elbe, Steckenitz und Wakenitz, die Handel und Schifffahrt begünstigen, ein im feudalen Princip gebanntes Land. Auf einem Umfange von 22 Quadratmeilen gibt es nicht weniger als 22 Rittergüter, und nicht nur 22 Rittergüter, sondern auch 22 adelige Gerichte. Vier königliche Aemter richten diejenigen, welche den Patronaten nicht unterworfen sind. Dadurch kann man sich denn auch die geringe Einwohnerzahl des Herzogthums leicht erklären, die selbst das mecklenburgsche Verhältniß noch übersteigt; denn wo der Adel so viel Raum umfaßt, kann sich das Volk nicht bequem ausdehnen. Industrie und Cultur des Jahrhunderts vermißt man auch hier; ja selbst die Cultur des Bodens könnte in mancher Hinsicht noch mehr gehoben werden, wäre der Adel nicht so vortrefflich fundirt. Was von Holstein im Allgemeinen behauptet werden kann, Gott habe für die Menschen besser gesorgt, als sie selbst für sich, das kann man, hinsichts Lauenburg, dahin modificiren: Gott hat für den Adel besser gesorgt, als dieser selbst für sich; denn man wird ein-

gestehen müssen, daß der lauenburgsche Adel — bis auf wenige Ausnahmen — nicht geistreicher ist, als der hannöversche, und Forstkundige wollen sogar behaupten, wenn der lauenburgsche Adel die Forstwirthschaft der Stammbäume auch aus dem Grunde verstehe und in dieser Hinsicht Ueberfluß an Holz gewähre, so könne er doch hinsichts der wirklichen Forstwirthschaft — die überhaupt in den deutschen Provinzen des Königreichs sehr danieder liege — noch nach ganz andern Grundsätzen verfahren. „Aber" — werden die Lauenburger mich ergänzen — „die Forstwirthschaft macht es nicht allein, wir haben adeliges Holz, königliches Holz, (denn der Sachsenwald gehört der Krone) aber wir haben kein bürgerliches, kein bäuerliches Holz." Freilich ist das schlimm, doch mag man sich damit trösten, daß wir in einer Zeit leben, wo es heißt: „Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen," und dieser Rath ist nur für Bürger und Bauer, der Adel, der sich nie selbst half, sondern dem nur dadurch geholfen wurde, daß die Anderen sich nicht halfen, wird sich auch jetzt nicht helfen. Er lebt noch heute nach dem alten Gesetz: „Hilf dir nicht selbst und Gott wird dir helfen." Er ist auch zu tugendhaft, um sich mit Gott zu identificiren, er ist zu christlich, um nicht an Wunder zu glauben (z. B. daß Christus Tausende mit einem Brode speist, weshalb er sich also nicht um die Hungrigen zu kümmern braucht, und

weshalb also tausend Hungrige immer noch genug haben an tausend Broden, auch ohne Wunder) und daran, daß ohne Gottes Wunder kein Sperling vom Dache fällt, geschweige denn ein millionenschwerer Edelmann. Und ist er auch nicht zn tugendhaft, um sich mit Gott zn identificiren, so ist er doch zu adelig dazu; — seine Ahnentafel mag noch so weit zurückgeführt werden können, bis zu Gott sie zurückzuführen, wird er sich wohl hüten, denn da hört bekanntlich selbst der hannöversche und lauenburgsche Adel auf. Kurz und gut, mit dem deutschen Adel sieht es trostlos aus, und ich glaube, auch das Holz in Lauenburg wird noch einmal bürgerlich werden, und nm so eher, weil hier dereinst nur adelige Eichen und Buchen zu fällen sind, sollen die Waldungen ausgerodet werden zum Besten der neuen Saat. Um aber der Wahrheit nicht zu nahe zu treten, muß erwähnt werden, daß Johann Hartwig Ernst Graf von Bernstorff, der nach jenem Grafen Ranzau zuerst im Jahre 1713 seine Leibeigenen freigab, lauenburgschen Ursprungs war. Wenn jener vortreffliche Staatsmann, der sich in seiner Stellung als dänischer Staatsminister überhaupt um dieses Königreich die größten Verdienste erwarb, zu einer Zeit so verfuhr, wo ein Standesgenosse von seinen Bauern urtheilte: j'observe mes villageois, ce sont des boeufs, qui labourent, puis vont à la messe et au cabaret et

s'en retournent à leurs étables, so mag ihm dieser Schritt gegen das adelige Vorurtheil zwar um so höher angerechnet werden, doch nicht in dem Maße, daß der lauenburgsche Adel durch Bernstorff nun ein für alle Mal mit der Humanität und dem Jahrhundert abgefunden wäre. Man wird hier zwar nicht mehr in jenem Ochsenstyle von den Bauern sprechen, aber die Freiheit dieser Bauern hat man doch auch nur im juristischen Style begriffen. Von dem Adel ist auch hier noch sehr wenig für Volksbildung gethan; was in dieser Hinsicht gefördert wurde, ging von der dänischen Regierung aus, die allerdings in Betreff des Unterrichts auch in den Herzogthümern die schönsten Resultate veranlaßt hat, so daß man hier unter hundert von zwölf bis vierzehn Jahren kaum einen findet, der nicht schreiben und lesen kann, ein Ergebniß, das jedoch auch theilweise an dem glücklichen Wohlstand liegt, der den Leuten Raum und Zeit gibt, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen, als ausschließlich damit, daß sie nicht Hungers sterben. Auch der Wohlstand hat in den deutschen Provinzen die Uebervölkerung verhindert, wie es denn gewiß ist, daß dieses Präservativ weit wirksamer ist, als die Rathschläge von Malthus. Die Armuth, die aller Lebensfreuden beraubt ist, wird sich am wenigsten das einzige Vergnügen, welches ihr von der Gesellschaft nicht genommen werden kann, ich meine das Vergnügen, Kinder

in die Welt zu setzen, für die der Staat am Ende doch die Fürsorge übernehmen muß, entziehen lassen. Nur für den Wohlstand kann dieses Vergnügen am Ende eine Last werden, und die Bauern der Herzogthümer sehen sich deshalb vor, daß sie nicht durch eine unverhältnißmäßige Bevölkerung das Erbe zersplittern.

Lauenburg ist vielleicht, außer Bernstorffs, auch das Vaterland eines zweiten berühmten Mannes, der, wenn nicht Leibeigene, doch gewiß viele Seeleneigene durch seinen Humor emancipirte. Till Eulenspiegel soll nach Einigen in dem lauenburgschen Dorfe Pampau geboren sein. Daß er aber in Mölln starb und begraben wurde, dagegen wenden Geschichte und Sage kaum etwas ein, wenn auch die Gelehrten behaupten, es habe gar keinen Eulenspiegel gegeben, sondern nur einen gelehrten Mann, Thomas Murner, der das Buch von Eulenspiegel geschrieben, oder zusammengestellt, oder übersetzt. Wäre dem so, so müßte man zugeben, daß, so viele Eulenspiegelstreiche auch die Gelehrten gemacht haben, keiner darunter ist, der, wie dieser, das Volk befriedigt und erfreut hätte. Den Grabstein Eulenspiegels an der Kirchen-Mauer zu Mölln mit Eule und Spiegel, den man als historischen Beweis für den Schalk angeführt hat, fand ich nicht mehr, aber ein altes Mütterchen zeigte mir den Platz, wo er einst gestanden, und auch den der Linde, die ihre Zweige über

das Grab ausbreitete und in die jeder Handwerksbursche einen Nagel schlug zum Gedächtniß des lustigen Abentheurers. Das Grab Eulenspiegels mochte die einzige lustige und Lichtseite von Mölln sein, denn ich entsinne mich nicht, in Holstein und Lauenburg einen düsterern und langweiligern Fleck angetroffen zu haben, als Mölln, das tief im Grunde schwarze Häuser in einem schwarzen See spiegelt.

Außer Mölln giebt es nur zwei Städte in Lauenburg, nämlich **Ratzeburg**, das schon bei Mecklenburg-Strelitz besprochen wurde, und **Lauenburg**. Das letztere ist durch den Steckenitz-Canal, der hier in die Elbe mündet, durch seinen Speditionshandel, und den Elbzoll, der jährlich über 50,000 Thlr. beträgt, bekannt.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Die freien Hansestädte. — Allgemeines. — Lübeck. — Lage. — Gebäude: die Marienkirche, der Dom, das Rathhaus. — Der Senat. — Die bürgerlichen Collegien. — Justizwesen. — Die Procuratoren am Niedergericht. — Das Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands. — Umgebungen. — Gesellschaftliche Zustände. — Adel und Juden in Lübeck. — Mundart der Lübecker und Charakterisirung danach. — Seitenblicke auf Hamburg und Bremen hinsichts der Mundart. — Handel. — Travemünde.

Weber nennt die freien Hansestädte „noch heute europäische und keine deutschen Städte." Wenn Einer meiner bremischen Gegner, der da behauptete: „Bremen repräsentire Deutschland gegen die Seemächte," das gelesen hätte, er würde ganz anders gesprochen haben. Ich halte dafür, daß die freien Hansestädte allerdings nur in sehr beschränkter Hinsicht deutsche Städte sind, nämlich nur hinsichts ihres Hasses gegen Napoleon, der die Continentalsperre einführte, und hinsichts ihres oberdeutschen Handels; aber europäische Städte sind sie gewiß eben so beschränkt. Von Lübeck kann hier nicht einmal in Betreff seiner mercantilen Verbindungen die Rede sein, aber auch Hamburg und Bremen haben doch nur europäische Handelsfirmen aufzuweisen. Eine

europäische Stadt müßte ein europäisches Gleichgewicht in die politische Wage legen können, etwa jene Tendenzen und Resultate der alten Hansa, die doch kein festerer Bund war, als ein Handelsbund, ein Bund ohne inneres Moment, ohne Geist und Begeisterung, der nur zufällig einen Mittelpunkt in jenen mercantilen Interessen fand, die hier zusammenflossen, und der diesen Mittelpunkt sofort verlor, als eben diese Interessen in eine andere Richtung abflossen. Doch wir wollen die deutsche und europäische Bedeutsamkeit der Hansestädte auf sich beruhen lassen, es ist ohnedieß schwer mit ihnen auszukommen, wenn man sich nur um die bremische, die hamburgische und lübeckische Bedeutsamkeit kümmern will, wie es hier doch geschehen muß. Die Hanseaten sind nämlich, auch ohne Europa und Deutschland, die besten Patrioten. Als die Schlacht bei Leipzig geschlagen worden war und die Franzosen Bremen freiwillig geräumt hatten, schlug man sofort auf dem Domhofe zu Bremen einen französischen Officier, der sich verspätet hatte, beinahe todt, und jetzt noch, nach fünf und zwanzig Jahren, hat man einem Franzosen, der nicht illuminiren wollte zur silbernen Jubelfeier der Leipziger Schlacht, die Fenster eingeworfen. Ich weiß wohl, solche Vorfälle können sich auch anderswo ereignen, aber es ist ein Unglück, daß sie gerade in einer Hansestadt vorkommen. Man wird nun wieder sagen, die Bremer

seien auch mit ihrem Patriotismus fünf und zwanzig Jahre zurück und Herr **Dr.** Vaget schreibe in seinem „Patrioten" nur deshalb so thatkräftig gegen den „Corsen," weil zwischen diesem und Bremen der Ocean und das Grab nnd sogar ein großes Stück Weltgeschichte liege, das man solcherweise am besten umgehen könne, und nicht nur ein großes Stück Weltgeschichte, sondern auch mehrere Bürgermeister und Senatoren, die man in dem „Patrioten" so wenig besprechen dürfe, wie man einst Napoleon habe darin besprechen dürfen, als noch **Monsieur le Comte d'Arberg** Präfect des Weserdepartements war.

Der Patriotismus der Hansestädte ist nicht nur Napoleon, sondern auch mir übel bekommen. Nachdem man meine „Skizzen aus den Hansestädten" gelesen hatte, sandte man mir aus Hamburg unfrankirt ein Paket „Freischütz," „Beobachter" und „Neuigkeitsträger," aus Bremen die „Bremischen Blätter" und aus Lübeck zwar Nichts, aber ein Lübecker Kaufmann versicherte mich in der Citadelle von Antwerpen, auf der Bastion Montebello, daß auch die „Lübeckischen Blätter" mich stark mit Patriotismus beschossen hätten. Und doch hatte ich in Lübeck nur das Straßenpflaster und den Nepotismus gerügt, und in Hamburg nur die Journalistik und die großen Füße, und auch diese nur bedingungsweise, sonst aber alle Menschen, ja selbst die

Senatoren in ihren Rechten und Gewohnheiten gelassen. Man wird einsehen, daß der Patriotismus der Hansestädte ein wahrer Vielfraß ist; während sich die Bremer beschwerten, ich hätte sie auf Kosten der Lübecker und Hamburger geschmähet, beschwerten sich die Hamburger und Lübecker, ich hätte sie nicht genug auf Kosten der Bremer gelobt. Muß mir nicht Angst sein, von Neuem Hand an die Hansestädte zu legen, an sie, deren Straßenpflaster eben so empfindlich ist, wie die Hühneraugen, die daran zu leiden haben? Ja, meine Hühneraugen sind toleranter, als die Steine in Lübeck, als der lange Roland in Bremen, als der „Freischütz" in Hamburg. Nichts destoweniger muß ich mir Gewalt *anthun*. Die freien Hansestädte — mag es mit ihrer deutschen und europäischen Bedeutsamkeit stehen wie es will, mögen sie „Deutschland gegen die Seemächte repräsentiren*)," oder nicht — gehören zum deutschen Bunde; und als der Bürgermeister Smidt in Angelegenheiten des mitteldeutschen Zollverbands Bremen in Cassel repräsentirte, hatte er einen eben so grünen Jäger hinter seiner Equipage stehen, wie die andern deutschen Gesandten auch; als aber der Bürgermeister Gröning Georg IV. bei höchstdessen Anwesenheit in Hannover im

*) Wären sie nur nicht die einzigen, die Deutschland gegen die Seemächte repräsentiren.

Namen Bremens becomplimentirte, wurde er sogar vor dem oldenburgschen Gesandten zur Audienz gelassen, und erhielt, wie die anderen hanseatischen Gesandten auch, eine brillantenbesetzte Dose. Also auch in Rang, Etiquette und Würdigung fremder Mächte erfreuen sich die Hansestädte einiger Bedeutsamkeit, und im thurn- und taxischen Palais zu Frankfurt a. M. haben sie in der engeren Versammlung eine jede eine Viertel-Stimme, in der vollen aber sogar, wo die großen Mächte so viel Stimmen haben, daß man die Hansestädte mit ihrer Einviertel-Stimme gar nicht hören würde, hat man ihnen billig einer jeden eine ganze Stimme eingeräumt.

Man werfe mir nicht vor, ich habe es gleich von vorneherein wieder auf das Ridicule der Hansestädte abgesehen. Die Hansestädte sind mir sehr werth, und zum Glück so wichtig, daß keine Macht unter denen, die in der vollen Bundesversammlung mit vier Stimmen concurriren, sie der andern gönnt, daß selbst England für ihre Selbstständigkeit besorgt ist. Ich sage, die Hansestädte sind mir sehr werth, denn hier sitzt die Freiheit doch nur staargeblendet, aber nicht unheilbar, hier kann der Senat freilich thun, was er will, aber der Bürger auch, hier gilt persönliche Freiheit noch, hier kann noch Einer durch sich selbst zwar nicht Senator und Bürgermeister, Actuar und Gerichtssecretair — denn diese Aemter sind im Ganzen erblich und auch gar nicht so

uneinträglich, wie Weber behauptet — aber doch ein Mann werden, der sich um keinen Bürgermeister und Senator in der Welt zu kümmern braucht. Mit einem Worte, die Persönlichkeit ist hier sehr ungenirt, und das ist schon viel in unserer Zeit. Wenn mir aber die Hansestädte werth sind, so sind es doch nicht alle Einzelnen, die sich mit ihnen identificiren, nicht alle Wichtigthuereien mit Krähwinkeleien, nicht alle große Redensarten über Bürgersinn und Bürgertugend, nicht alle kleinen Thaten, die man für Bürgersinn und Bürgertugend ausgeben möchte, insonderheit aber ist mir nicht werth jene Beschränktheit, die da glaubt, man müsse eine Stadt mit allen ihren Schattenseiten gelten lassen, weil sie doch existire und sich des Lebens freue, man dürfe eben der glücklichen Existenz des Ganzen wegen auch nicht die unglückliche Existenz der einzelnen Theile berühren, jene Beschränktheit, die sogar so weit geht, daß sie den Tadel der Einzelnen als ein dem Ganzen wiederfahrenes Unrecht ansieht und dadurch alle Einzelschwächen und Einzelmißbräuche in Schutz nimmt. Gewiß ist die Masse in den Hansestädten eben so cultivirt und vorgeschritten, wie anderwärts, aber die Tonangeber, die hier am wenigsten vorkommen sollten, und beschränkte Verhältnisse haben Gewohnheiten veranlaßt, die füglich beseitigt werden können, ohne daß eine freie Hansestadt ihre Zukunft gefährdet sieht. Ich wollte nur bevorworten, daß

wenn sich hier ein Ridicule ergibt, es die Classen, die Verhältnisse, die Gewohnheiten trifft, aber nicht die Menschen im Ganzen und Großen. Wenn ein Bremer behauptete, „Deutschland werde durch Bremen gegen die Seemächte repräsentirt," so werden hundert Andere dazu lachen und der Meinung sein, daß die bremischen Handlungshäuser eben nur sich und ihren Vortheil gegen die Seemächte repräsentiren und gewiß an Deutschland nur dann und wann bei dieser Repräsentation durch die Auswanderer erinnert werden, denen man in allen Blättern den bremischen Hafen und die bremischen Schiffe empfiehlt. Aber jener Eine, der also sprach, hatte doch alle Wein= und Tabaksreisenden für seine Ansicht gewonnen, die nun aller Orten an der table d'hôte erklärten, ich sei ein Vaterlandsverräther; und ich bin überzeugt, nicht nur alle Wein= und Tabaksreisenden urtheilten also, sondern auch die Kaufmannschaft überhaupt, denn der Egoismus der Einzelnen identificirt sich gar zu gern mit dem Vaterlande. Wenn in einer freien Hansestadt dem Sohn eines Senators zu einer Sinecure geholfen werden soll, wozu er alle Anlagen, nur keinen Verstand besitzt, so heißt es gewöhnlich: dem Sohne widerfahre diese Ehre aus Erkenntlichkeit der Vaterstadt gegen seinen verstorbenen Vater, der sich um dieselbe sehr verdient gemacht habe. Ja, dieser, oder jener, der zum Senator erwählt wird,

macht auch wohl sogleich die Bedingung, daß er dieses onerose und nur im besten Falle einige tausend Thaler jährlich eintragende Amt nur dann übernehmen könne, wenn man auch für seine Kinder möglichst Sorge trage, und die Verdienste des Vaters in spe erwerben wiederum dem Sohne Brod. Man sieht, das Vaterland ist hier sehr geduldig, und somit sollte es auch geduldig sein, wenn man ihm seine Fehler vorhält, und sich bessern.

Ich beginne mit Lübeck. Es ist eine schöne alte Stadt an der Trave, welcher Fluß zwischen Gieselrau und Sarau in Holstein geboren wurde und nach kurzem kräftigen Lebenslauf in den Armen der Ostsee verschied. Was spreche ich aber im Imperfect, die Flüsse gleichen dem Phönix, der nicht alle Jahrhundert, sondern jede Secunde geboren wird und stirbt, und die Trave ist — wie ich schon anderswo sagte — wie jener treue Hund, sie wird noch einst das Grab ihres Herrn bewachen, den sie in der Wiege, im Jünglings=, im Mannesalter erblickte, an den sie sich jetzt, da er im Greisenalter auf sie herabsieht, noch inniger und traulicher anschmiegt, und bei dem sie ausharren will bis an das Ende seiner Tage. Sie ist ein kurzer, untersetzter Fluß und bei Lübeck so breit, daß man mit einem Stein hinüberwerfen kann, aber still und tief, wie die alte Hansa, deren Flotte sie einst auf ihrem Rücken schaukelte. Auch die

Hansa redete nicht viel, sie war demüthig und klug, wie alle Kaufleute; nur wenn es ihrem Herzen galt, dem Handel und Gelde, war die Hansa eine Löwin wenigstens, und kein Gänsebund, wie Waldemar glaubte, der einer Kriegserklärung der Hansa die Antwort ertheilte:

Säven und Säventig Hänse
Un säven und Säventig Gänse
Bieten mi nit de Gänse
Frag ick nit een Snar de Hänse."

Und die Gänse schlugen am Marien-Magdalenentage die Schlacht bei Bornhövd, wo die Heilige allerdings den Dänen die Sonne ins Gesicht scheinen ließ, und Waldemar und Dänemark mußten die Macht der Hansa, die sich des ganzen dänischen Handels bemächtigte, anerkennen. Man versprach nun wiederholt „to hope to bliben"*), aber der letzte Hansetag im Jahre 1630 ist nur durch die feierliche Lossagung der einzelnen Städte vom Bunde merkwürdig. Bis auf Hamburg, Bremen und Lübeck, die die Form aufrecht erhielten und die Erinnerung, versank die Hansa in die Sturmfluthen der Geschichte.

Ich sagte, Lübeck sei eine schöne alte Stadt, und anderwärts bereits, sie sei so schön, wie der alte Lear.

---

*) Zusammen zu bleiben.

Söhne und Töchter machte sie groß und mächtig, und nun schaut sie stolzen Hauptes, aber tiefgefurchter bedenklicher Stirn, die silbergrauen Locken der Thürme wild emporstarrend, in die Gegenwart hinein. Wahnsinnig kann Lübeck nicht werden, weil Kaufleute höchstens Verstand, aber kein Herz zu verlieren haben; indeß es fürchtet jetzt nur noch Kiel und die holsteinschen Interessen, in jeder anderen Hinsicht ist diese Stadt resignirt, und das ist eben das Traurigste. Von der ganzen alten Herrlichkeit ist nichts übrig geblieben, als Kaufleute, 70—80 Schiffe, zwei Assecuranzgesellschaften, eine Börse, kurz ein mäßiger Handel. Man könnte wiederum der Meinung sein, ich wollte Lübeck sein jetziges Loos zum Vorwurf machen; ich beweine es nur, wie man jede große Vergangenheit, im Anblick auf eine kärgliche Gegenwart, beweinen muß. Damit ist nicht gesagt, daß es anders kommen konnte, aber die rauhe Nothwendigkeit, das unbeugsame Fatum der Geschichte ist nicht minder beklagenswerth.

Die Kirchen Lübecks sind fast die einzigen Denkmäler der alten Pracht und Hoheit dieser Stadt. Auffallend und charakteristisch ist der Unterschied zwischen der gothischen Bauart hier und der des Südens. Fest und kräftig, schlank und einförmig erhaben steigen die Kirchthürme der freien Hansestadt empor, sie sind ohne jene Verzierungen, ohne jene bunten Schnitzeleien, ohne

jene sinnreiche und lustige Anmuth, mit welcher allenthalben fast im Süden die Kirchen durchwebt sind. Wie das Leben: kräftig, derb, stolz, einfach und ernst gestalteten sich hier auch die Kirchen, während man den Münstern im Süden die Fröhlichkeit und Lust derer ansieht, die sie schufen. Aus jeder Fuge lacht uns dort das Wohlgefallen des Meisters an seinem Werke entgegen, in den Lübecker Kirchen aber erblicken wir nur den strengen ascetischen Ernst des Erbauers, die Kirchthürme blicken gläubig und ergeben zum Himmel empor, höchstens erwartungsvoll, ganz wie die alten Patricierbilder, die am Fuße des Kreuzes knieen, zu dem Gekreuzigten emporschauen. Die Kirchthürme im Süden sind heiter, vertrauungs- und hoffnungsvoll, eine Himmelsleiter gleichsam, auf welcher die Phantasie des Baumeisters empor- und herniederstieg, wie die Engel im Traume des Erzvaters. So ist auch das Gewand der Lübecker Marienkirche nur ein klösterliches Gewand; sie ist aus Backsteinen erbaut; aber nichtsdestoweniger mag sie jeden Vergleich mit anderen Domen aushalten, wie ihr denn Kunstverständige selbst den fünften Rang nach Wien, Cöln, Freiburg und Ulm einräumen, will man den Straßburger Münster nicht in Betracht ziehen. Das Mittelgewölbe dieser Kirche ragt mit seinen Fenstern hehr und stolz über die Seitengänge hervor, die die Kreuzesform vollenden helfen, und ihren westlichen

Theil begränzen zwei schlanke riesige Thürme, die eben wegen ihrer Einfachheit weit protestantischer anzusehen sind, als die Michaeliskirche in Hamburg, vielleicht die einzige ursprüngliche Kirche des Protestantismus in Deutschland, die von Geschmack und Erhabenheit zeugt. Glücklicherweise hat sich derselbe sonst nicht in die katholische Mannigfaltigkeit der Marienkirche eingemischt, man übernahm sie ohne Veränderung und verfuhr nicht mit ihr, wie die Türken mit der Sophienkirche in Constantinopel, die hier türkische Embleme über die byzantinische Pracht klekſten, und wie die Reformation sonst mit dem Katholicismus; die Marienkirche nahm alle Kunst einer frommen Zeit mit hinüber in den *lichten* und schwülen protestantischen Mittag. Gemälde von Holbein, Altdorfer, Perugino, van Dyk, Williges und Overbeck finden sich hier, aber der Einzug Christi in Jerusalem des Letzteren, der so vielbesprochen und hochgepriesen, hat doch nicht jenen kräftigen und grandiosen und vor allen Dingen gesunden Heiligencharakter, mit dem die italienischen Meister Kennern und Massen imponirten, sondern vielmehr jene süßliche und buntfarbene Sentimentalität eines frommen Proselyten: Aus dem Bilde spricht nur der religöse Glaube eines Einzelnen, nicht der der Zeit, nicht das überwältigende Moment der alleinseeligmachenden Kirche. Unzählige Details und selbst Familienerinnerungen und

Portraits schwächen das Hauptmotiv noch mehr. Man nennt Overbeck in Rom den Raphael Lübecks, ein Lob, welches selbst von der strengsten Kritik zugegeben werden wird.

Nächst der Marienkirche, die der Frühzeit des von Graf Adolph II. von Holstein gegründeten Lübeck angehört, denn es geschieht ihrer bereits im Jahre 1164 Erwähnung, ist der Dom bemerkenswerth. Bischof Gerold von Lübeck und Heinrich der Löwe erbauten ihn im Jahre 1170, und die Prachtliebe des Bisthums schmückte ihn in mannigfacher Weise, Albert von Crumedyk sogar mit dem Bilde seiner Beischläferin, die nach ihrem Tode allerdings bereit sein mochte, eine büßende Magdalena vorzustellen, als welche sie hier eingeführt wurde. Daß Lucas von Leyden, oder Holbein nicht der Maler der in der Graveradencapelle dieser Kirche aufbewahrten Leidensgeschichte ist, wird durch die Jahreszahl 1471 ziemlich wahrscheinlich: beide Maler wurden erst später geboren; aber nichts destoweniger ist dieses Bild ein vorzügliches altdeutscher Schule.

Nächst den Kirchen ist das Rathhaus wenigstens ansehenswerth. Es ist groß und weitläuftig, gothischen Ursprungs und mit Anhängseln der Neuzeit, die an Canzeleien und Registraturen Ueberfluß hat, versehen. Der Hansa genügte ein kleinerer Raum zur Berathung,

sie hatte einen Theil der Welt zum Raum für ihre Thaten. Kurz das Lübecker Rathhaus — wie es jetzt ist — scheint mir zu groß für die freie Hansestadt. Müßte ich nicht befürchten, daß irgend ein Patriot jeden Fußbreit Raum des Rathhauses als unumgänglich nothwendig in salutem reipublicae vertheidigte, ich möchte vielleicht darthun, daß man sich einschränken könnte. Sechszehn Senatoren und vier Bürgermeister könnten mit ihrer ganzen Magnificenz, mit aller ihrer Hoch- und Wohlweisheit und mit dem übrigen Zubehör in beschränkterem Kreise walten, wollte man sich nur entschließen, weniger Papier zu verschreiben und Regierung und insonderheit Gerichtswesen zu vereinfachen. In Lübeck ist noch bis auf den heutigen Tag das Amt eines Gerichtsactuarius ein beneidenswerthes Amt, weil es ohne Gehalt ist und bedeutende Sporteln einträgt. Solcher Sporteln wegen bedarf es solcher weitläuftigen Gebäude, denn solche Sporteln müssen verdient werden, und solches Verdienst kann nur durch viel Papier errungen werden. Kurz und gut, hinterlassen wir der Nachwelt keine Geschichte, so wird sie doch einen hinlänglichen Ueberfluß an Actenrepositorien von uns übernehmen, und erbt sie keine Thaten aus der Gegenwart, so wird sie doch große und geräumige Rathhäuser erlangen. Unser ganzes Leben geht in Papier auf, und Beamte, die einige Jahre lang in diesem Papier ge-

arbeitet haben, werden so dumm, daß ihnen die ganze Welt wie Papier vor Augen liegt, und die Menschen wie Buchstaben, Pandektenstellen, oder Zahlen. Die Beziehungen, die das, was sie zu leisten haben, etwa noch zu dem Leben haben könnte, verschwinden in diesem Ocean des Mechanismus, wie die letzten Berggipfel des Landes, wenn man in die See sticht; und fragt man diese Menschen nach einigen Jahren: warum hat Gott die Welt geschaffen? sie werden meinen: für die Staatsdiener und Canzeleipedelle. Ja, wir sind in der That auf dem besten Wege dahin, daß das Regieren und Schmieren noch einmal als Hauptsache betrachtet wird. Es geschah nicht in Lübeck, aber es geschah doch in einem deutschen Bundesstaate, daß ein junger noch nicht salarirter Beamte einmal eine Reform vorschlug, die die Controle und somit auch die Behörde und deshalb auch die Kosten vereinfachen könnte, und siehe da: die Räthe und Assessoren meinten freilich nicht in, aber doch sogleich nach aufgehobener Sitzung, solche thörichte Vorschläge würden das ganze Collegium ruiniren. Was nun die Verwaltung in den freien Hansestädten angeht, so ist sie freilich die am wenigsten kostspielige, denn hier betrachten die Bürger dahin bezügliche Aemter noch als eine Ehren- und nicht als eine Geldsache; Finanzräthe mit einem Gehalt gibt es in Lübeck, Bremen und Hamburg nicht, und Finanzräthe mit Schulden noch weniger,

denn man würde der Meinung sein, wer seinen eigenen Finanzen nicht zu rathen verstehe, dem zieme es *nicht*, sich auch nur des Titels eines öffentlichen Finanzraths zu bedienen; aber wenn hier auch das Regiert- und Verwaltwerden nur als eine Last betrachtet wird, die man dem ehrlichen Bürger so viel, wie möglich erleichtern müsse, so ist es doch noch nicht dahin gekommen, daß man nicht noch einige Sinecuren für gute Freunde und Angehörige offen hält, und jene Zeit, die Börne anrieth, jene Zeit, wo man in den Polizeistuben Caffe servirt und Unterhaltungsblätter umherreicht an ehrliche Leute, die sich die Pässe visiren lassen müssen, ist auch in den Hansestädten noch nicht eingetreten. Ich *will* darüber nicht eifern, aber ich meine doch, eine freie Hansestadt sollte nie Gerichtsactuare mit Sporteln ins Blaue hinein haben, sondern nur Gerichtsactuare mit einem mäßigen bürgerlichen und vernunftgemäßen Gehalt. Diese Meinung gilt der Sache und nicht der Person; denn was die letztere betrifft, so sind die lübeckschen Gerichtsactuare von jeher ehrenwerthe Beamte gewesen, und ihretwegen hätte ich die obige Ausstellung gewiß nicht zu machen brauchen, denn wenn sie wissen, dieselbe trifft sie nicht, so wissen sie auch, sie wird ihnen nichts schaden, sintemal es doch Alles beim Alten bleiben wird.

Das Lübecker Rathhaus ist aus verschiedenen Zeiten

zusammengesetzt, aber der Rath drinnen kann nur einzeitig sein, d. h. beschränkt in Raum und Zeit: er ist an das Weichbild der Stadt und die nächste Gegenwart verwiesen. Wenn diese Beschränkung nicht seine Schuld ist, sondern die der Geschichte, so ist es auch nicht meine Schuld, sondern gleichfalls die der Geschichte, daß ich das Lübecker Rathhaus wehmüthigen Blickes betrachten muß, wie eine gefallene Größe. Das schwarze gothische und erinnerungsreiche Hauptgebäude mit seinen vielen Thürmchen und seiner unregelmäßigen Kraft sticht seltsam ab von den bürgerlichen und zweckmäßigen Anhängseln der spätern Zeit, etwa wie die Hansa von einem soliden Handelshaus, wie der alte katholische staatskluge und gewaltige Bröms von einer neusten bürgermeisterlichen Magnificenz, wie ein Scepter von einer Canzeleifeder. In architektonischer Hinsicht ist von diesem Gebäude weniger zu erzählen; denn wenn es nach außen hin durch Straßen und Gebäude beschränkt ist, so ist es im Innern weitläuftig und auf den Bedarf eingerichtet. Der Hansasaal verfiel kurz nach der Hansa und die übrigen Säle und Zimmer mußten sich der Bequemlichkeit und den Bedürfnissen der Neuzeit accommodiren.

Der Lübecker Senat ist Verwaltungs-, Vollziehungs- und Justizbehörde, eine Einrichtung, die zwar nicht complicirt und auf der anderen Seite bequem ist, die

aber doch in einer freien Stadt nicht vorkommen sollte. Wie wäre es, wenn die Regierung durchaus als Ehrensache betrachtet, und die Justiz, unabhängig von ihr, besoldet würde. Der Senat würde dadurch um so mehr an Reputation gewinnen, denn es müßten alle gehässige Nebenbeziehungen wegfallen, und die Justiz würde selbst den Schein der Willkür verlieren. Jener besteht in Lübeck aus vier Bürgermeistern auf Lebenszeit, mit dem ehrwürdigen Titel Magnificenz, aus sechszehn gelehrten und kaufmännischen Senatoren — jene mit dem Prädicat: Hoch=, diese mit dem Prädicat Wohlweisheit, — aus zwei Syndicis, die nur ein votum consultativum haben und in Bausch und Bogen „Ihre Magnificenzen" angeredet werden, und einem Protonotar, der einem mühsamen Amte, aber doch einer Sinecure vorsteht, denn auch diese Stelle ist mit bedeutenden Sporteln ausgerüstet.

Dem Senate stehen zwölf bürgerliche Collegien zur Seite, die die Bürgerschaft repräsentiren, und zwar in der Weise, daß jedes Colleg eine Stimme hat und die Mehrheit derselben den Willen der Bürgerschaft verkündet. Bei gleichen Stimmen gibt der Senat den Ausschlag. Machen die Collegien Vorschläge welche der Senat verwirft, so können sie dieselben erneuern. Dieselbe Befugniß steht dem Senat hinsichts der Collegien zu. Jeder Bürger, der Handel, oder Gewerbe treibt,

muß sich in eins dieser Collegien aufnehmen lassen. Die Leitung der Geschäfte in den einzelnen Collegien liegen „Aelterleuten" ob, und der Mittelpunkt und die Tendenz derselben erklärt sich aus den Namen, die sie führen, nämlich: „Schonen=," „Nowogorod=," „Berger=," „Stockholm=," „Rigaer=" Fahrer, „Kaufleute=Compagnie," „Gewandschneider=Verein," „Brauerzunft," „Schiffer=Gesellschaft," „Aemter=Verein," „Zirkel=Compagnie." Dieses letztere Colleg besteht nicht etwa aus Mathematikern und Geometern, sondern aus den patricischen Geschlechtern, und hat seine Bedeutung in neuester Zeit bis auf das Wappen: einen goldenen Zirkel, verloren, gleichwie die Häuser Limpurg und Frauenstein zu Frankfurt a. M. Wenn nun zwar diese Collegien das Recht der Initiative haben und durch die Uebersichtlichkeit, die ein jedes derselben betreffs seiner Interessen und Verhältnisse bekunden wird, eine Garantie fester und verständiger Richtung bieten, so wird man doch kaum übersehen dürfen, daß die getheilten Interessen und ein gewisser Kastengeist, der eben durch die speciellen Zwecke der Gesellschaft veranlaßt wird, häufig vor das Wohl der Republik treten. Man ist hier zu sehr nach Haus und Hof und Privatrücksichten neben einander gestellt, als daß man den eigentlichen bürgerlichen Höhepunkt stets vor Augen haben könnte.

Wenn ich bereits bemerkt habe, Administration und Justiz beruhen auf dem Senat, so muß ich hier noch ergänzen, daß dieser Zustand insofern eine Ausnahme erleidet, als die Procuratoren des Niedergerichts, dem Forum erster Instanz in allen die Stadt (nicht das Gebiet) betreffenden gerichtlichen Streitsachen eine Art richterlicher Behörde bilden, in deren Hände die Parthei die Sache zur „Urtheilsfindung" legen kann. Die Procuratoren entscheiden also eigentlich in den bedeutenderen Processen, und das Gericht erklärt dann in seinem Decrete, daß es nach vorhergegangener „Findung" des Urtheils also erkenne. Diese Einrichtung ist indeß weniger eine Reform, als ein gutes mittelalterliches Ueberbleibsel. Früher ließ nämlich der kaiserliche Voigt das Urtheil von den Bürgern finden, die in jener Zeit insgesammt wußten, was Rechtens. Da nun mit der Einführung des römischen Rechts das Volk in dieser Hinsicht dumm wurde, so übertrug man diese Prärogative den Procuratoren des Stadtgerichts, die nun freilich von der Regierung unabhängig sind, die aber dagegen auch alle gerichtlichen Verhandlungen ausschließlich leiten, denn nur durch diese sieben Herren können die Partheien hier vertreten werden, durch sie müssen alle von einem Anwalt, der nicht Procurator ist, in Rechtssachen verfaßte Schriften dem Niedergerichte übergeben werden. In den meisten Fällen — besonders in solchen,

wo nur ein mündliches Verfahren gestattet ist — erwachsen aus dieser Einrichtung um so größere Kosten, will man nicht einen Procurator zum bestimmten Proceß instruiren. Diese Procuratur ist gewissermaßen ein Mangel der Anwaltschaft beim Stadtgerichte.

Das Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands hat seinen Sitz in Lübeck. Es besteht aus einem Präsidenten, sechs Räthen und einem Secretair. In juristischer und moralischer Hinsicht mag nicht leicht ein deutscher Gerichtshof besser besetzt sein, aber Heise, der diesem Rechtscollegium präsidirt, lebt in den Reminiscenzen hannöverischer Bureaukratie. Wenn in den freien Hansestädten irgend etwas geeignet ist, die starren Gewohnheiten und das einförmige Einerlei des Tages zu lockern, so möchte es nur der Advokatenstand sein, der hier allerdings eine andere Stellung einnimmt, als in der Monarchie, hier, wo er zum größten Theil die höchste Behörde ergänzt, frei, unabhängig ist, und überdieß, da er meistens auch aus wissenschaftlicher Bildung besteht und nicht bloß aus Handwerksjurisprudenz, die Wissenschaft beinahe allein repräsentirt. Aber Herr Heise und das Oberappellationsgericht bemühen sich in jeder Weise, diesen Stand herabzuziehen und den Ton gegen ihn einzuführen, der überall in Hannover bei Aemtern, Stadtgerichten und Justizcanzeleien, wo die Advocaten in der demüthigsten Stellung verharren, ver-

nommen wird. Ich will damit nicht sagen, daß die strenge Controle, welche das O.=A.=Gericht über die Anwälte der freien Städte führt, nicht am Orte sei; aber in der Form könnte man geschliffener sein, man läßt es zu sehr merken, wie man nicht nur des Rechtes, sondern auch der Subordination wegen mit Strafen und Tadel verfährt, und um den Advocaten auch den letzten Schein von Selbstständigkeit und Autorität zu entziehen, verweigert man selbst den Doctoren der Rechte in letzter Instanz das Prädicat Herr, trotz des Rubrums der früheren Instanzen, das diese Bezeichnung enthält, und trotz des Gewohnheitrechtes. Dieser Umstand mag Vielen sehr gleichgültig, vielleicht sogar wie eine Gleichheit vorkommen, aber er ist nur ein Beweis von der Anmaßung der Bureaukratie, die den Beamten in jeder Hinsicht feststellen will, die durch die Entziehung des „Herrn" den Doctoren zeigen will, wer hier Herr sei. Genug, die kleinlichen Nergeleien des O.=A.=Gerichts in Lübeck sind dem republicanischen Geiste nicht angemessen, und wäre die Bürgerschaft stolz und frei, so trüge man in allen freien Städten darauf an, allen Bürgern, wie in Frankreich, das Prädikat „Herr" einzuräumen. Die Hoheit ist ja auch in ihren Händen, und der Senat würde sich in der That bloßstellen, wollte er den Herrn nur an das Amt geknüpft wissen, wie nach jenem alten Sprüchwort dies

allerdings mit dem Verstand der Fall sein soll. Wenn der „Herr" Rechtssache und Constitutionssache wäre, würde sich die Gleichheit, die doch eigentlich die Grundlage der Freiheit ist, fester stellen. Denn nirgends gibt es so viele Standesvorurtheile, wie in den freien Hansestädten, und die zwölf Collegien in Lübeck sind eben so viele Unterscheidungen von Ansehen und Einfluß.

Wenn die Lage der Stadt ohne Vorstädte ist und man sofort aus den grünen Environs in die gothischen Thore tritt, so gibt dieser Umstand dem alterthümlichen Charakter Lübeck's eine moderne Fassung, einen Rahmen, der lebendiger ist, als der Inhalt, denn man wird zugeben müssen, daß diese Stadt fast wie ein verwittertes Denkmal alter Majestät aussieht. Jetzt schlingt sich eine junge Natur um diese greisen Steinmassen, diese holprigen Straßen, wie Epheu und Moos um zerfallene Ruinen. Lübeck ist die Schwelle Holsteins, hier beginnen die anmuthigsten Parthien Wagriens, diese noch immer stolzen Steinmassen sind das gewaltige Thor, das zu jenem bunten Garten führt, der sich längs der Ostseeküste in mannigfachen Abwechselungen unter Seen, Hügeln, Wiesen und Feldern hinzieht. Gehölze und Gärten, die Travre, Steckenitz und Wacknitz und ein jetzt zu duftigen Spaziergängen eingerichteter Wall sind die nächsten Umgebungen, die sich steigern in Mannig-

faltigkeit und Ueberfluß, je weiter man das Holsteinthor Lübeck's im Rücken hat.

In Betreff der Lage muß man also Lübeck den Vorzug vor vielen anderen Städten des Nordens einräumen. Hier, wo Haide und Moos und Sand und Tannen Weidenbäume die langweiligste Physiognomie erzeugen, muß man schon zufrieden sein, wenn sich ein sinniger Blick der Natur darbietet, wenn nur Stoff zu einer Idylle aus dem Boden wächst: fettes Hornvieh, fette Milch, wohlbeleibige Menschen; denn der Hunger mag sich für jede Poesie eignen, zur Idylle bedarf es der Behaglichkeit und jener Gemüthsruhe, die durch den Ueberfluß eben so sehr erzeugt wird, wie durch Gottvertrauen. Aber wie in Betreff der Lage, so habe ich auch in Betreff der gesellschaftlichen Verhältnisse Lübeck bereits in meinen „Skizzen aus den Hansestädten" bedeutende Concessionen gemacht. Indeß man schien es übel zu deuten, daß ich nicht auch die Tugend dieser Stadt im Ganzen und Großen vertrat, daß ich der Meinung war, selbst jene strenge und despotische Moral der Altvorderen, die einst auf den Ehebruch Todesstrafe setzten, habe heitereren und zeitgemäßeren Lebensansichten Platz gegeben. Wenn ich damit so wenig behaupten wollte, daß eine besondere unmoralische Richtung sich in dieser Stadt manifestire, wie irgend wie, daß man hier nur freier und rücksichtsloser in dieser Hinsicht verfahre, als

in der tugendhaftesten Stadt Deutschlands, so habe ich mich um so mehr wundern müssen, daß man alle übrigen Concessionen und besonders die eines gewissen großstädtischen Airs und Mangels eigentlicher Kleinstädterei durch Angriffe und respective Vertheidigungen gegen meine Skizzen gleichsam widerlegt hat. Im Bewußtsein dieser Vorzüge würde man nämlich die Tugend der Stadt haben auf sich beruhen lassen, insonderheit aber würde man nicht mehr Vorzüge angesprochen haben, als man doch billigerweise ansprechen kann. Wie mich jener Lübecker auf der Bastion Montebello versicherte, sind nur die Damen in Lübeck mit meinem Urtheil zufrieden gewesen, die Männer aber hätten behauptet, jener O.-A.-Gerichtsrath hätte den Engel „Gabriel" in der Schöpfung weit besser gesungen, als ich zugestanden, auch seien sie nicht nur nebenher Musikverehrer und Freunde der Literatur und eigentlich Kaufleute, sondern im Geiste und in der Wahrheit. Genug, man sei der Meinung gewesen, wenn die Anmuth, die Conversation, die Poesie und die Begeisterung, ja selbst blonde Haare und blaue Augen den Lübeckerinnen zugestanden werden müßten, so seien doch auch die Männer nicht nur thätig, ehrlich, speculativ und zum Theil sehr wohlhabend, sondern auch — was ich im Allgemeinen geläugnet — „thatkräftige Geister, die die Augen des Volks zu richten verständen." Solches glaube

ich noch heute nicht, denn der Collaborator Overbeck — ein Mann, der das konnte — kriegte das hitzige Nervenfieber über Bestrebungen solcher Art, die Medisance kam über ihn; und wer ist in die Fußstapfen dieses feinen, rüstigen und im heiligsten Eifer erglühenden Geistes getreten? Zudem wird die Masse in Lübeck, wie überhaupt in dem plattdeutschen Norden, nicht leicht geistig berührt. Hier sind Reineke der Fuchs und Till Eulenspiegel erstanden, lustige und naturkräftige Bücher, die aber das Volk im Leben nicht durchbilden konnten, sondern nur Bedürfniß und Erzeugniß seiner Anschauungsweise waren und blieben. Außer diesen im Wesen wie in der Form plattdeutschen Dichtungen findet man hier nirgends nationale Elemente der Literatur, sondern vielmehr einen bedeutenden Indifferentismus der Masse gegen jede geistige Richtung, sie sei welcher Art sie wolle. Der Abfall der hamburgischen Presse, Freischütz, Beobachter und Erzähler unterhält die niedere Classe, und die Gebildeteren schöpfen Urtheil aus den „Literarischen und kritischen Blättern der Börsenhalle," während der „Hamburger Correspondent" sie mit Politik versorgt. Nicht einmal eine eigene politische Zeitung besitzt Lübeck, weil dadurch die Ruhe gestört werden könnte und die Censur schwierig werden würde. Als Ludolf Wienbarg um die Concession zu einer solchen nachsuchte, machte der Senat un-

gefähr diesen Grund geltend. Neuerdings aber hat man „Lübeckische Blätter" gestattet, von denen ich übrigens nichts weiß, aber überzeugt bin, daß sie sich aller Speculation enthalten werden.

Wenn ich nun also auch jetzt noch nicht die geistige Regsamkeit der freien Hansestadt Lübeck rühmen mag, so will ich hier doch wiederholen, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse angenehm sind. Gastfreundlichkeit, Zuthulichkeit, Grazie des Umgangs und jene kosmopolitische Bildung, die den Kaufmann unwillkürlich anfliegt, verscheuchen nicht nur den steifen Ton, sondern dienen auch dazu, lebendigere Beziehungen — wenn auch nur in der Unterhaltung — zu wecken. Daß die Damen — die in Lübeck weit weniger Karten spielen, als anderswo — daran keinen geringen Antheil haben, wiederhole ich ebenfalls. Sie sind leicht, beweglich, angeregt, ja enthusiastisch hinsichtlich Alles, was den Geschmack betrifft; haben ihre Männer auch keinen esprit, so haben sie doch sentiments. Außergewöhnliche Formen und Beziehungen des Umgangslebens darf man übrigens in Lübeck nicht vermuthen; man dinirt hier, wie anderswo, und Thees und Kartenspiel sind auch hier die Grundlage aller Soireen; aber wer begreift, was Grazie des Umgangs in den freien Hansestädten sagen will, wo man eigentlich nur die Grazie des Geldes kennt, der wird auch die angenehme Seite der hiesi-

gen Gesellschaft einsehen. Der Nepotismus, der allerdings in den übrigen Verhältnissen so gut, wie in Bremen und Hamburg vorkömmt, kann in das gesellschaftliche Leben kaum störend eingreifen, zumal da die Sippschaften hier allein die Civilisation repräsentiren und die Kinder, Enkel, Brüder, Schwestern und sonstige Verwandte und Verschwägerte eines hochedlen, hochweisen Senats sämmtlich conventionell und selbst wissenschaftlich gebildet sind. Finden nun auch je nach den verschiedenen Sippschaften gesellschaftliche Cliquen und Coterien statt, so merkt der Fremde solche Scheidungen am wenigsten, die nur dem Eingeweihten bekannt sind. Nur dieser weiß, weshalb Herr A. nicht in die Soiree des Herrn B. geht. Der Fremde genießt heute die Soiree von A. und morgen die von B., und wird sich in der einen so gut, wie in der andern unterhalten. Welche Stadt in Deutschland bietet höheren gesellschaftlichen Genuß, als den, daß man sich nicht ennuyirt. Positive Resultate sind hier nur ausnahmsweise anzutreffen. Und doch muß man zugeben, daß diese Soireen hinsichts der Musik, die von den Lübeckern mit Erfolg cultivirt wird, auch positive Resultate bieten.

Wenn der Adel in Lübeck keinerlei Vorzüge geltend machen kann, so werden die Juden gar nicht geduldet. Man hat ihnen das Dorf Moisling an der Steckenitz zum Wohnorte angewiesen, innerhalb der Ringmauern

wird nnr ein Schutzjude gelitten, der übrigens, wie die anderen, auf den Trödel angewiesen ist, da er natürlich für keines der bürgerlichen Collegien befähigt ist. Was man nun auch über Judenemancipation urtheilen mag — und ich halte dafür, daß sie rücksichtslos und im weitesten Sinne stattfinden möge — so ist doch gewiß, daß die freien Städte mit ihrem engen Raum und ihren breiten mercantilischen Interessen am wenigsten diese Frage des Jahrhunderts entscheiden können. Hier, wo das Hauptmoment des Lebens der Handel ist, würde sich um so mehr eine unverhältnißmäßige Judenmasse häufen, als anderwärts die Entscheidung dieser Angelegenheit noch suspendirt bliebe. Wenn nicht im Ganzen und Großen die Humanität hiebei zu Rathe gezogen wird, so kann sie es im Einzelnen und Kleinen schwerlich; und somit können Bremen und Lübeck, die gar keine Juden zulassen, diese Maßregel vielleicht eher rechtfertigen, als Hamburg, das sie unter sehr beschränkten Bedingungen begünstigt, das ihnen alle Versuchungen des Handels freistellt, aber keine ehrenhafte, keine moralische und bürgerliche Position. Uebrigens muß hier bemerkt werden, daß die Judenemancipation im deutschen Norden weit weniger Vertheidiger findet, als im Süden. Auch diese Frage wird hier mit dem Verstande beantwortet, statt mit dem Herzen, oder gar mit dem augenblicklichen Unbehagen. Der Norddeutsche er-

hebt sich schwerlich zu einem Höhepunkt, der ihn die nächste Gegenwart übersehen läßt, zu einem Enthusiasmus, der einer Aufopferung fähig wäre, oder auch nur einer Selbstüberwindung. Man sagt hier, ich habe einen Depit gegen jeden Juden, und wenn man sich auch hütet, diesen Depit als die Ursache anzugeben, weshalb man gegen die Emancipation der Juden ist, so ist doch dieser Depit so groß, daß man diese Frage nie einer Discussion unterwirft.

Wollte man die freien Hansestädte nach ihrer Mundart charakterisiren, so könnte man in dem breiten markigen, aber unmelodischen Jargon der Hamburger, der so schwer ist, wie die Silberbarren der Bank, *allerdings* schon jene kräftige Rindfleisch-Natur wittern, die hier doch am Ende vorherrschend ist. Nur muß man zugeben, daß die Weiber leichter und gespitzter sprechen, als die Männer, und mehr mit den Lippen, als mit dem Gaumen. Bei ihnen mag es schon vorkommen, daß sie „Märk" sagen, statt „Mark", eine Eigenheit, die par excellence den Lübeckern zugesprochen werden muß, die überhaupt durch eine schärfere Betonung und eine weichere Grundlage Holstein und Mecklenburg vermitteln. Wenn Gutzkow bei einem hamburgischen Restaurant märkische Rüben auf der Speisekarte durch Mksche*)

*) Das Zeichen für die Mark Geldes.

Rüben ausgedrückt sah, so bin ich der Meinung, daß derjenige, welcher die Speisekarte anfertigte, ein Lübecker war. Der Hamburger sagt breit und mit einem Faustschlage gleichsam: Mark. Um das Kleeblatt des Jargons zu vervollständigen, muß ich hinzufügen, daß der Bremer steif und lispelnd betont, „anständig", wie man in Bremen sagt, nicht „anschtändig." Und so correct, wie die Mundart des Bremers, so correct, ängstlich und abgemessen ist auch sein Charakter; was „Anstoß gibt" — und schon der „Anschtoß" gibt Anstoß — was „unanständig ist" — und schon der „Anschtand" ist unanständig — das wird hier Alles bis auf das Titelchen vom i vermieden. Gewiß, der Bremer ist so ceremoniös, wie seine Mundart. Daß die Hansestädter die letzte Sylbe unverhältnißmäßig betonen, und nie „Gärtner" sprechen, sondern „Gärtnär", haben sie mit den meisten Norddeutschen gemein. Diese schwerfällige Betonung scheint aus dem Blute zu kommen. Der Süddeutsche verschluckt viel, weil sein Gefühl und seine Lebenslust häufig mit Buchstaben und Sylben davonlaufen. Der Norddeutsche ist bestimmt und bedächtig, sein Herz sitzt selten auf seiner Zunge, sondern nur die Orthographie. Häufig thut er in dieser Hinsicht lieber zu viel, als zu wenig.

Was den Handel Lübeck's betrifft, so ist er sehr gesunken. Man kann das behaupten, auch wenn man

nicht von der Hansa anrechnet, sondern nur von dem verhängnißvollen Jahre 1806, wo Blücher durch einen hartnäckigen und weinberauschten Widerstand die neutrale Stadt einer dreitägigen Plünderung der Franzosen aussetzte. Wenn die verspätete Befreiung von der französischen Occupation mit der verspäteten Emancipation des Handels, wovon Bremen in jener Zeit, auf Kosten Hamburgs und Lübecks, die ersten und ergiebigsten Resultate abschöpfte, verbunden war, so stellte sich, nachdem nun endlich eine Wiedereinsetzung in den vorigen Stand stattgefunden hatte, die dänische Eifersucht den mercantilen Interessen Lübecks entgegen. Auf welche Weise Kiel in dieser Hinsicht ausgebildet wurde und noch wird, und zwar lediglich auf Kosten Lübecks, habe ich bereits bei Holstein auseinandergesetzt. Somit kann man jetzt wohl nicht mehr behaupten, der Norden im Allgemeinen ziehe seine Bedürfnisse über Lübeck, wenn auch Rußland in dieser Hinsicht dasselbe vorzugsweise berücksichtigt. Eben so wenig findet umgekehrt eine ungeschmälerte Einfuhr statt, obwohl im Jahre 1838 der Betrag derselben sich auf 42,800,000 Mk. belaufen haben soll, worunter gewiß viele russische Baarsendungen. Commissions-, Speditions- und Frachthandel sind die Hauptbranchen des dortigen Verkehrs, und die Rhederei wird die von Altona nicht übersteigen. — Neuerdings hat man die Communication mit

Hamburg mehr auf die Steckenitz verlegt, denn die Hamburger-Lübecker Straße wird täglich trauriger, und jener Umweg von der Steckenitz mittelst der Dolwenau in die Elbe soll nicht mehr Zeit und Kosten erfordern, als der Landweg durch dänisches Gebiet. — Die Dampfschifffahrt zwischen Lübeck, Petersburg, Stockholm und Copenhagen ist ein erprießliches Surrogat für den daniederliegenden Handel, aber doch kein inneres Moment des Verkehrs, sondern nur ein äußeres, das durch specielle Rücksichten des russischen Kaisers, der die Vermittelung mit Deutschland über die freie und schmiegsame Hansestadt einer anderen vorzieht, veranlaßt wird. Was würde Lübeck ohne Petersburg und insonderheit ohne Nicolaus I sein? Alle Anknüpfungen in dieser Hinsicht werden doch nur als temporäre betrachtet werden müssen und von Gunst und Gnade, oder von politischen Rücksichten abhängen. Kurz, so lange die mehrerwähnte Straße nicht fahrbar wird für jene Bestrebungen der freien Hansestadt, sich in der Reihe europäischer Handelsstaaten zu erhalten, wird aller Commerz Lübecks nur als ein precärer und künstlicher angesehen werden dürfen.

Travemünde, ein zwei Meilen von Lübeck entlegener Flecken und Seehafen, ist durch sein Bad, die Dorsche und jene Dampfböte, die mit Ausnahme des Copenhagener, das dicht an der Stadt landet, hier an- und abfahren, in neuerer Zeit bekannter geworden, als

die Hansestadt selbst, die von den Fremden gern in aller Eile durchzogen wird, damit man je eher je lieber in Hamburg ausruhe, oder umgekehrt in Travemünde. Lübeck, das alterschöne, aber nur alterschöne Lübeck, das, wenn man es von Marly aus betrachtet, noch in seiner ganzen ehrwürdigen Majestät erprangt, die einst von 200,000 Einwohnern belebt wurde, wird als eine Zwischenstation behandelt, die häufig nicht einmal den Gasthöfen zu Gute kömmt. Wie viele, die hier früh Morgens mit den Dampfböten eintreffen, diniren Mittags zu Schönberg, wo die rechte Mitte der Lübecker-Hamburger Straße ist, um Abends in Hamburg sich von den Beschwerden der See- und Landreise zu erholen.

Wenn man in Travemünde sich einen Begriff von der Allmacht des Meeres holen will, so wird er doch nur mangelhaft bleiben, denn die meklenburgsche und holsteinsche Küste treten hier stets der Unendlichkeit entgegen, und selbst auf der Rhede wird man noch an den Binnenwasser-Charakter der Ostsee erinnert werden. Aber als Bad ist Travemünde einladend und comfortable und vor allen Dingen ohne aristokratische Elemente. Würde man nicht immer en famille sein und Zuspruch erhalten aus dem ferneren Deutschland, als Hamburg, so möchte sich auch wohl eher ein kosmopolitischer Ton, der für ein Bad von großem Werthe ist,

herbeiführen lassen. So, wie die Sachen nun stehen, trifft man hier freilich nur Lübeck auf dem Lande, aber es läßt sich nicht läugnen, daß dieses Lübeck gastfrei, gesellschaftlich, mit einem Worte zuthulich ist für den — Fremden. Einheimische dagegen wollen auch hier Ständescheidungen, Castengeist und nepotische Elemente gewahren, die eigentlich das sind, was man in den freien Hansestädten unter „Familie" versteht, und die in Kotzebues „Kleinstädtern" nur carrikirt erscheinen.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Bremen. — Charakter der Stadt und der Masse. — Die Bremer im Einzelnen. — Aeußeres der Stadt und Umgebungen. — Handel. — Verfassung. — Der Senat. — Justiz. — Die Aeltermänner. — Gesellschaftliche und geistige Verhältnisse. — Adel und Juden in Bremen. — Aeußere Veränderungen der Stadt. — Umfang der Stadt und des Gebiets. — Einwohnerzahl. — Kirchliche Verhältnisse. — Vegesack. — Bremerhafen.

Bremen ist eine gescheuerte Stadt, sagte ich schon irgendwo, und ich muß noch heute dieses Prädicat beibehalten. Die Herzen sind gescheuert mit der Lehre von Johann Calvin, den Michel Servet bei lebendigem Leibe verbrennen ließ, weil er das Geheimniß der Dreieinigkeit angegriffen hatte, und die Häuser mit Wasser und Gries. Man verstehe mich recht, ich behaupte nicht, daß die Bremer auch jemanden verbrennen würden, der nicht an die Dreieinigkeit glaubte; sie selbst glauben zum großen Theil an Kaffe, Zucker, Taback, Wein, Häringe, Thran und dergleichen Dinge, aber jene zweite Reformation, die von Holland über sie kam, hat der Stadt einen Grundton verliehen, der bis auf den heutigen Tag noch derselbe ist: die Verwerfung der äußeren Gebräu-

che, die Calvin der Kirche lehrte, verloren sich von dort in das Leben, starr und gebildet, wie die reformirte Lehre, gestaltete sich dasselbe, aber nicht nur starr und gebildet, sondern auch unnachgiebig, wie jene. Die sinnliche Vermittelung, die das Lutherthum doch noch für nöthig erachtete, weil Gott selbst eine sinnliche Welt schaffen mußte, diese sinnliche Vermittelung, verfiel in der reformirten Kirche vor dem Unsichtbaren. Und dieses Unsichtbare wurde auch der rothe Faden bremischen Lebens. Keine Volksfeste, kein Vogelschießen, keine Form eines öffentlichen Treibens, wie sie doch sonst auch noch im Norden vorkömmt, machen sich hier bemerkbar. Man fragt sich: ist das „anständig?" Und anständig ist Nichts, was sich nicht in der lautlosen, schweigsamen Weise, die überall den Bremer auszeichnet, entwickelt. Man könnte mir einwenden, die Bremer hätten doch das fünf und zwanzigjährige Jubelfest der Befreiung von Frankreich rauschend und selbst tumultuarisch begangen. Aber politische vom Staat bereitete Feste blühen nicht aus der inneren Natur des Volks empor. Die innere Natur der Bremer ist am besten zu erschauen am Sonntag. Die Häuser sind glänzend von Streusand, die Spiegelscheiben funkeln in der Sonne, die Menschen gehen in langen Zügen in die Kirche, kopfgebückt und durchgeistigt, aber bei Leibe nicht scheinheilig, sondern fromm und im Glauben.

Und wenn ihr durch die langen reinlichen Straßen wandelt und noch so emsig spähet, ob ihr nicht hinter den blendenden Spiegelfenstern einen neugierigen Kopf erblickt und ein neugierigeres Auge, ihr werdet nur gewahren, daß es nicht für „anständig" gilt in Bremen, durch die Fenster zu schauen. Das ist Bremen. Und haltet ihr mir die gewaltige Speisekarte entgegen, die am fünf und zwanzigjährigen Jubelfeste zu Ehren Deutschlands und seiner Befreiung mit Stumpf und Stiel verzehrt wurde, die weltumfassende Speisekarte mit „Mockturtle-Suppe, Krebssuppe, rohen Austern, kleinen Pastetchen, Frischlings-Zimmern mit Trüffel-Sauce, gebratenen Kartoffeln, Pailes, Teltower-Rüben, Sauerkohl, jungen Erbsen, Spinat, Lammscarbonade, Hamburger Rindfleisch, geräuchertem Lachs, gespicktem Midder, **Filet de boeuf**, frischem Dorsch mit Holsteiner Sauce und Butter nebst Kartoffeln, warmer Repphühner-Pastete, Mark-Pudding mit Champagner Sauce, Rehrücken-Braten, Capaunen-Braten, Gänseleber-Pastete, Gelée und Blancmanger, Compot, Sellerie-Salat und Dessert complet", und die Weinkarte mit — „24 verschiedenen Sorten Weinen", so sage ich, das ist Bremen nicht, das sind nur die gewaltigen Straußenmägen, die 3½ Thaler zahlen konnten*). Ja, diese Spei-

---

*) Um diesen Preis durfte hier ein Jeder den Anderen „Camerad" heißen und mit ihm wetteifern in der Tapferkeit von

sekarte beweist meine Behauptung eines mangelnden öffentlichen Ausdrucks ganz und gar. Wie hätte man sonst die armen Vaterlandsvertheidiger von ihr ausschließen mögen. Auch wo man ißt und trinkt — und man ißt und trinkt in Bremen sehr gut — ißt und trinkt man unsichtbar. Heimlich und von Amtswegen dinirt man zu 3½ Thalern Gold, öffentlich und von Volkswegen dinirte man nicht einmal am fünf und zwanzigjährigen Jubelfeste deutscher Befreiung.

Ich denke, ich habe den Grundcharakter der Stadt Bremen deutlich beschrieben, und bitte nur, zu bemerken, daß ich nicht der Meinung bin, die Bremer sollen in solidum für etwas haften, was sich nicht ändern läßt, was nicht einmal ihre Schuld ist, sondern die der Verhältnisse. Zudem hat dieser Grundcharakter nicht allein seine Schattenseiten, sondern auch seine häufig diese überwiegenden Vorzüge. Ich will hier die religiöse Richtung, die leider viele zwecklose Auswüchse getrieben hat, ganz außer Acht lassen, aber die solide und rechtliche Weise, die Thätigkeit, Ordnungsliebe, der Fleiß, selbst der rege Patriotismus, die überall die Masse auszeichnen, sind doch schön und lassen manche Kleinbürgerlichkeiten und manche Tölpeleien übersehen,

---

1839, in der Tapferkeit der Schildkrötensuppen und Markpuddings, die den Bremern von jeher mehr Leben gekostet hat, als der ganze Befreiungskrieg.

die noch dazu eben so sehr in dem groben Materialismus des Handels fußen, wie in dem Charakter der Stadt. Wohlthätigkeit z. B. ist eine Tugend, die nirgendwo mehr und unzweideutiger angetroffen wird, als in Bremen. Doch bitte ich nicht etwa unter dieser Wohlthätigkeit jene Gaben zu verstehen, die Herr A. oder B. anstandshalber und mit jener Anmaßung gibt, daß der **pauvre honteux** von jedem Schritt und Tritt seines Treibens Rechenschaft geben muß. Nein, die Stände sind auch mit ihrer Wohlthätigkeit unerträglich, aber die Masse hat in dieser Hinsicht allen Anspruch auf Auszeichnung.

Weber nennt den Bremer den deutschen *Holländer*; aber man könnte ihn eben so gut einen holländischen Deutschen heißen. Was hält diese Leute noch an das alte **Romanum imperium**, wenn nicht äußere Beziehungen; im Inneren, in Sitte und Lebensweise haben sie allerdings nicht nur holländische Einfachheit und holländischen Gewerbfleiß angenommen, sondern auch mit den langen weißen Thonpfeifen aus Breda holländisches Phlegma eingesogen, und mit den weißen gezipfelten Nachtmützen holländische Behaglichkeit über den Kopf gezogen. Ich sage absichtlich, über den Kopf, seitdem Herr Watermeyer behauptet hat, Bremen sei gegen die Oligarchie am besten dadurch gesichert, daß der Bürger die Steuern bewilligen müsse. Eine Oligarchie im

politischen Sinne des Worts ist allerdings in Bremen unmöglich, aber jene hungrige, armselige Oligarchie, die alle Beamtenstellen und Sinecuren des Staats hübsch der Familie vindicirt, jene Oligarchie, die den Geist tödtet, während sie das Fleisch und den Handel bei Kräften läßt, die die Geldsäcke nicht genirt, aber den republikanischen Stolz, die den alten Roland*) nicht über den Haufen wirft, aber die „libertas“ im heiligen römischen Sinne, jene Oligarchie wird durch das Steuerbewilligungsrecht nicht beeinträchtigt. Kein Mensch bekümmert sich um sie, der Steuern zü bewilligen hat, und um die, welche keine Steuern zu bewilligen haben, bekümmert sich jene Oligarchie nicht.

Wenn aber der Bremer in jener Hinsicht ein deutscher Holländer ist, so ist er in seinem Comfort ein deutscher Engländer, und der gemeine Mann sogar durch seine derbe Faust John Bull, aber nicht durch seinen Charakter – denn John Bull besitzt politische Elemente, und der gemeine Bremer beschäftigt sich mit Politik ganz und gar nicht. Amerikaner kann der Bremer, trotz alles Verkehrs mit den vereinigten Staaten, nicht wohl werden. Dazu ist er gerade noch deutsch genug und unterthänig. Seine Freiheit ist nur der lange Roland, der schwere, steinerne mit der alten

*) Man hält diese Säule für das Palladium der Freiheit.

Perrücke. Er vermittelt die Auswanderung derer, die die Freiheit in Amerika suchen, er selbst bleibt in Bremen, denn: „Ost, Süd, Nord, West, Bremen best". O gewiß! diese Anhänglichkeit ist rührend, aber Deutscher ist der Bremer wegen aller überseeischen Einflüsse und deshalb, weil „Bremen best" ist, nur aus der Ferne. Das bewies auch der „Patriot" von Dr. Voget, der im Jahre 1838 seinen Patriotismus mit dem Befreiungskrieg von 1813 begann, obwohl doch erst im Jahre 1815 ein Bremer für die Freiheit Deutschlands fiel. Die anderen Freiwilligen, die nicht mit die oben erwähnte Speisekarte verzehren halfen, starben nämlich alle im Bette.

Bremen ist in seinem Aeußeren die rechte Mitte zwischen Hamburg und Lübeck. Es ist nicht so lärmend, wie jenes, und nicht so still, wie dieses. Es ist alterthümlicher und reichsstädtischer als Hamburg und moderner, aber nicht großstädtischer, als Lübeck, das noch immer weitläuftig lebt, wie ein enthronter König, wie z. B. der seelige Charles X, der immer „Sire" angeredet wurde. Im Handel concurrirt es, selbst über das Verhältniß der Einwohnerzahl hinaus, mit Hamburg. Seine Lage ist — betrübt will ich nicht sagen, denn Bremen ist der Schlüssel zur Weser — aber trocken und sandig und nur in den Marschen am linken Weserufer und am rechten in den der Ueberschwemmung ausgesetz-

ten Gebietstheilen ist die Natur ergiebig. Hier findet man fette Weiden und Hornvieh, das dem Holsteinschen nicht nachsteht und die Bremer auch ohne den genitivus possessionis rechtfertigt, wenn sie die große Viehweide, die die Gräfin Emma von Leesum an die Stadt schenkte, Bürger-Viehweide heißen. Mannigfaltigkeit und pittoresken Ton dagegen wird man in den Umgebungen ganz und gar vermissen; höchstens verklären sich dieselben in St. Magnus, Leesum und Vegesack zu einem leichten Lächeln, das aber nur eine weinerliche Miene verdeckt und nicht Anmuth ist, sondern ein süßsaueres Etwas, das mir immer so vorkam, als habe die Natur Bauchgrimmen. Kleine Flüsse, Bäche, Gehölze und Hügel liegen hier auf einem dürftigen und unwegsamen Boden reizend — wie die Bremer sagen — durcheinander.

Aber ist Bremens physische Lage sehr gleichgültig, so interessirt doch seine moralische, seine commerzielle. „Repräsentirt es auch Deutschland nicht gegen die Seemächte", so repräsentirt es Deutschland doch gegen die Seestaaten. Bremen ist selbst ein kleiner Seestaat und nach Hamburg die zweite Seestadt Deutschlands, wenn auch nicht die kurzweiligste und unterhaltendste nach Hamburg, dieweil auch das Unsichtbare in dem Handel nicht sowohl als in dem daraus fließenden Reichthum vorherrscht. Man spürt den Ueberfluß und die

Wohlhabenheit nur in der Statistik Bremens, *nicht* im Leben; denn Alles lebt zu Hause und in der Familie. Ich sagte, Bremen interessire durch seine commerzielle Lage, durch seine mercantilen Zustände, und gewiß diese Stadt ist so glücklich und wohlbehaglich, so frisch und gesund, wie jener fette Pächter, der den Pastor fragte: wozu lesen und schreiben, wenn man zu essen und zu trinken hat?" Damit soll nicht gesagt sein, auch die Bremer lebten im Urstande der Rohheit; nein, hier ist Bildung, aber mich fragten einmal ein paar Bremer Kaufleute: „wozu eine Verfassung, wir sind glücklich?" und das hieß nichts anderes, als wir sind ohne Verfassung reich und fett geworden. Die Bildung *in ihren* practischen Beziehungen, die man eben dem Republicaner zutrauen sollte, die Civilisation fehlt auch noch den Bremern. Die Masse interessirt sich nicht für eine Constitution, weil man zu leben hat, und an die Zukunft denkt man nicht. Aber die Gegenwart ist blühend. Hundert fünf und funfzig eigene Schiffe von 60—350 Last vermitteln den Handel Bremens mit allen Häfen der bekannten Welt. Diese Stadt sandte zuerst unter allen Staaten vor einigen Jahren Schiffe auf den Wallfischfang nach der Südsee. Der Handel mit Colonialwaaren, französischen und spanischen Weinen — und auch die Zubereitung der letzteren, die in Bremen so gut, wie in Lübeck vorkömmt — gewinnt mit

jedem Jahre an Bedeutung. Tabak und Cigarren haben sogar Bremen einen europäischen Ruf verschafft; und wenn schon Rabener zur Empfehlung eines Candidaten, der als Hauslehrer fungiren wollte, bemerkte: „raucht nur Bremer", was würde er erst jetzt sagen, wo die Bremer Cigarren mit denen von Havanah concurriren, und man nur der Etiquette bedarf: „Soli Deo Gloria: Fabrica de Cigarros Puros-Superiores Habana a la calle de Iesus Maria Intra muros Numero 57", um alle Welt, die nicht in Havanah war, zu überzeugen, hier sei nicht nur von einem Havanahblatt, sondern auch von einem Havanahfabricat die Rede. Man hat es sogar mit der Weise des Cigarrenrauches bis zu havanesischer Vollkommenheit gebracht. Alles, von der infima plebs an bis zu der Elite der Gesellschaft raucht Cigarren und zwar ganz in der verschwenderischen Manier, daß man nur die Hälfte benutzt. Philipp Heineken aber behauptet in seinem topographischen, medicinischen und naturhistorischen Bremen*) sogar, ihm seien Individuen bekannt, die täglich dreißig und mehrere Cigarren rauchen. Leider ist diese Weise auch mit zu den Ursachen des bremischen Indifferentismus zu zählen, denn wenn ich auch mit Lichtenberg nicht behaupten will, geniale Leute

*) Eine sehr lesenswerthe Schrift.

rauchten nie — ich kenne, außer mir, viele, die eben so leidenschaftliche Raucher, wie Genies sind — so *weiß* ich doch aus Erfahrung, daß das dolce far niente mit der Pfeife im Munde auch beweglichen Geistern tagelang erträglich wird. Und Herr Heineken behauptet, die Consumtion des Tabacks in Bremen belaufe sich leicht auf einige Millionen Pfund jährlich; es läßt sich also ziemlich genau berechnen, daß die Bremer alle Zeit, die sie von ihren Geschäften übrig haben, auf Cigarren und Dampf verwenden. Somit konnte es kommen, daß man in 25 Jahren noch nicht mit der neuen Verfassung zu Stande kam, daß selbst der wunderbare und überschwengliche Enthusiasmus des Senats, der sich in einem Erlaß vom 6. Novbr. 1813 gegen die Bürgerschaft dahin aussprach: „Nein, unsere Enkel sollen nicht erröthen dürfen über ihre Väter; wir wollen zeigen, daß wir es werth waren, freigeboren und der Freiheit wiedergegeben zu sein! zu thun, was an uns ist, die deutsche Freiheit sichern zu helfen, sei unsere erste Sorge; und nach beendigter Befreiung die zweite, durch eine sorgfältige Reinigung unserer Verfassung von ihren früheren Mängeln den Völkern Europas zu zeigen, daß Bremen würdig sei, als selbstständiger Staat ein Glied des deutschen Völkerbundes zu heißen" — daß selbst dieser Enthusiasmus das Schicksal der „funfzig Millionen Pfund

Tabak" hatte, die die „ehrliebende" Bürgerschaft seit 1815 in die Luft wirbelte; denn wie schwer auch der Enthusiasmus des Senats war — und er war gewiß so schwer, wie der Druck, der seit der „bonne ville de Brême" auf einem „Hochedlen und Hochweisen Rath" haftete und aus dem man jetzt zum erstenmale frei aufathmete, — so war der Indifferentismus der „ehrliebenden" Bürgerschaft doch noch schwerer. Der Tabak, der Bremen reich und glücklich machte, hat es durchaus nicht klüger und regsamer gemacht; denn die Regsamkeit der Tabaksfabriken ist nicht die Regsamkeit des Vaterlandes, und der Egoismus der Kaufleute ist nicht der Patriotismus des Bürgers. Gott hat auch für Bremen durch Lage, Zufälligkeiten und günstige Conjuncturen besser gesorgt, als der Gemeinsinn, wie ich solches später bei der bremischen Verfassung ausführlicher beweisen werde. Da ich jetzt vom Handel rede, so bemerke ich nur, daß nicht nur der Thran in der jüngsten Zeit eine neue Erwerbsquelle wurde, sondern auch, und in noch größerem Maaße, die Auswanderungslust nach Amerika. Im Jahre 1837 wurden 14,000 Menschen, die von Deutschland keine Zukunft hoffen mochten, aus bremischen Häfen in die neue Welt übergeschifft; im Jahre 1839 belief sich die Zahl derselben auf 9000. In Betreff dieses Speditionshandels, der keineswegs so traurige Resultate gewährt, wie

man nach dem ersten Anschein glauben möchte — denn wo die alte Heimath für die Arbeitslustigen selbst hoffnungslos ist, muß es doch beruhigen, daß die neue Heimath wenigstens noch zu Hoffnungen berechtigt — in Betreff dieses Speditionshandels verdient das Haus Wätzen und Compagnie und die Agentur des früheren amerikanischen Consuls Wichelhausen alle Anerkennung. Jenes vermittelt die Auswanderer mit Amerika auf eigenen Schiffen, dieser miethet fremde zu demselben Behuf. Beide aber bemühen sich, durch umsichtige Ausstattung der Fahrzeuge und sorgfältige Nachweisungen hinsichts der vereinigten Staaten den unerfahrenen Auswanderern die Ueberfahrt und den ersten Eintritt in den fremden Welttheil, so viel nur thunlich, zu erleichtern. Außer den Genannten verfahren die übrigen Handlungshäuser, die sich mit diesem mercantilen Verkehr, der dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten war, beschäftigen, in derselben humanen Weise; und der deutsche Süden wird also wohlthun, Bremen nach wie vor vorzugsweise als Auswanderungshafen zu benutzen. Abgesehen davon, daß diese Stadt auch in diesem Handelszweige den Ruf der Solidität und rechtlicher Gesinnung wahrt, wird man auch zugeben müssen, daß sie dem eigentlichen Süden stets einige Meilen näher liegt, als Hamburg. Zu dem Allen kömmt noch, daß der Aufenthalt der Auswanderer in Hamburg, der wochenlang dauern kann,

jedenfalls kostspieliger und unbequemer ist, als der in Bremen, wo das Marktgewühl des Tages nicht die Theilnahme der Einzelnen übertönt, wo man, wenn auch nicht große Zeit, doch Raum hat, um denen, die nach der neuen Heimath steuern, den Abschied von der alten weniger beschwerlich zu machen. In Hamburg werden die Auswanderer mehr als Waare betrachtet, in Bremen vergißt man nicht, daß sie Menschen sind, weil hier auch der einzelne Fremde nicht in der Masse untergeht.

Wenn der Verkehr Bremens mit den vereinigten Staaten von Nord-Amerika durchaus nicht als der Mittelpunkt, oder Zenith bremischer Handelsinteressen betrachtet werden darf, so mag doch nachstehende Uebersicht des Jahres 1838 über die Schifffahrt zwischen Bremen und den vereinigten Staaten von Nordamerika hier um so mehr aufgestellt werden, weil gerade ein analoges Verhältniß rücksichtlich der übrigen Schifffahrt stattfindet. Es wird auch zugleich darthun, daß die erwähnten Auswanderungen meistens nach nordamerikanischen Häfen gerichtet waren.

Nach Baltimore	fuhren	46	Schiffe	mit	5276	Passagiren
= Newjork	=	26	=	=	1340	=
= Neworleans	=	17	=	=	2022	=
Latus		89	Schiffe	mit	8638	Passagiren

	Transport	89	Schiffe	mit	8638	Passagiren
Nach	Philadelphia fuhr.	6	=	=	189	=
=	Charlestown S/c	3	=	=	30	=
=	Boston	3	=	=		=
=	Richmond =	1	=	=	77	=
	Im Ganzen	102	Schiffe	mit	8934	Passagiren.

Unter diesen Schiffen waren Bremer: 82, Amerikaner 17, Hamburger 1, Hannoveraner 1, Oldenburger 1.

Abgesehen von den mit diesen Schiffen beförderten Passagiren wurden noch 268 Personen nach Brasilien und 110 Personen nach Jamaika eingeschifft. Im Ganzen also wurden aus dem bremischen Hafen 9312 Passagire befördert.

Aus den vereinigten Staaten kamen mit Ladung für Bremen bestimmt auf der Weser an:

Von	Baltimore	30	Schiffe
=	New=Bedford	11	=
=	Boston	1	=
=	Newjork	21	=
=	Philadelphia	8	=
=	Richmond Va	3	=
=	Petersburg Va	1	=
=	Charlestown S/c	3	=
	Latus	78	Schiffe

	Transport	78	Schiffe
Von	Mobile	1	=
=	Neworleans	8	=

Im Ganzen 87 Schiffe, unter welchen 65 Bremer, 20 Amerikaner und 2 Schweden.

Abgesehen von der Einfuhr aus den Häfen der vereinigten Staaten liefen in bremischen Häfen im Jahre 1838 1678 Schiffe ein, und zwar aus Oldenburg 682, aus Hannover 827, aus Hamburg 97, aus Holstein und Dänemark 25, aus Lübeck 15, aus Mecklenburg 11, aus Preußen 38, aus Frankreich 39, aus Italien 1, aus den ionischen Inseln 1, aus Oesterreich 2, aus der Türkei 2, aus der Nordsee 3, aus Grönland 1, aus Schweden 18, aus Norwegen 17, aus Holland 98, aus Rußland 42, aus Belgien 22, aus Großbritannien 92, aus Irland 1, aus Schottland 30, aus Spanien 4, aus dem brittischen Nordamerika 2, aus dem brittischen Guyana 1, aus Brasilien 7, aus Buenos Ayres 1, aus den canarischen Inseln 7, aus Alabama 1, aus Mexiko 3, aus Cuba 40, aus Hayty 13, aus Portorico 7, aus St. Thomas 7, aus Venezuela 8, aus Ostindien 3, aus der Südsee 1, (mit 858 Gebinden Thran, 8 Gebinden Spermacöti und 375 Bund Wallfischbarden.)

Vergleicht man diese Uebersicht eingelaufener Schif-

fe, die mit Einschluß der 87 Schiffe aus nordamerikanischen Häfen eine Totalsumme von 1765 Schiffen nachweist, mit der aus dem Jahre 1827, die nur 900 eingelaufene Schiffe erwies, so wird man aus der binnen zehn Jahren verdoppelten Einfuhr allerdings die Ausdehnung des bremischen Handels sehr bestimmt folgern können.

Von der oberen Weser wurden außerdem in 1246 Fahrzeugen, in „Hinterhängen", „Bullen", „Böcken" und „Flössen" Waaren und Güter eingeführt, ein Beweis, daß Bremen auch hinsichts des Oberlands seinen alten Platz der Vermittelung und des Absatzes erfüllt und eine ergiebige Quelle für Hannover, Kurhessen und die preußischen Wesertheile ist.

Die Versicherungen der acht bremischen Assecuranz-Compagnieen und einiger Privatassecuranzen beliefen sich im Jahre 1838 auf 16,072,856 Thaler Gold.

In den bremischen Ein- und Ausfuhrlisten findet man — ein Beweis der ungeheuren Mannigfaltigkeit des bremischen Handels — fast alle Handelsartikel verzeichnet, die nur in einem kaufmännischen Lexikon angeführt werden, z. B. Alcali, Anies, Antimonium, Amidam, Arsenik, Austern, Asphalt, Bernstein, Baumwolle, Bier, Branntwein, Blech, Blei, Bücher, Borax, Butter, Caffee, Cacao, Cement, Disteln, Eisen, Elephantenzähne, Farben, Federn, Felle, Feuersteine,

Flachs, Getraide, Gewürze, Glas, Gold, (1 Barren,) Hanf, Heede, Harz, Honig, Hopfen, Hörner, Holz, Indigo, Jalappe, Käse, Knochen, Leim, Lichte, Marmor, Matten, Mauersteine, Manna, Mineralwasser, Messing, Moos (isländisches), Oele, Papier, Pottasche, Reis, Rum, Sago, Salpeter, Seegras, Speck, Steinkohlen, Tabak, Thran, Thee, Theer, Twist, Wachs, Wein, Wolle, Zink, Zinn, Zucker u. s. w.

Vorstehende nur summarischen Details des bremischen Handels mögen den glücklichen und blühenden Freistaat darthun, dessen Existenz und Zukunft allerdings nicht unmittelbar von einem vernünftigen Staatsorganismus abhängen, dessen materielle Interessen nicht durchaus durch die Vernachlässigung der republikanischen gefährdet werden. Hat man auch keine geregelte Verfassung, hat man selbst gar keine Verfassung, sondern nur Gewohnheiten, die aber nicht, wie in England, sich an eine freie Presse und an einen freieren Volksgeist lehnen, vielmehr — wie mehr erwähnt — an große Gleichgültigkeit der Kaufleute, der Zünfte, mit einem Worte des Egoismus und der Einzelninteressen, so wird man doch einsehen, daß eine besondere Einrichtung, ne respublica quid detrimenti capiat schon deshalb nicht unumgänglich nothwendig ist, weil der Handel und die Existenz der Einzelnen, wie des Ganzen nicht wohl ohne diese Republik bestehen kann. Ein Patricier-

regiment im mittelalterlichen Sinne kann in Bremen jetzt nicht mehr heimisch werden, eine Aristokratie von politischer Bedeutung kann hier nicht eintreten. Aber Gott und die Verhältnisse, die Bremen sichern, könnten nichtsdestoweniger von der „ehrliebenden" Bürgerschaft etwas unterstützt werden, man könnte den Staat schon noch besser und sicherer einrichten und die Gewißheit an die Stelle des Zufalls setzen, mit einem Worte, man könnte auch Bremen dem Jahrhunderte näher bringen. Ich sage, man könnte, ich hätte sagen sollen, man müßte. Ist es rathsam, notorische Mängel bestehen zu lassen, wenn sie durch die Umstände verhindert werden, dem Gemeinwesen im Ganzen und Großen Nachtheil zu bereiten? Wie mangelhaft aber die bremische Staatseinrichtung beschaffen ist, erhellt am besten aus jenem oben mitgetheilten Erlaß des Senats. Nichtsdestoweniger blieb man beim Alten, weil man im eigentlichen Sinne des Worts keine Zeit übrig hatte zu einer Verfassung. In demselben Verhältniß, wie der Handel sich verdoppelte, verminderte sich der Gemeingeist. Und führte man mir noch mehr Straßen- und Beleuchtungsverbesserungen seit dem Jahre 1815 an, als man mir anführen kann, ich werde doch nicht an den Gemeinsinn der Bürger glauben, so lange noch eine Verfassung besteht, von welcher selbst der Senat, den sie doch am wenigsten genirt, im Jahre 1813 be-

hauptete: „die Enkel müßten über ihre Väter erröthen, sähen sie diese Verfassung nicht von den früheren Mängeln gereinigt.“ Will man diese „Enkel“ auch wörtlich verstehen und also noch funfzig Jahre warten, so hat man doch bereits fünf und zwanzig Jahre ziemlich mit Nichts verbracht. Sollte der Augiasstall wirklich eines Hercules bedürfen? Oder hofft man, nachdem das Jahr 1830 nicht zu Hülfe gerufen worden ist, jener Alpheus so vieler Staatsmängel, den Frankreich nicht nur durch seinen eigenen Stall, sondern auch durch viele fremde leitete, noch auf ein zweites Ereigniß, das den alten bremischen Stall von 1433 und 1534 in einer Nacht reinigen möchte?

Zwei Verträge, „Tafel und Buch“ und „Neue Eintracht“, jener aus dem Jahre 1433, dieser aus dem Jahre 1534, sind die einzigen Urkunden, welche die bremische Verfassung bilden. Beide entstanden in Folge einer demokratischen Reaction gegen die Anmaßungen des Raths, beide bezeugen den Sieg des letzteren. Jene, die an Consequenz, Energie und Bürgersinn in der Geschichte des Freistaats Bremen nirgends ein analoges Moment findet, wurde mittelst auswärtiger Hülfe nach kurzem Bestande unterdrückt, und in der „Neuen Eintracht“ wurde der Rath sogar für einen „vollmächtigen“ erklärt, der nur für jenen Fall, wo es ihm nöthig erscheine, „aus der Gemeinheit, aus Kaufleuten und

Zünften zur Besprechung einladen solle, die ihm (dem Rath) die Verständigsten und Tüchtigsten dünkten und sonst nach dem Wohlstande der guten Stadt, nach Liebe, Eintracht und Frieden trachteten." Wenn diese Bestimmung nicht wörtlich verstanden wurde, wenn die Gewohnheit sie ergänzte, so lag das allerdings an dem zufälligen Umstande der Steuerbewilligung. Steuern konnten vier Bürgermeister und vier und zwanzig Senatoren allerdings nicht aus höchster Machtvollkommenheit eintreiben, dazu waren sie nicht tapfer genug, dazu war höchstens dann und wann nur der Geist willig. Also die Verhältnisse milderten eine Bestimmung, die zweifelsohne so oligarchisch lautet, wie nur irgend eine, aber man gab hier nur so viel nach, wie man nothwendig mußte, und wo man einen Fetzen dieser nothwendigen Concession irgend wieder erhaschen konnte, versäumte man solches nie. Es bildete sich nämlich eine Observanz, nach welcher zum Bürgerconvente (also wird jener Rath der Gemeinheit genannt) eingeladen wurden die Doctores iuris und Advocaten, die Aeltermänner der Kaufmannschaft, und aus der übrigen Bürgerschaft nur diejenigen, welche das große Bürgerrecht mit der Handelsfreiheit erworben hatten und ein reines, schuldenfreies Vermögen von mindestens 3000 Thalern besaßen, also nur diejenigen, welche unmittelbar ein Handelsinteresse hatten, nicht die Zünfte, nicht die Kleinbür-

ger, nicht die Gemeinheit im Ganzen und Großen. Wenn man aber hie und da liest, diese Observanz sei eine feste geworden und insonderheit habe sie die Bürgerschaft gegen eine willkürliche Berufung, oder Ausschließung der Notablen sicher gestellt, so muß demselben durchaus widersprochen werden. In neuerer Zeit z. B. wurden die Doctores iuris und Advocaten als solche ausgeschlossen, der Präsident des Senats, der die Einladung zu einem jeden Bürgerconvent durch die Diener des Raths vornehmen läßt, versäumte es plötzlich, jene zuzuziehen, und die „ehrliebende" Bürgerschaft berief sich durchaus nicht auf die „feste Observanz", weil es ganz vernünftig sei, daß Leute, die vielleicht nur moralisch zum Bürgerconvente befähigt wären, nicht zu einer Berathung gezogen würden, die sich doch zunächst auf die materiellen Interessen der Stadt erstreckte.

Solches wäre also mit wenigen Worten die Verfassung Bremens. In keiner der anderen freien Städte findet sich ein ähnliches Verhältniß; keine Verfassung eines deutschen Freistaats ist weniger dem Zufalle überlassen und dem guten Willen des „vollmächtigen" Raths, keine beruhet auf einer aristokratischeren Basis, keine hat so ausschließlich die mercantilen und pecuniären Elemente an die Stelle der republikanischen gesetzt. Nicht das Bürgerrecht überhaupt, sondern nur das große Bürgerrecht mit Handelsfreiheit und dreitausend

Thalern berechtigt zu einer Stimme in salutem reipublicae. Man wird einsehen, daß die Republik *hier* schlecht berathen ist, denn nicht nur, daß der Senat die Initiative hat, das Geld hat auch die Entscheidung. Aber, wird man erinnern, wenn der Senat als politische Gewalt nicht in Betracht kommt, wenn ein Patriciat im eigentlichen Sinne des Worts sich hier nicht ausbilden kann, wie kann dann die isolirte und fast unbeschränkte Autorität des Senats Besorgnisse erregen? Er wird sich sicherlich der Republik, die hier einmal, wenn auch nicht in der Verfassung, doch in den Verhältnissen liegt, accommodiren müssen. Im Ganzen und Großen thut er das auch, im Einzelnen und Kleinen aber versäumt er häufig über sich, seine Gerechtsame, Verwandte u. s. w. mancherlei, wodurch das Beste der Republik mehr gefördert werden würde. Insonderheit aber fragt er die Bürgerschaft stets nur in sofern, als er eben der Steuern wegen sie fragen muß; wo er nur irgend ohne sie fertig werden kann, waltet er sehr gern unbeschränkt. Ich muß mich deutlicher erklären, und kann das am besten, wenn ich den Bremer Senat nicht ein Patriciat nenne, sondern eine Sippschaft. Er besteht aus vier gelehrten Bürgermeistern auf Lebenszeit und aus vier und zwanzig Senatoren, gleichfalls auf Lebenszeit, von denen nur sieben Kaufleute sind, die übrigen siebenzehn aber Juristen. Wenn die Kaufleute im

Senat allerdings von Glück, Zufall und nebenbei auch von Verstand abhängig sind, wenn man diese Herren wählt, um durch sie einen Einfluß auf die große Menge, die von ihnen beschäftigt wird, zu behaupten, wenn also hier die in einem Handelsstaate sehr wandelbaren Vermögensverhältnisse den Ausschlag geben, so vererbt der gelehrte Theil des Senats meistens den Senator in gerader und Seitenlinie, so weit das nur möglich ist. Und was diese Juristen nur irgendwie für sich, d. h. für ihren Rang, ihre möglichste Unabhängigkeit, ihre Verwandten, ihre Freunde erreichen können, damit werden sie keinen Augenblick säumen. Freilich wird das der Republik nicht den Hals kosten, aber es beschränkt sie sehr. Vor allen Dingen aber dient die hohe und erhabene Stellung des Senats, der doch nur sehr mittelbar aus der Bürgerschaft, aber sehr unmittelbar aus den Verwandten und Verschwägerten des Senats ergänzt wird, dazu, den republikanischen Geist zu tödten. Dieser kann überall nicht direkt wirksam sein, sondern nur wenn der Senat ihn dazu auffordert. Ohne den letzteren politische Versammlungen zu halten, ist sogar bei Todesstrafe verboten. Will nun die Bürgerschaft irgend einen Antrag stellen, so muß sie damit warten, bis dem Senat die Zusammenberufung eines Convents beliebt, und jetzt hat sie nur das Recht, einen Antrag des Senats so lange auszusetzen, bis der ihrige erledigt

ist. Kurz, alles verfassungsmäßige Recht der Bürgerschaft muß auf die Steuerbewilligung zurück*geführt* werden, aber diese Bewilligung ist nur eine sehr bedingte Garantie, daß auch die Bürgerschaft gehört werde. Sind Steuern nothwendig, so wird man sie deshalb nicht zurückhalten können, weil die Bürgerschaft mit diesem, oder jenem Antrag von dem Senat nicht gehört wird. Dazu kömmt noch, daß die ein und zwanzig rechtsgelehrten Mitglieder des Senats dem eigentlichen Interesse eines Handelstaats doch nur mit der Seele und dem Eide, aber weniger mit dem Leibe nahe stehen. Streitigkeiten über Rechte des Collegs und über Senatsbefugnisse werden nicht selten das, worauf es ankömmt, aufhalten. Endlich hat der Senat das unbeschränkte Recht der Besetzung aller jener Aemter und Stellen, die irgendwie als lucrativ angesehen werden können, ein Recht, das sich sogar bis auf die Redaction der Bremer Zeitung ausdehnt. Während der Verleger das Privilegium derselben jährlich mit 1800 Thalern Gold bezahlen muß, vergiebt der Senat die Redaction ohne den Redacteur zu honoriren. Sein Einfluß auf die Staatsangelegenheiten erscheint also auch in dieser Hinsicht überwiegend.

Wenn ich behauptete, der Senat der freien Hansestadt Bremen bilde eine Sippschaft, so verstehe man das nicht so, als richte derselbe vorzugsweise sein Au-

genmerk auf Verwandte und Verschwägerte, so weit es ihm das Wahlstatut gestattet. Nein, er wird vor allen Dingen immer nur Befähigte und Berufene wählen, zuzweit aber die Befähigten, oder Berufenen, welche ihm zunächst stehen. Oder sollte es bloßer Zufall sein, wenn seit einer Reihe von Jahren hinsichts der rechtsgelehrten Mitglieder des Senats der Beweis zu führen ist, daß fast immer der Sohn dem Vater succedirt, der Enkel dem Großvater, daß häufig sogar Schwäger neben einander zu Rathe sitzen. Ein solches Verhältniß existirt in keiner der anderen freien Städte.

Und doch hat der Bremer Senat der Bürgerschaft seit 1816 einen Antheil an der Rathswahl eingeräumt, während der Hamburger und Lübecker Senat sich selbst ergänzen, möchte man mir entgegnen. Ich bemerke hierauf, daß dieser Antheil nur ein scheinbarer ist. Man verfährt nämlich folgendermaßen. Der Rath fordert im versammelten Convente*) die Bürgerschaft auf, zwölf anwesende Mitglieder aus ihrer Mitte zu wählen,

*) Das Conversationslexikon von 1834 nennt den Bürgerconvent „Wittheit" (Weisheit.) Das ist durchaus unrichtig; denn unter „Wittheit" wird nur der in pleno versammelte Senat verstanden, der in vier Quartiere getheilt ist: das niedervieländische (nicht viehländische) das obervieländische, das hollerländische und werderländische Quartier, jedes mit einem Bürgermeister und sechs Senatoren.

aus denen vier zu „Vorschlagsherren" durch Loos erkoren werden. Desgleichen looset der Senat vier „Vorschlagsherren" aus seiner Mitte aus. Diese acht „Vorschlagsherren" vereinigen sich in geheimer Berathung durch Mehrheit der Stimmen über drei Wahlcandidaten, aus welchen dann der Senat allein mittelst Scrutiniums Einen zu seinem Mitgliede wählt. Man wird einsehen, daß der Senat als geschlossenes und in sich einiges Collegium mittelst der „Vorschlagsherren" aus seiner Mitte schon dafür sorgen wird, daß unter jene Candidaten ein Individuum gestellt wird, welches ihm zusagt. Als man aber die neue Wahleinrichtung feststellte, wurde zugleich bestimmt, daß sechs Stimmen der „Vorschlagsherren" genügen sollten, früher verbotene Verwandtschaftsgrade zuzulassen, ein Beweis, wie man auch hier, selbst bei einer anscheinenden Reform, bedacht war, die Sippschaft zu befestigen. Hätte man nicht dem Senat seine Ergänzung unbeschränkt überlassen können, wenn die Bürgerschaft durch Collegien ein Gegengewicht gegen diesen Körper unterhielt. Jetzt nützt ihr der Antheil an den Rathswahlen gar nicht, und eine verfassungsmäßige und geregelte Concentration der Gemeinheit, die man allenfalls 1816 hätte durchsetzen können, wurde durch jene Concession und ähnliche umgangen, oder doch hingehalten. Kurz, ich wollte nur andeuten, daß, wenn auch die Freiheit in

Bremen gesichert ist, wenn auch sich eine Oligarchie um so weniger entwickeln kann, als eine solche weder in den Handelsverhältnissen liegt noch durch jene Beziehungen, die Bremen zum deutschen Bunde unterhalten muß, und die sich auf die Basis des Friedens und nicht der Partheien stützen, zulässig erscheint — daß, wenn auch diese Gründe und noch unzählige andere die Republik garantiren, man doch längst eine zeitgemäßere und zuverlässigere Einrichtung hätte treffen können, ich meine eben jene „Reinigung", die der Senat gleich nach dem Befreiungskriege für so nothwendig erachtete. Freilich hat man damit begonnen, aber man kam nur zu einem Entwurf und das entscheidende Resultat liegt noch zur Zeit nicht vor, und man fragt sich jetzt bereits wieder, ob es nicht besser sei, dem Herkommen, der Gewohnheit und der Gesinnung die Zukunft zu überlassen, als einer neuen Verfassung, die den lebendigen Geist nicht ersetze. Wenn hier auch nicht der Ort sein kann, über das Eine, oder das Andere zu entscheiden, so müßte doch vor allen Dingen die Theilnahme der Gemeinheit, nicht des großen Bürgerrechts, an dem Staate festgestellt werden, es müßte vor allen Dingen eine magna charta — denn die Bremer haben sogar auf die englische Freiheit und deren Gewohnheiten provocirt, um darzuthun, daß das Pergament wenig garantirt, die Gesinnung aber Alles — an die Stelle der

Verträge „Tafel und Buch“ und „Neue Eintracht“ treten, es müßten dem Bürger Mittel an die Hand gegeben werden, die Verfassung auch zu seinem Vortheile in jedem einzelnen Falle in Bewegung zu setzen. Hat der Bremer Senat sogar eine solche Feststellung der Theilnahme der Gemeinheit an den Staatsgeschäften beabsichtigt, hat er die mangelhafte Einrichtung des jetzigen Bürgerconvents nicht zur Entscheidung lassen wollen über die Zukunft des Staats, hat er vorerst die Art und das Maaß der Theilnahme Seitens der Gemeinheit reguliren wollen, die nothwendigste und notorischste Reform begründen, wie solches behauptet wird, dann ist allerdings nicht abzusehen, weshalb die Bürgerschaft nicht auf eine solche Feststellung eingegangen ist. Daß der Senat früher, als die ersten Verhandlungen wegen der neuen Verfassung stattfanden, seine Zustimmung zu dieser Erledigung nicht geben wollte, währendend damals gerade die Bürgerschaft die erwähnte Vorfrage geordnet wissen wollte, kann doch jetzt die letztere nicht rechtfertigen, wenn sie nun, da der Senat anderer Ansicht ist, ihrerseits Hindernisse in den Weg legt.

Ich habe schon gesagt, daß der Senat aus 28 Mitgliedern besteht, aus 4 Bürgermeistern nämlich und 24 Senatoren, unter denen nur sieben Kaufleute sind, die übrigen aber Rechtsgelehrte. Während die Senatoren auf das Prädicat der „Hoch- und Wohlweisheit“

verzichtet haben, werden die Bürgermeister noch heutigen Tages „Magnificenz“ geheißen, eine Bezeichnung, die eigentlich nicht passender gewählt werden konnte, denn sie drückt den erhabenen und gravitätischen Charakter dieser Würde vorzugsweise aus. Eine bürgermeisterliche Magnificenz war einst eine Majestät mit einer Perrücke, statt einer Krone, und ob man die alten reichsstädtischen Beziehungen wenigstens in Bremen so viel als möglich auslöschen wollte und selbst ganz modern aus dem „Hochedlen und Hochweisen Rath“ einen „Hohen Senat“ machte, so hat man die Bürgermeister doch in ihrer „Magnificenz“ gelassen, in diesem alten Heiligenschein, der mit der Jurisprudenz und dem Gelehrtenwesen auch über den Rath von Bremen kam. Bis dahin hatte man mit dem Schwerte allein die Stadt vertreten, jetzt kam die Wage hinzu, und seit der römischen Themis starben alle reichsstädtischen Bürgermeister ruhig in ihrem Bette. Arend von Gröpelingen war der letzte Bürgermeister in Bremen, der todtgeschlagen, und Johann Vasmer der letzte, der geköpft wurde. Wenn die Bürger jetzt einem solchen Herrn auf offener Straße begegneten, so eilten sie schnell mit abgezogenem Hute auf die linke Seite. Die Zeit der „Magnificenz“ trat an die Stelle der Partheizeit, und wenn der Rath seine Stellung zu der Gemeinheit bezeichnen wollte, so sprach er von dem „Regiment.“ Und in der

That, es war ein „Regiment", das bis zur Zeit der französischen Occupation auf der Stadt lastete. Jetzt aber wurde man nicht nur von Napoleon, sondern auch von dem Rathe frei und die alte blinde Unterthänigkeit wurde durch Ehrerbietigkeit, aber durch eine sehende vertreten. —

Der Senat in Bremen ist Administrativ- und Justizbehörde, vollziehende und richtende Gewalt. Während in Lübeck die Procuratoren des Niedergerichts eine möglichst unabhängige Justiz bilden, während in Hamburg ein selbstständiges Nieder- und Handelsgericht vorkömmt, sind in Bremen alle Dikasterien — bis auf das O.-A.-Gericht — mit Senatsmitgliedern besetzt. Ein Handelsgericht ist noch zu erwarten, thäte aber zur Beschleunigung des Verkehrs außerordentlich Noth.

Das Collegium der Aeltermänner — eigentlich nur ein Vorstand der Kaufmannschaft — kam nach und nach in ein Verhältniß zur Staatsgewalt. Freilich wollte der Rath eine solche Beziehung nicht anerkennen, allein der „Kurzreckische Vergleich", der in Folge von Streitigkeiten zwischen jenem Colleg und dem „vollmächtigen Rath" entstand, verlieh dem ersteren sogar ein ausdrückliches und geschriebenes Fundament. Man wandte sich nämlich „**pro conservanda libertate contra impetitiones Senatus**" an den Kaiser, und Se. römische Majestät verwies dem Senat, der den Aelter-

manns=Eid für null und nichtig und diejenigen, so ihn geleistet, als nicht dadurch gebunden erklärt, auch das Aeltermanns=Wappen verboten hatte, sein Verfahren. Während dem Senat auferlegt wurde, Neuerungen solcher Art zu unterlassen, wurde den Aelterleuten das Recht eingeräumt, „bürgerliche Klagen dem Rath mit geziemender Ehrfurcht zu recommandiren, der letztere solle dieselben nach Billigkeit reflectiren, und sollten die Aelterleute dabei mit aller Liebe, Vernunft und Bescheidenheit tractirt werden." Wenn nun der Bürgerconvent in neuerer Zeit dahin organisirt wurde, daß die Bürger nicht unter Leitung der Aelterleute nach den vier Quartieren stimmen, sondern in pleno selbstständig, so mag man darin eben nicht den guten Erfolg erblicken, welchen der Senat damit verband. Dieser behauptete nämlich, daß solcherweise viele neue und zweckmäßige Staats=Einrichtungen herbeigeführt werden würden, denen bis dahin das Collegium der Aelterleute, als opponirende Corporation, entgegen gestanden hätte. Da der Bürgerconvent nur aus dem großen Bürgerrechte und der Handelsfreiheit zusammengesetzt war, also hier doch nur vorzugsweise die kaufmännischen Interessen berücksichtigt wurden, die Aelterleute aber eben diesen Interessen vorzustehen bestimmt waren, so konnten sich nicht wohl Conflicte dieses Collegs mit der Bürgerschaft ergeben. Wollte dagegen der

Senat wirklich andere Interessen auf dem Bürgerconvente vertreten sehen, als die der Großbürger, so genügte dazu nicht bloß eine Milderung des Einflusses der Aelterleute, es war vielmehr eine Ausdehnung dieses Convents auf die Gemeinheit erforderlich. Während man also der Bürgerschaft die Stütze eines Collegs entzog, die einzige Concentration, die hier noch bestand, gab man dem Gemeinwesen nicht die geringste Aussicht auf eine übersichtlichere Vertretung. Neuerdings mag man auch diesen Mißgriff erkannt haben; denn der Verfassungs-Entwurf, der leider ad acta gelegt zu sein scheint, bestimmt, das Collegium der Aelterleute solle als ständiger Ausschuß der Bürgerschaft angesehen werden.

Die gesellschaftlichen Zustände Bremens im Detail zu schildern, fehlt es hier an Raum. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß die Familie die Grundlage derselben bildet. Vielleicht existirt in Bremen allein noch die Gewohnheit, daß sich die Familie allwöchentlich bei den Eltern, oder Großeltern, an sogenannten „Kindertagen" versammelt. Wer möchte läugnen, daß dieser Boden nicht die schönsten Früchte reife, Früchte, die selbst das Unkraut desselben übersehen lassen. Aber Familienleben hat vor allen Dingen einen beschränkten Horizont, und der Horizont einer Republik, auch der kleinsten, soll nie das Dach des Hauses sein. Auf dem

Capitol wollen wir Bürger sehen, und keine Familienväter. Es läßt sich eben so wenig läugnen, daß die Familien in Bremen die Oeffentlichkeit und selbst die Freiheit bedrängen, daß sie nach Vorurtheil und Herkommen Menschen und Dinge beurtheilen, die eines größeren Maßstabes werth sind, daß sie, statt einer öffentlichen Meinung, die hier gerade am Orte wäre, selbst Familiengeklatsch zur Entscheidung lassen, daß es durch sie dahin gekommen ist, daß man sich fragt, nicht: „ist das recht?" sondern: „was werden die Leute dazu sagen?" Unterwürfigkeit der großen Menge, die meistens von den Familien abhängig ist, Beeinträchtigung selbst der individuellen Freiheit sind die nächsten Folgen des in Bremen vorwaltenden Familienverbandes. Wie sehr diese Republicaner die Oeffentlichkeit scheuen und ein Urtheil, das außerhalb jener Einflüsse steht, ist zunächst aus der Presse und Censur ersichtlich. Jene ist eben so furchtsam, wie diese vorsichtig. Nicht ein Wort über bremische Zustände, das Diesem oder Jenem beschwerlich fallen könnte, wird hier zugelassen; Alles, was dahin gerichtet ist, muß mit weichem Wulst und selbst mit Ehrerbietung umgeben werden. Auch die Presse soll „bescheiden" sein — wie die Bremer sich ausdrücken — d. h. den lieben Gott einen guten Mann sein lassen und den Bürgermeister und Rathsdiener auch. Wer macht davon eine Ausnahme?

Literatur und Kunst können in einem Handelsstaate nur partie honteuse sein. Wo sie in Bremen — abgesehen von einzelnen Celebritäten, die mit Bremen nichts Anderes zu schaffen haben, als daß sie dort zufällig geboren, oder ansässig sind — vorkommen, sind sie meistens auch nur Familiensache. Man dichtet und musicirt unter sich, für Dilettanten und Freunde, wenn es den Dichtern nicht schlimmer ergeht und sie öffentlich für Almosen dichten müssen. Eine geistige Regsamkeit ist in Bremen schwerlich anzutreffen, so wenig, wie in einer andern Hansestadt; doch muß man zugeben, daß es auch hier Einzelne gibt, die von Allem, was in dieser Hinsicht vorgeht, Notiz nehmen und selbst für eine Fortsetzung ihrer Bibliothek Sorge tragen. Bildung ist in den ersten Ständen nicht ungewöhnlich, Leben und Enthusiasmus aber selten. Was man lernt und studirt, studirt man, wenn es nicht Brodwissenschaft ist, aus gutem Ton, oder aus ererbter Gewohnheit; obwohl auch hier Ausnahmen stattfinden und Einzelne der Wissenschaft und Kunst selbst im Stillen aus Beruf huldigen. Im Ganzen wird man also zugeben müssen, daß Bremen eben so wenig ohne Befriedigung für den Geist ist, wie auf der anderen Seite der Durchschnittsmaßstab durchaus kein anderer ist, als der des Handels, und eines Handels, der weniger einen Handelsstaat repräsentirt, als Handelsleute. Es gibt hier

viele Kaufleute, denen Bremen eben nur als Vermittelungsort ihrer Interessen lieb ist und die sich nicht im geringsten nach einem patriotischen Horizont umsehen. Diese Stadt ist ihnen so lieb und werth, wie ihr Comptoir, wie ihr Lagerhaus, wie ihre Tabaksfabrik, wie ihre Thranbrennerei; aber gerade, weil sie ihnen so werth ist, wie diese Dinge, können sie deshalb nicht den geringsten Tadel ertragen. Freilich bieten nicht nur die anderen Hansestädte, sondern überhaupt alle Handelsstädte ähnliche Zustände. Handel, der sich nicht an eine großartige Politik lehnt, wie z. B. der carthaginensische und englische, wird stets den kleinlichsten und unheimlichsten Egoismus aufwühlen, oder ihn doch mehr bloß stellen, als solches in jenen Staaten, die andere Sympathien, wenn auch nur scheinbar, vor die Handelsinteressen stellen können, möglich ist.

Adel und Juden sind von Bremen ausgeschlossen, jener bedingungsweise, so daß er keinerlei Vorrechte geltend machen kann, diese unbedingt. Bekanntlich hat der Bürgermeister Smidt in Bremen, der an den Congreß-Verhandlungen in Wien Theil nahm, hauptsächlich zur Feststellung des alten Zustandes in dieser Hinsicht beigetragen.

Die Stadt Bremen liegt an beiden Ufern der Weser, die sie in Alt- und Neustadt scheidet, und hat einen Umfang von 17,460 Fuß. Ihr größter Längendurch-

messer beträgt in der Altstadt 6600 Fuß, in der Neustadt 5700, der größte Breitendurchmesser, queer durch Alt- und Neustadt gezogen, 4200 Fuß. Wenn der Herzog von Würtemberg die alte Stadt Bremen im Jahre 1592 eine „ungesunde, unflätige, stinkende Stadt" nannte, so mochte man diesen Angriff damals nur dem durchlauchtigen Verfasser nachsehen, denn der bremische Patriotismus von 1592 wird eben so rücksichtslos gewesen sein, wie der heutige. Nichtsdestoweniger hat man jene Mängel in der späteren, neueren und neuesten Zeit sehr verbessert. Mit den Holländern und Calvin kam nicht nur die Reinlichkeit und Sauberkeit in den Gottesdienst, sondern auch in die Häuser. An Sonn- und Feiertagen ist Bremen sogar so gescheuert und glänzend, wie das Dorf Brook im Waterlande. Und der Wall, der sich, an der Stelle der alten Festungswerke, längs der ganzen Altstadt, parallel mit der Weser hinzieht, ist nun vollends mit Blüthen und Blumen und Wohlgerüchen aller Art geschwängert. Aber nicht nur die Atmosphäre Bremens ist seit 1592 bedeutend reformirt worden, sondern auch Häuser und Straßen haben sich dem Jahrhundert nicht entziehen können. Wo es nur angeht, bieten sich Verschlingungen moderner Bauten mit alten, und wo sich neue Straßen und Anlagen entwickeln, müssen sie nach den neuesten Plänen der Baukunst ausgeführt werden. Geschmackvolle Bauten will

man demungeachtet in Bremen vermissen; eine Behauptung, die allerdings wahrscheinlich ist, da Bremen in der That in Geschmackssachen keine Stimme hat. Dazu ist es zu gewohnheitsliebend und zu sehr befangen in alter guter Sitte, die Ersprießlicheres fördert, als Moden. Das Angenehme, welches sich nicht mit dem Nützlichen vereinigen läßt, wird immer nur nebenbei in Betracht kommen, aber Häfen, Straßen und Chausseen, die allenthalben in Beziehungen zu dem practischen Leben stehen, werden so wenig hinter dem Fortschritt des Jahrhunderts zurückbleiben, wie Essen und Trinken. Ich verweise auf die Speisekarte von 1839, zu Anfang dieses Capitels, und bin der Meinung, daß man weder zur Zeit des Herzogs von Würtemberg, noch zu der des Befreiungskrieges so ausgewählt gegessen hat. Ja, ich bin der Meinung, daß sich diese Speisekarte mit jeder Speisekarte der civilisirten Welt messen kann. Bezeichnend aber ist es für den Charakter der Bremer und für das Preisverhältniß des Magens und Geistes in Bremen, daß an jenem Tage, an welchem die Freiwilligen für drei und einen halben Thaler speisten, sie umsonst das Theater besuchen durften.

Der Umfang des bremischen Territoriums, die Stadt mit eingeschlossen, beträgt ungefähr 4⅔ Quadratmeilen. Die Bevölkerung von Stadt und Gebiet wird auf 60,000 Seelen anzuschlagen sein, von denen über

40,000 auf die Stadt zu rechnen sind. Die herrschende Kirche, im eigentlichen Sinne des Worts, ist die reformirte; aber die lutherische Kirche zählt nichtsdestoweniger die Majorität der Bevölkerung, die aus den naheliegenden hannöverschen Landestheilen fortwährend Zufluß erhält, aber meistens nicht an Wohlhabenheit, sondern an dienender und arbeitender Classe. Dieser lutherischen Gemeinde ist nur eine Kirche, die von St. Petri, oder der Dom, zum Gottesdienst eingeräumt, während die reformirte die übrigen Kirchen benutzt und der Kirchspieleintheilung zum Grunde liegt.

Die Aemter und Flecken Vegesack und Bremerhafen sind von der Stadt und deren unmittelbarem Gebiete durch hannöversche Landestheile getrennt. Von Vegesack besaß Bremen bis zum Jahre 1803 nur den 1619 erbauten Hafen nebst dem Hafenhause, eine Einrichtung, die dadurch nothwendig wurde, daß die Seeschiffe nicht zur Stadt selbst gelangen können, wie z. B. in Hamburg und Lübeck sogar, indem das Fahrwasser der Weser nur bis Vegesack ausreicht und die Fluth auch nur in einzelnen Springfluthen in der Stadt verspürt wird. Seit 1803, wo dieser Flecken durch Austausch an Bremen fiel, hat er sich durch Industrie, Handel, Schifffahrt und Schiffbau bedeutend gehoben. Letztere beide sind natürlich vorherrschend, und der Schiffbau dient sogar den Häusern als architektonische Regel. Man findet hier

welche, größtentheils von Holz, die wie Schiffe angetheert und solcherweise gegen Wind und Wetter, Sonnenhitze und Regen geschützt, auch im Innern wie Cajüten eingerichtet sind. Ein Beweis, daß die Seefahrer die Reminiscenzen ihres gefahrdrohenden Handwerks wenigstens in der gefahrlosen, aber einförmigen Weise, die ihrer auf dem Trocknen harrt, zu erhalten bemüht sind.

Bremerhafen ist erst im Jahre 1827 durch Kauf von Hannover bremisch geworden. Man empfand zu sehr den Mangel eines Hafens unmittelbar an der Mündung der Weser, und zwar um so mehr, weil auch die Landeshoheit jenes Distrikts in den Händen fremder Mächte war, die dem bremischen Handel durch Verhinderung und Beschränkung der Schifffahrt, wenn auch nur in einzelnen Fällen, mancherlei Erschwernisse in den Weg legen konnten. Nachdem der Elsflether Zoll endlich aufgehoben worden war, verfuhr namentlich Oldenburg, sich auf die Quarantaine-Einrichtung stützend, verschiedentlich in solcher Weise. Also schon aus diesem Gesichtspunkte war der Ankauf zu rechtfertigen, eben so sehr aber aus dem, daß ein bequemer Hafen an der Mündung der Weser der Zweck dieses Ankaufs war. Der Bau desselben begann im Juni 1827 und wurde bereits im Herbste 1830 beendigt. Der Hafen besteht aus einem Außenhafen, dem Bassin nebst den dazu

gehörenden Schleusen und einem Hinterhafen. Der letztere, der eigentliche Hafen, hat eine Länge von 2600 Fuß und eine Breite von 216. Der niedrigste Wasserstand, welcher in Bremerhafen beobachtet wurde, betrug 17 Fuß 7 Zoll unter 0, der höchste 9 Fuß über 0, ein Wechsel, der eine Steigerung von 26 Fuß ergibt. Gewöhnlich aber ist nur eine Steigerung von 10 Fuß.

Seit vollendetem Hafenbau ist Bremerhafen ein ansehnlicher Flecken geworden, der vielleicht schon, außer den Amtsgebäuden, 140 Wohnungen umfaßt. Viele Kaufleute besitzen hier Lagerhäuser für diejenigen Waaren, die sie nicht sogleich absetzen können. Wenn man aber besorgte, Bremen werde noch einmal der Größe von Bremerhafen nachstehen müssen, so wird sich solche Besorgniß wohl so bald nicht erfüllen; denn der Boden von Bremerhafen reicht für eine geräumige Ansiedelung nicht aus. Kaum gedeihet hier ein Baum, bis auf die Weide, und selbst Gemüse wird hier nur spärlich gezogen. Somit muß der Lebensbedarf zum großen Theil aus dem nahen Bremerlehe herbeigeschafft werden. Man kann leicht ermessen, daß die Bewohner von Bremerhafen unter solchen Verhältnissen auch nicht anziehen. Wer sich hier niederließ, beabsichtigt, zu gewinnen, und dieses sterile Motiv harmonirt sehr mit der eben so sterilen Natur.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Hamburg. — Allgemeines. — Lage und Einrichtung für den Handel. — Anblick Hamburgs von Harburg und Schiffbeck. — Verfassung. Der Senat. Die bürgerlichen Collegien. Der Bürgerconvent. — Die Justiz. Niedergericht. Handelsgericht. Obergericht. O.-A.-Gericht. — Résumé der Verfassung. — Einige Bemerkungen über die Stellung der Presse. — Kirche. — Schulwesen.

Hamburg ist Weltstadt, sagte ich irgendwo. Aber Hamburg ist eine Weltstadt mit einem sehr beschränkten Hintergrunde, mit einem Hintergrunde, der noch bis auf den heutigen Tag aus den alten reichsstädtischen Elementen — guten wie schlechten — besteht, die sich hier nicht breit machen können, die aber doch allenthalben durchtönen. Während der Handel Hamburgs in die Welt strömt, hat die Stadt Hamburg mit den Stadtthoren ein Ende. Sie gewährt keine bedeutenden Einflüsse, noch empfängt sie dieselben. Locale Interessen und Tendenzen bilden den Mittelpunkt dieser Hansestadt so gut, wie den der andern; nur treten sie weniger sichtbar hervor, da der Verkehr, das Marktgewühl,

die Masse die Einzelnen nicht zu Worte kommen läßt, wenigstens nicht in der Oeffentlichkeit. Verfolgt ihr aber den rothen Faden, so werdet ihr bald einsehen, daß er hier eben so gut in Familien und localen Beziehungen endet, die freilich in der Vogelperspective liegen. Das konnte nicht anders kommen, berücksichtigt man Geschichte und politische Entwickelung Hamburgs, die eben nur im Style einer Chronik gehalten sind. Nichtsdestoweniger übte der Handel eine rückwirkende Kraft aus, er führte nebenbei wenigstens geistige und moralische Interessen und Beziehungen zu dem Jahrhundert ein. Hamburg nahm an der Geschichte keinen Theil, aber es empfand durch die Fühlfäden des Handels, *die alle* Völker berührten, ihre Schwingungen. Man hörte hier die Geschichte, so gut das Tagesgeräusch es zuließ, und improvisirte im September 1830 sogar Variationen auf das allgemeine Thema, aber in hamburgischer Weise. Während man anderwärts mit den Regierungen in Collision gerieth, gerieth man in Hamburg mit den Juden in Collision. Kurz nachdem der Herzog von Braunschweig aus Braunschweig vertrieben worden war, wurden die Juden aus den hamburger Pavillons vertrieben. Es war eine gefährliche Emeute, die Emeute gegen die Emancipation im Jahre der Emancipation.

Indeß Hamburg ist Weltstadt, eine Weltstadt von Kaufleuten erbaut. In den letzten fünf und zwanzig

Jahren hat sie sich nicht nur alle Vortheile wieder errungen, die frühere Mißverhältnisse und unglückliche Conjunkturen ihr abgezwungen hatten, sie hat sie auch außergewöhnlich vermehrt und sich auf einen Standpunkt gestellt, den größere und größte Staaten nicht höher einnehmen. Wenn dieser Stadt nicht der Enthusiasmus einer Nation zu Statten kömmt, wenn sie nicht aus einer großen und erhabenen Entwickelung hervorgegangen ist, sondern wie ein Parvenu aus dem Augenblick, so steht sie doch derb, fest, stolz und ausgefressen, mit allem Bewußtsein einer Stadt von Gewicht, an den Ufern der Elbe, der üppigen, wollüstigen Braut, die mit dem Meere die Hochzeit feiern will. Hamburg lächelt nicht wehmüthig und sehnsüchtig, wie die Berge oberhalb Dresden, zu dieser Braut hernieder, sondern listig, blinzelnd, schmunzelnd und den Kuppelpelz berechnend, den jene Vermählung gewähren wird.

Die Lage Hamburgs in mercantiler Hinsicht möchte von keiner anderen Seestadt des Continents erreicht werden. Wenn diese Stadt solcherweise Amsterdam übereilte, so rivalisirt sie mit London und Liverpool. Vielleicht ist sie die zweite Handelsstadt Europas. Am nördlichen Elbufer gelegen, da wo sich dieser Hauptfluß mit der Alster vereinigt, beträgt ihre Entfernung von der Nordsee nur achtzehn deutsche Meilen, die von der Ostsee höchstens neun. Tägliche Verbindungen sind

Hamburg mit der transatlantischen Welt, mit England, Frankreich, Belgien, Holland u. s. w. durch die Nordsee eröffnet; mit Rußland durch die Ostsee; mit Copenhagen und den dänischen Inseln durch Kiel; mit Hannover und Bremen durch Harburg; mit dem übrigen Deutschland durch die Elbe. Dazu kömmt der Vorzug, den die Elbe bietet, die hier in Meilenbreite wogt, der Vorzug, daß Schiffe, welche funfzehn Fuß Wassertiefe gebrauchen, mit voller Ladung zur Stadt gelangen können. Im Hafen selbst hat das Wasser eine Tiefe von zwanzig Fuß. Die Alster, welche die Stadt durchschneidet und innerhalb derselben sich in die Elbe ergießt, bildet östlich von der Stadt das Alsterbassin, aus welchem Canäle in dieselbe geleitet sind zur bequemen Entladung der Kaufmannsgüter in die Speicher. Diese Canäle werden „Fleethe" geheißen und dienen dem Handel besser, als der Gesundheit, die von dem stehenden Wasser derselben keine heilsamen Einflüsse empfängt. Aber was ist Gesundheit in Hamburg? Hier ist der Handel so ausschließlich Höhepunkt des Lebens, daß man um diesen Preis sicherlich nie eine Reform veranlassen wird. Wenn ein Fremder wegen der nachtheiligen Ausdünstungen jener Canäle warnt, wird man ihm sicher entgegnen: „wir bedürfen ihrer, und unsere Vorfahren erreichten ein hohes Alter, trotz dieser Canäle."

Ueberraschend ist die Ueberfahrt von Harburg aus

über die Elbe nach Hamburg, überraschend wie eine Fata morgana der Anblick Hamburgs, wenn sich Schiffe, Ufer, Häuser, Thürme, Massen und Details aus dem Nebel und den Dünsten des Wassers gleichsam zu entwickeln scheinen. Harburg ist ein freundliches hannöversches Städtchen am südlichen Ufer der Elbe, Hamburg gegenüber, das jedoch hinter der Weite und den Inseln der Elbe liegt. Mag man von der nach Harburg herabführenden Chaussee die hohen Thürme der alten Hansestadt erblickt haben, in Harburg selbst überschaut man nur den breiten unbegrenzten Spiegel der Elbe, die einförmig und höchstens von kleinen Schiffen belebt erscheint. Die Erwartungen werden durch die langweilige Ausdehnung des Flusses gespannt, der an Hamburg vorüberfließt und doch nicht einmal eine Einleitung Hamburgs ist. An dem südlichen Ufer regt sich der Kleinhandel eines hannöverschen Landstädtchens, an dem nördlichen braust der Verkehr der ganzen Handelswelt im chaotischen Gewirre; aber zwischen dieser Entwickelung liegt die Stille der Elbe, wie eine Stille des Grabes, wie ein Fluß der Unterwelt. Die Fahrt von Harburg nach Hamburg kann man nun auf dem eben nicht sehr eilfertigen Dampfboote, oder dem „Post-Ever" unternehmen. Ersteres legt an der Vorstadt: Hamburgerberg an, letzterer an dem „Baumhause;" ersteres ist theuerer, aber sicher, letzterer ist wohlfeiler,

aber unzuverlässig, wenn Sturm und Eis den Fluß belästigen, und langsam, wenn der Wind *nicht den* Fährleuten beisteht. Die Fahrt durch die Elbinseln bietet wenig Anziehendes, Elbdeiche, Weidenbäume und Bauerhöfe entschädigen den Reisenden nicht wegen der verspäteten Anschauung Hamburgs. Aber gewaltig und massenhaft entfaltet sich Hamburg, wenn das Schiff in die große Elbe, das eigentliche Fahrwasser, gelangt. In langer, unendlicher von Altona unterstützter Ausdehnung liegt die Stadt jenseits. Wir schiffen weiter und das verworrene Geräusch, das die rastlose Geschäftigkeit um Hamburg verbreitet, schallt näher und näher an unser Ohr, die Massen am Ufer gestalten und scheiden sich, wir erkennen die Gegenstände und die Menschen, der Fluß scheint fester Boden zu werden, so drängen und beengen sich die Schiffe, der Mastenwald im Hafen verbirgt wiederum die Häuser, die wir früher erblickten. Jetzt befinden wir uns in einer Seestadt. Paläste, Häuser, Hütten aus Schiffen, Matrosen und Zollbediente umgeben uns. Das Schiff windet sich mühsam durch die wogende Gasse. Wir landen am Baumhause, wo das feste Land eben so laut und verworren tönt, wie noch eben der Fluß. Keine Ruhe, keine Besinnung, Lastträger dringen auf uns ein, Droschkenführer empfehlen sich, wir überlassen uns bewußtlos den Dienstfertigen. Erst im Gasthofe, wenn wir den Knäuel des

Tages, der den Käsemaden in dem Hydro-Oxygen-Gas-Mikroskop des Herrn Döbler glich, glücklich überwunden haben, schöpfen wir Athem. Gewiß Hamburg ist Weltstadt. Dieser glückliche Freistaat sieht sich von Staaten und Nationen gehuldigt; das materielle Getreibe hat hier nichts Kleinliches; die Achse der Menschheit, der Handel, erscheint hier in aller Majestät. Diese lebendige Charakteristik der stolzen Hansestadt wird uns übrigens nur zu Theil, wenn wir über die Elbe zu ihr heranschiffen, durch das üppige Handelsgewühl queer durch. Friedlicher und anmuthiger vielleicht ist eine andere Vue von Schiffbeck aus, das, hochgelegen, über die Bille emporragt, den zweiten Nebenfluß Hamburgs. Scharf abgeschnitten, aber ohne das Geräusch des Tages, stellt sich hier die Stadt entgegen. Es ist ein Bild. Hamburg von der Elbe aus ist ein theatrum mundi.

Die Verfassung Hamburgs ist bis jetzt noch die geregeltste der freien Hansestädte. Die Hoheit des Staats beruhet auf dem Senate und der Bürgerschaft; aber der letzteren ist eine angemessenere Mitwirkung verfassungsmäßig eingeräumt, als in Lübeck und Hamburg, eine festere Stellung, ein sicherer Wirkungskreis.

Betrachten wir zuerst den Senat. Er besteht aus vier Bürgermeistern, von denen drei Rechtsgelehrte sind, während der vierte der Kaufmannschaft angehört, vier

und zwanzig Senatoren, unter denen eilf Rechtsgelehrte, die übrigen Kaufleute, und vier Syndicis mit berathender Stimme. Die „Hoch- und Wohlweisheit" wird hier, wie in Lübeck, par excellence dem Senat eingeräumt, die Magnificenz den Bürgermeistern und die Magnificenz in Bausch und Bogen den Syndicis.

Dem Senate gegenüber stehen die Collegien der Oberalten, der Sechsziger und Hundertachtziger, die die gesetzlichen Repräsentanten der Bürgerschaft sind und derselben ein festes collegialisches Fundament verleihen, ohne daß jedoch dieses collegialische Verhältniß ein ausschließliches wird. Die Bürgerschaft ist nämlich nicht gezwungen, sich jenen Collegien zu überlassen, sie findet vielmehr nur eine Anlehnung in ihnen und in den Bürgerconventen, zu welchen jeder „erbgesessene*)" Bürger zugelassen wird, die eigentliche Vertretung. Während die Bürgerschaft berechtigt ist, hier zu erscheinen, sind jene Collegien dazu verpflichtet. Es tritt also nie der Fall ein, daß eine Gleichgültigkeit der Gemeinheit gegen den Staat diesem Nachtheil bringen kann, wie in Bremen, wo die Abwesenden nicht durch gesetzliche Organe vertreten werden. Die Collegien der Oberalten, der Sechsziger und Hundertachtziger wachen über den Interessen der Bürgerschaft, verhandeln

---

*) Der mit einem Grundstück angesessen ist.

mit dem Rathe über minder wichtige Angelegenheiten, Namens der Bürgerschaft, und bereiten diejenigen Sachen vor, welche der Rath derselben zur Annahme proponiren will. Wenn indeß schon gesagt ist, daß diese Collegien die Gemeinheit im Allgemeinen nicht bevormunden, so bevormunden sie dieselbe auch nicht in dem besonderen Falle, wo diese ausnahmsweise nicht in gehöriger Anzahl auf dem Convente erscheint. Ohne Anwesenheit von wenigstens 195 „erbgesessenen" Bürgern auf dem Convente kann nämlich nie ein Rath- und Bürgerschluß, der Ausdruck der Staatshoheit, zu Stande kommen. Die Collegien dienen daher auch hauptsächlich zur Organisirung des Bürger-Convents, der nun nicht eine unzusammenhängende und sich selbst unklare Masse ist, wie in Bremen, und auch keine in Collegien und Sonderinteressen aufgelöste Gemeinheit, wie in Lübeck. Die hamburgische Verfassung läßt die einzelnen Bürger zur Theilnahme an dem Staat, aber sie gewährt der Gemeinheit einen Ausschuß, der sich nothgedrungen mit demselben beschäftigen muß und in allen Fällen seine Uebersichtlichkeit der Gemeinheit mittheilen wird. Den Collegien steht es auch zu, dem Rathe Vorschläge zu machen, obwohl der letztere im Allgemeinen die Initiative hat. Der Receß von 1612 nennt sie das „Auge des Staats."

Diese Einrichtung ist in der That so demokratisch,

wie möglich. Wenn sie auch der bremische Constitutions-Entwurf nachzuahmen scheint, so verdient doch ein wesentlicher Vorzug der hamburgischen Verfassung um so mehr Erwähnung, als ihn die neue Constitution, die man in Bremen vorbereitet, zweifelsohne nicht enthalten wird, ich meine die ausschließliche Verwaltung des Staatsvermögens von Seiten der Bürgerschaft. Schwerlich gibt es eine bessere Garantie gegen oligarchische Einflüsse. Zehn Bürger, je zwei aus den fünf Kirchspielen, haben die Staatskasse in Händen. Man nennt sie „Kämmerei-Bürger.“ Jährlich tritt einer von ihnen aus. Die „Kämmerei-Bürger“ präsentiren sodann — was auch bei dem Tode *eines* Mitglieds geschieht — der Bürgerschaft vier Personen, die aus dem Kirchspiele, in welchem die Vacanz stattfindet, genommen und „erbgesessene“ sein müssen. Von diesen erwählt die Bürgerschaft zwei Competenten, unter denen der Rath, vermittelst des Looses, entscheidet. So ist also dem Rathe jede Einwirkung auf die „Kämmerei-Bürger“ benommen, das Staatsvermögen ist in den sichersten Händen und alle möglichen Irrungen oder Willkürlichkeiten schwinden. Der zehnte April des Jahres 1563 nahm dem Senate die Verwaltung des Fiscus, mit welchem er bis dahin nach Belieben geschaltet hatte. Wenn nun der Senat an der Verwaltung des Staatsvermögens keinen Antheil nimmt, so ist er hauptsächlich

nur aufsehende und vollziehende Behörde. Will man seine Befugnisse detailliren, so kann es ungefähr in folgender Weise geschehen. Der Senat hat das Recht, Gesandte zu accreditiren und die Accreditive derselben entgegen zu nehmen; Privilegien zu ertheilen; das Staatssiegel ist seinen Händen anvertraut; er hat die Aufsicht über das Staats-Archiv, das Begnadigungsrecht und das Recht der Dispensation bei vorkommenden Ehehindernissen. Er ergänzt sich selbst, und man hat diese Ergänzung, bei welcher noch das Loos zu Hülfe genommen wird, häufig getadelt. Aber sollte sie in der That zu Befürchtungen Veranlassung geben können, wenn die Gemeinheit hinlänglich vertreten wird? Sollte nicht vielmehr dem Senat größere Einsicht einer passenden Ergänzung seiner Mitglieder zuzutrauen sein, als der Bürgerschaft, die die bequeme und zweckgemäße Einrichtung dieses Collegs nie in dem Grade würdigen wird, wie es selbst. Unbefähigte Candidaten wird der Senat gewiß schon aus dem Grunde nicht zulassen, weil die Befähigten sie in den Geschäften vertreten müßten. Zudem werden Kaufleute, die mit Recht die Majorität des hamburgischen Senats bilden, eine Berufung zu dieser Charge höchstens als eine Ehre, nicht aber als einen Vortheil betrachten.

Wenn es bis zu der neueren Zeit als ein gutes Zeichen des Regiments angesehen werden kann, daß selten

eine Differenz zwischen dem Rath und der Bürgerschaft eintrat, so muß man diese Wahrnehmung auch noch von der neuesten Zeit gelten lassen; auffallende Differenzen haben sich wenigstens nicht manifestirt. Bis zum Jahre 1830 aber war seit 1710 nur einmal der Fall vorgekommen, daß die Bürgerschaft von dem ihr zustehenden Rechte, dem Rathe eine sogenannte „Nebenproposition" vorzulegen, Gebrauch machte. Man versteht darunter den Fall, wenn die Bürgerschaft ausnahmsweise von der eigentlich dem Rathe zustehenden Initiative Gebrauch macht. So wenig sich nun aber auch eine absichtliche Opposition irgendwie ergibt, so sehr hält dennoch die Bürgerschaft auf ihre Gerechtsame, und zwar bis zur Form. Als der regierende Bürgermeister im Jahre 1658 die Anrede an die versammelte Gemeinheit des Convents nicht mit der üblichen Einleitung: „Mitbürger, vielgeliebte Mitbürger" begann, bat man den Senat ausdrücklich, es bei der alten Form zu lassen, die allerdings diese höchste Behörde daran erinnert, daß sie keine von der Gemeinheit getrennte Corporation sei, sondern vielmehr ein Ausschuß derselben. Diese Verschmelzung aller Gewalten zu einem großen republicanischen Ganzen, die auch aus dem erwähnten Gesuche spricht, hat nicht minder die Einrichtung hervorgerufen, daß die Bürgerschaft nach den Kirchspielen stimmt. Das collegialische Uebergewicht der Oberalten, der Sechs-

ziger und Hundertachtziger kann somit in keiner Weise der öffentlichen Meinung vorgreifen. Wenn ich eine ähnliche Einrichtung in Bremen nicht gut hieß, so wird man diese Ansicht dadurch gerechtfertigt finden, daß die Aelterleute in Bremen ohne alle ausdrückliche Beziehungen zur Bürgerschaft sind. Die stillschweigenden, welche durch Gewohnheit und das Verhältniß der Quartiere veranlaßt wurden, sind indeß durch die neuere Einrichtung der Abstimmung nach Kirchspielen wieder beseitigt worden. Jetzt findet in Bremen nicht einmal eine Opposition der Prüfung statt, der Anschauung von verschiedenen Seiten, indem das Collegium der Aelterleute für den Bürgerconvent durch jene Einrichtung ganz nutzlos geworden, die Bürgerschaft aber keinesweges zu einer um- und übersichtlichen Theilnahme an dem Staate geeignet ist. Sie nimmt nämlich nur dann an diesem Staate Theil, wenn sie dazu berufen wird, nicht aber durch eine permanente Repräsentation.

Ich sagte, die Bürgerschaft in Hamburg stimme nach Kirchspielen. Aus den fünf Kirchspielen wird dann nach Majorität der Bürgerschluß gebildet. Sollte sich Rath und Bürgerschaft nicht einigen können, so werden nunmehr in gleicher Zahl sechszehn bis zwanzig Mitglieder erwählt, deren Entscheidung (nach der Majorität) als vollständiger Rath- und Bürgerschluß angenommen wird. Sollten auch diese durch Stimmen-

Gleichheit nicht zu einem Beschluß gelangen können, so werden aus ihrer Mitte fünf Personen durch das Loos gewählt, die, gleichviel ob Senatoren oder Bürger, einen Beschluß fassen, der Gesetz wird. Man wird einsehen, daß auch diese Einrichtung auf demokratischer Basis beruhet; in keiner Weise ist dem Senat ein Uebergewicht in die Hand gegeben.

Die Justiz=Verfassung Hamburgs übertrifft, ohne vollkommen zu sein, wenigstens die Lübecks theilweise, die Bremens ganz und gar. Das Niedergericht besteht nicht aus Senats=Mitgliedern. Sein Personal, aus einem Präsidenten und sechs Richtern, von denen zwei Rechtsgelehrte sind, die übrigen *Kaufleute, ist der* Bürgerschaft entnommen. Die rechtsgelehrten Mitglieder verwalten ihr Amt lebenslänglich; die Kaufleute werden jedesmal nach zwei Jahren durch andere ersetzt. Dieses Gericht ist erste Instanz für alle Sachen, die nicht der Prätur anheimfallen, oder dem Handelsgericht.

Die Prätur (erste und zweite) wird von zwei Mitgliedern des Raths verwaltet. Sie ist competent für Mieth= und Zinssachen, so wie für alle Civilstreitigkeiten, die den Werth von 400 Mark Banco nicht übersteigen. Ist solches der Fall, so müssen sie vor das Niedergericht gebracht werden, das zugleich in Injuriensachen und Polizeivergehen entscheidet und in eigentlichen Criminalsachen die Untersuchung versieht.

Das Handelsgericht entscheidet in allen Handelssachen im weitesten Umfange des Worts, so wie in allen Processen, die aus Handels-, Fracht- und Schiffbausachen entstehen. Das Personal dieses Gerichts ist gleichfalls der Bürgerschaft entnommen, aus einem Präses und Vicepräses, die Rechtsgelehrte sind und ihr Amt lebenslänglich verwalten, und aus neun kaufmännischen Richtern zusammengesetzt, von denen alljährlich drei austreten, die durch andere ersetzt werden. Für Streitangelegenheiten, die den Werth von 500 Mark Banko nicht übersteigen, ist dieses Gericht erste und letzte Instanz; jedoch hat der gravirte Theil das Recht, von einer Kammer des Handelsgerichts an die andere zu appelliren, und, im Falle der Reformation, an beide vereint. Bei dem Handelsgericht findet nnr eine mündliche Verhandlung statt. Die Absonderung der streitigen Commerssachen von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit involvirt zwei Vortheile, einmal den, daß Gewohnheit und Usance, die in Handelssachen vorwalten, nicht an der wissenschaftlichen Themis zu leiden haben, und dann den, daß eine rasche Erledigung und eine unmittelbare Entscheidung stattfindet. Bei Handelssachen ist stets Gefahr im Verzuge und der gewöhnliche Gerichts-Schlendrian hält nicht nur Manchen ab, sein Recht zu suchen, sondern er verhindert auch Manchen an seinem Rechte, da nur der Schaden ersetzt wird,

der erwiesen werden kann, die Langsamkeit des Processes aber häufig Schaden veranlaßt, der nicht erwiesen werden kann. Mit einem Worte, Handelsfragen dürfen nicht an jahrelange Erörterungen gebunden werden, denn der Handel ist Sache des Augenblicks, wie keine andere.

Das Obergericht, welches nur aus Mitgliedern des Raths besteht, ist zweite Instanz aller Sachen, die von dem Nieder- und Handelsgerichte in erster Instanz verhandelt sind und die erforderliche Appellationssumme aufzuweisen haben.

Das O.-A.-Gericht in Lübeck ist zweite, oder dritte dritte Instanz für alle Sachen, welche von *dem* Obergerichte verhandelt sind und die erforderliche Appellationssumme aufzuweisen haben.

Die verständige Sicherung der republicanischen Einheit, die unzweifelhaft in der Verfassung Hamburgs liegt, hat sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, diese Stadt auf die Stufe der Wohlfahrt zu geleiten, die sie in diesem Augenblick einnimmt. Zufall und Observanz sind so viel nur möglich von den Staatsgeschäften abgewiesen. Ohne der Gesinnung und dem republikanischen Leben vorzugreifen, ohne die Freiheit in geschriebene Satzungen einzuklemmen und die Entwickelung des Gemeingeistes durch detaillirte Stipulationen zu beengen, hat man dennoch die Grundlage des Freistaats verbrieft

und versiegelt. Die Willkür, die in Bremen z. B., oft eingebildet, eben so oft aber in der That Differenzen zwischen dem Rath und der Bürgerschaft hervorruft, kann in Hamburg nicht leicht zeit- und kraftraubende Discussionen veranlassen. Man hat etwas, woran man sich halten kann, etwas, woraus alle Bestrebungen der Staatsgewalt herzuleiten, etwas, worauf sie zurückzuführen sind. Die Grenzen, die hier allen Excessen gesetzt, sind eben so nachgiebig gegen jeden legalen Fortschritt, jede Reform. Indem die Hamburgische Verfassung die Einzelnen beschränkt, gewährt sie der Gemeinheit den unumschränktesten Wirkungskreis. Indem sie die rohen Kräfte zügelt, gibt sie der Republik die wahre Kraft durch das Selbstbewußtsein. Der Ausdruck: „Ich bin Bürger", in dem Munde eines Hamburgers ist wenigstens in sofern bedeutungsvoll, als der Hamburger sich nicht nur als Bürger fühlt, sondern auch als Bürger weiß.

Dieses Bewußtsein des Bürgers hat nicht nur bewirkt, daß Hamburg in Beziehung zu sich als Freistaat erscheint, es hat auch in Beziehung zu dem Auslande ein freieres und selbstständigeres Verhältniß veranlaßt, als man in den übrigen freien Städten antreffen mag. Vorzüglich bemerkt man diesen Unterschied in der Presse der freien Hansestadt, die weit rücksichtsloser und planmäßiger verfahren darf, als irgend eine

andere. Es soll damit nicht gesagt sein, daß hier besondere unabhängige Manifestationen vorkommen, aber die Interpellationen von außen, denen die Presse der übrigen freien Städte täglich ausgesetzt ist und die den Lübecker Senat insonderheit bewogen haben mögen, gar keine politische Zeitung zu gestatten, beschränken die hamburger Journalistik nicht. Principien, ohne thatsächliche Nebenbeziehungen, dürfen hier wenigstens offen und ungehindert bekannt werden. Freilich gestattet man, um die öffentliche Meinung von dem Höhepunkt des Tages abzuleiten, eine Menge Nebenblätter, die Theater und — was das Schlimmste — Haus und Hof beklatschen dürfen, Blätter, die an Verworfenheit und nichtsnützigen Tendenzen schwerlich ihres Gleichen in Deutschland finden; aber in neuester Zeit machen sich neben ihnen andere Bestrebungen geltend, die den Unfug der hamburgischen Journalistik wenigstens ebenen und den Maßstab einer edleren und höheren Richtung der Presse befestigen dürften.

Die Kirche betreffend, so ist, wie in Lübeck, auch in Hamburg die lutherische die herrschende nicht nur, sondern auch die größere Gemeinde. Wenn daher auch die Senatsmitglieder beiden Confessionen entnommen werden dürfen, so darf man darum doch kein gleiches Verhältniß in diesem Colleg erwarten; denn die reformirte Gemeinde wird kaum 3000 Köpfe zählen bei ei-

ner Bevölkerung von nahe an 140,000. Wie in Bremen die reformirte Kirche theilweise in eine pietistische, ja mystische Richtung ausgeartet ist, so trifft man ähnliche Extravaganzen in Hamburg hinsichts der lutherischen. Wenn dieselben in der reformirten Kirche, der die Dogmen und das Unsichtbare ganz und gar Hauptsache wurden und die deshalb ohne alle sinnliche Vermittelung ist, aus dem Grunde erklärbar sind, daß das Gemüth, dem jede Richtung nach außen benommen ist, sich nach innen wandte, sich in Andacht und krankhafte Anbetung, in knechtische Buße und Reue versenkend, so sind sie es durchaus nicht in dem Grade in der lutherischen, die weniger absichtlich, als zufällig aus dem Katholicismus hervorging. Luther wollte Reformen der alten, aber keine neue Kirche. Wenn diese demohngeachtet aus dem Kampfe des Jahrhunderts erstand, so behielt sie doch einige Beziehungen zu der alten Kirche bei, natürliche Merkmale der Abstammung, die den Beweis lieferten, daß Gott, der eine sinnliche Welt erschuf, auch einer sinnlichen Vermittelung bedürfe, Merkmale, die selbst der reformirten Kirche in Preußen durch die Agende gerettet wurden. Nichtsdestoweniger spuken auch in Hamburg mystische Ausschweifungen. Will man sie erklären, so mögen sie vielleicht aus der Zerrissenheit des Jahrhunderts herrühren, dessen Indifferenz gegen die Kirche eine krank-

hafte Reaction derselben veranlaßt, einen scharfen Gegensatz des Gefühls gegen den Verstand. Schade nur, daß solche Weise keine Garantie der protestantischen Kirche bietet, die nun einmal den Verstand so ausschließlich als Grundlage angesprochen hat und so durch und durch verstandesgesund ist, daß sie nimmermehr einer verworrenen Gefühlsweise Einfluß gestatten kann, ohne ihre Wesenheit ganz und gar zu verlieren.

Daß übrigens Pietismus und Mysticismus in Hamburg, das inmitten des practischen Lebens steht und der Weltereignisse, so ausschreitend wirken, mag man zum Theil aus den allgemeinen Umtrieben herleiten, aus den Conventikeln, den Betgesellschaften, dem „Bergedorfer-Boten", ein Journal, das im Tone des gemeinen Mannes kirchliche Interessen vertritt, und aus jenen Bestrebungen, die mit materiellen Hülfsleistungen geistige verbinden, mit irdischem Brod himmlisches, zum Theil aber auch aus der Privatbeichte. Wenn die allgemeine Beichte, als Vorbereitung zum Abendmahl, fast im ganzen übrigen protestantischen Deutschland eingeführt ist, so hat man in Hamburg die Privatbeichte, die so wenig mit dem Protestantismus übereinstimmt, beibehalten. Somit kann es allerdings geschehen, daß der Beichtvater sich nicht allein mit dem Herzen des Beichtkindes begnügt, sondern auch seinen Glauben modelt, daß er sich eine psychische Gewalt anmaßt,

wo die freie Verständigung walten sollte. Geistige Freiheit ist wenigstens stillschweigend das Grundprincip des Protestantismus. Während nun die Oeffentlichkeit der Beichte alle mystischen Machinationen verhindern würde, gibt ihnen die Beichte unter vier Augen freies Spiel; während man von der Kanzel nur mittelbar wirken könnte, wirkt man im Beichtstuhl unmittelbar und mit dem Resultate sofortiger sinnlicher Wahrnehmung. Dort könnte nur Ueberzeugung und Belehrung den Ausschlag geben, hier kann Bekehrung im katholischen Sinne und Proselytenmacherei stattfinden.

Höhere Schulanstalten Hamburgs sind das Johanneum und Gymnasium. Das letztere ist ein Mittelding zwischen Schule und Universität und heut zu Tage sehr überflüssig. Wenn seine Entstehung gerechtfertigt werden mochte, so ist seine Fortdauer vielleicht nur Gewohnheit. Das Gymnasium entstand nämlich nach Vorbildern von Hochschulen in Bremen und Stade. Da in jenen Städten der Calvinismus um sich griff, so fürchtete man für den lutherischen Glauben der jungen Hamburger, die die dortigen Hochschulen besuchten, und errichtete deshalb eine dritte in Hamburg. Aber wozu nützt diese Anstalt jetzt, da das Johanneum alle Mittel bietet, die zur Ausrüstung für die Academie dienen? Es wird Keiner verhindert, aus dem Johanneum sofort in die Universität überzu-

treten, Keiner kann dagegen seine wissenschaftliche Ausbildung mit dem Gymnasium schließen. Der Rector des Gymnasiums hat die Pflicht der Abfassung von Denkschriften über das Leben der angesehensten Männer des hamburgischen Staats. Zu ihnen werden von Amtswegen gezählt die vier Bürgermeister, der älteste Syndikus, der älteste Senator und der älteste Senior des Ministeriums. Ehemals durfte auch der Rector des Johanneums diese Ehre ansprechen. Man wird einsehen, daß eine solche Angesehenheitsbocksbeutelei — wenn sie anders noch fortbesteht — kein Grund sein kann, das Gymnasium nicht eingehen zu lassen, das man übrigens in neuerer Zeit mit Lehrern recrutirte, obwohl im Jahre 1813 sechs Professoren nur einem Zuhörer vorlasen.

Das Johanneum zerfällt in die gelehrte und Bürgerschule, unter demselben Director und mit denselben Lehrern. Jene besteht aus drei, diese aus fünf Classen. Jene ist für die Universität, diese für den Handel bestimmt. Das Lehrpersonal besteht aus einem Director, sechs Professoren, achtzehn Collaboratoren, drei Lectoren der neueren Sprachen, einem Schreib- und Rechnen- und einem Zeichnenlehrer.

Die Professoren des Gymnasiums, wie des Johanneums erhalten eine jährliche Besoldung von 2400 Mark Banco; wenn die letzteren außerdem einen Theil am

Schulgelde erhalten, so mögen diese Emolumente leicht die Honorare der Gymnasialprofessoren überwiegen, die freilich weniger zu thun und nur zu lesen haben, wenn sich Zuhörer finden.

Fünf und zwanzigstes Capitel.

Hamburg (Fortsetzung). — Inneres der Stadt. — Das allgemeine Krankenhaus. — Der Jungfernstieg. — Der Wall. — Der Hamburgerberg. — Die Thorsperre. — Juden und Adel in Hamburg. — Die Geldaristokratie und die Gelehrten. — Ueber die Handelsverhältnisse. — Die „Commers- und Maklerdeputation". — Die Bank. — Die Bankrotte. — Die Börse. — Die Börsenhalle. —

Merkel behauptete: „man könne eine Karte von Hamburg nach den verschiedenen Gestanksarten illuminiren und kein Punkt werde weiß bleiben." Das mag im Allgemeinen übertrieben sein, aber im Besondern hat Merkel noch bis auf den heutigen Tag Recht.. Wo nicht die Ausdünstungen der Fischmärkte, der „Keller", der „Trödeljuden", der Branntweinsläden, der „Twieten", „Höfe", „Gänge" durchdringen, da spürt man wenigstens die Atmosphäre der „Fleethe". Mit einem Worte, man riecht Hamburg von weiten, wie Halle und Cassel und London; aber es wäre gut, wenn dieser

Geruch nur von Steinkohlen herrührte, die vielmehr die Luft reinigen, wie in den genannten Städten, und nicht von Unbequemlichkeit und Dreck. Die Menschen wohnen hier nämlich — bis auf wenige Ausnahmen — eingepökelt möchte man sagen, und zu den natürlichen Uebeln der Nebel und der Fleethausdünstungen gesellen sich noch die künstlichen, durch den beschränkten Raum veranlaßten. Wenn man sich auch nach dieser, oder jener Seite hin hätte ausdehnen können, ohne mit dem holsteinischen Gebiete, das eigentlich vor den Thoren Hamburgs lagert, in Collision zu gerathen, so zog es der Handel und was mit ihm zusammenhängt dennoch vor, sich an den Fluß und den Hafen zu drängen. Daher diese compacte und durcheinander gemengte Häusermasse, zwischen welcher sich enge, krumme, finstere und schmutzige Straßen hinwinden und welche nur in einzelnen Stadttheilen, wie z. B. am Neuwall, in der Admiralitätsstraße, am Steinweg und auf dem Jungfernstieg gelichtet wird. Hamburg ist wie Paris zu klein und beschränkt für seine Bevölkerung. Zu dem Allen kommt noch das schwere Clima zwischen zwei Meeren, das sich gleichsam in Hamburg fängt, während das freie und unbeengte Lübeck durch den scharfen Luftzug der Ost- und Nordsee gereinigt wird. Man zählt auf ein halbes Jahr hundert und drei bewölkte und achtzig heitere Tage, und Regen und Sonnenschein wech-

seln oft an einem Tage mehrere Male. Daß solche Inconvenienzen mancherlei Localübel herbeiführen, liegt am Tage; wenn sie nicht schädlicher wirken, als es der Fall ist, so rührt solches lediglich aus den trefflichen Anstalten her, die Bürgersinn und Wohlfahrt begründeten. Ich nenne hier nur das allgemeine Krankenhaus, welches für tausend bis zwölfhundert Kranke eingerichtet ist, und als solches von keiner ähnlichen Anstalt übertroffen wird, am wenigsten von dem Hôtel-dieu in Paris, das inmitten der schädlichen Einflüsse der cité liegt und wiederum die schädlichen Einflüsse dieser zu empfinden hat. Das hamburger Krankenhaus liegt unbeengt, in der Vorstadt St. Georg, in *einer Bastion* des Walles, am Thore Nr. 4, das diese Anstalt nur von dem Freien scheidet. Während der Wallgraben die Ausflüsse des Hauses aufnimmt, versorgt es die nahe Alster mit gutem Wasser. Aber nicht nur die Lage zeichnet es vor dem Hôtel-Dieu aus, die innere Einrichtung bevorzugt es auch vor dem Josephshospital in Wien und dem des heil. Julius in Würzburg. Beide sind deutsch und folglich vortrefflich eingerichtet, nicht prunkvoll (wie z. B. das Hôtel-Dieu, das im Aeusseren alle Bedingungen erfüllt, während die Lieferungen der Krankenbedürfnisse verpachtet werden), sondern zweckmäßig; aber das allgemeine Krankenhaus ist aus dem Gemeinsinn eines Freistaats hervor-

gegangen, und diese Wohlthat würdigt nur der, der das innere Leben der Hansestädte versteht, wo der Bürger die bewegende Kraft ist, wo jede Einrichtung, die ihm zu Gute kömmt, auch von ihm ausgeht, wo in allen Fällen der Wohlthätigkeit gleichsam die Familie vorwaltet. Ein erquicklicher Anblick ist es, daß alle Krankenzimmer auf das Freie gerichtet sind. Sie nehmen einen Theil der Fronte und die beiden rückwärts liegenden 330 Fuß langen Flügel ein*), während die Mitte jener Fronte für das Administrations-Gebäude, in drei Stockwerken, bestimmt ist. Dasselbe enthält einen Betsaal und die Zimmer für das Verwaltungs-Collegium und die Aerzte, die Wohnung des Oeconomen und der Apotheker, die Küche, Vorrathskammer, das Laboratorium für die Apotheker, die Bandagen und reichbedachten Operationszimmer. Durch ein an der Alster liegendes, von zwei Pferden getriebenes Druckwerk wird das Haus fortwährend mit frischem Wasser versorgt. Vier auf dem Boden an den vier Ecken des Gebäudes stehende große Kupferbehälter nehmen dasselbe auf. Aus diesen vertheilt es sich in die Küche, die Bäder und in alle Zimmer des Hauses und spült alle Unreinigkeiten endlich in den Wallgraben. Zur Winterszeit ist das Wasser gegen das Erfrieren durch

*) Das allgem. Krankenhaus nimmt drei Seiten eines Vierecks ein.

heiße Dämpfe gesichert, die aus Dampfkesseln in die Behälter geleitet werden. Jedes Krankenzimmer, deren rechts vom Eingange gelegene für das männliche Geschlecht bestimmt sind, hat einen besonderen Krankenwärter. Die größeren derselben sind für dreißig Kranke eingerichtet, die kleineren für fünfzehn. Die eigentliche Seele dieses Krankenhauses ist die holländisch-englische Reinlichkeit, die man in den Hansestädten, wo es nur angeht, trifft.

Wenn aus dem oben Gesagten erhellt, daß das innere Hamburg weit weniger anziehend ist, als das äussere, so machen insonderheit der Jungfernstieg und der zu den schönsten Promenaden eingerichtete Wall eine rühmliche Ausnahme von der Regel. Jener ist ein freundlicher, durch Ketten und Bäume von der sich an ihm hinziehenden Straße getrennte Anlage, die das Alsterbassin an zweien Seiten einfaßt. Er befindet sich in dem besuchtesten Stadttheile, in der Nähe des Theaters und unmittelbar vor der Thür der ersten Gasthäuser, und bildet gewissermaßen den Mittelpunkt des müssigen Lebens. Was das Palais royal für Paris, das ist der Jungfernstieg für Hamburg, aber die frische Luft, die heitere, gondelngeschmückte Alster, die weite Vue reihen hier außergewöhnliche Reize an jenen Comfort, den Cafés und Restaurationen bieten. Die Alsterpavillons sind weltberühmt. Sie liegen hart an der

Wasserseite und bieten neben der piquantesten Auswahl für Leib und Magen ein Résumé der hamburgischen Tagespresse und die gelesensten Journale des Auslandes. Wenn in einem der beiden Pavillons zu rauchen erlaubt ist, so wird man in dem anderen häufig Damen treffen, wie in den Cafés von Paris und Brüssel. Eine Sitte, die in Deutschland immer zu den Ausnahmen gehören wird. Vom frühen Morgen bis zur späten Nacht ergeht sich hier die Erholung und der Müssiggang und — das Laster. Wenn die Theater geschlossen und die Familien sich in dem Frieden des Hauses arrondiren, sendet Cythere Tausende ihrer Priesterinnen zum Jungfernstieg. Sie steigern das Geräusch des Tages zum wilden bachantischen Freudentaumel und leiten gleichsam jene Orgien öffentlich ein, die stets eine Nacht in Hamburg auszeichnen. Aber nichtsdestoweniger ist es entzückend das Wogen der Menge unter dem bunten Lichterscheine, der aus den Laternen, den Häusern, den Pavillons und vom jenseitigen Ufer her sich über Wasser, Bäume und Menschen ergießt, unter dem hellblinkenden Sternenkranze, unter dem verschämten Mondscheine am Azur des Nachthimmels. Solche heitere, sinnige Nächte sich über das Gewirre des Verkehrs ausspannen zu sehen, wird dem Hamburger freilich selten zu Theil. Die Nebel und die wassergeschwängerte Atmosphäre verhindern meistens dieses Vergnügen.

Der Wall, der bis zum Thorschluß, wo er von der Runde sorgfältig gereinigt wird, mit der Frequenz des Jungfernstiegs concurrirt, ist an die Stelle der alten Festungswerke getreten. Die schönste Vue bietet hier der hochgelegene „Stintefang", die Aussicht auf die Elbe und den Hafen. Tausend stolze Kauffahrer ruhen am Busen des Stroms, die Welt hat diese Seite des Panoramas geschmückt, und die Wimpel, die den Abendgruß herüberwinken, scheinen im leichten Winde, der durch die Seide rauscht, das alte Lied: „Auf Hamburgs Wohlergehen" im melodischen Gewirre aller Sprachen aus West und Ost, Süd und Nord zu summen. Allenthalben würde man eine poetischere Bezeichnung für den Namen „Stintefang" erfunden haben; aber die Hamburger sind patriotisch und dankbar, sie nannten diesen Platz nach jenen kleinen Fischen, die hier meist im Ueberflusse gefangen wurden, „Stintefang". Mitten im Aroma des Walls, das aus tausend Blüthen und Blumen duftet, vergaß man die harmlosen stinkigen Fische nicht, die einst so viele Hungrige speisten. Nicht zum Scherz knüpf' ich auch an den „Stintefang" das Merkmal republicanischer Einfachheit. Aber die Aussicht ist demungeachtet königlich. Rechts, zu unseren Füßen, liegt der Hamburgerberg, in Menschengewühl, Rauch und Gemeinheit gehüllt, anziehender sich gestaltend aus der Ferne; vor uns wogt die Elbe

feierlich dem Meere zu, belebt wie ein Jahrmarkt von großen und kleinen Schiffen; hinter uns ladet der Elbpavillon zu jener comfortablen Behaglichkeit ein, die man nur in Hamburg in Gasthäusern antrifft.

Der Hamburgerberg ist das Schwert, welches zwischen der Procuratrauung Hamburgs und Altonas liegt, der Höhepunkt des Tumults jener Stadt, der gleichsam hier den letzten und gewaltigsten Ansatz wagte, um sich dann ohnmächtig und regungslos in den Frieden und die Kirchhofsstille Altonas zu verlieren. Juden, Matrosen, Gauner, Seiltänzer, englische Reiter, Riesen, Zwerge, Wachsfiguren, wilde Bestien, königlich privilegirte Herkulese, schmutzige Altäre der Pandemos, Landdragoner zu Pferde und mit gezogenem Säbel bilden die hervorragenden Momente in diesem, ich möchte sagen viehischen Chaos. Wenigstens wird man zugeben müssen, daß die Matrosen und ihre Houris, die hier den Ton angeben, schon allein eine solche Bezeichnung rechtfertigen. In den engen dumpfigen Seitengassen des Hamburgerbergs feiern jene ihre Bachanalien und attischen Nächte, wenn sie monatlang auf dem Ocean an Entbehrung gehalten waren, und man kann leicht ermessen, daß die Freuden eines solchen Paradieses nicht nur keinen göttlichen, sondern auch keinen menschlichen Beisatz spüren lassen. Indeß große Städte können keine Sittenschulen sein, und Hamburg ist noch

dazu Seestadt. Man muß hier, um die Demoralisation zu verhindern, der Demoralisation freien Lauf gestatten, oder will man solches nicht, so wird man doch zugeben müssen, daß die Wölfe nur dann Menschen anfallen, finden sie keine Schaafe. Und die Schaafe auf dem Hamburgerberg werden für räudig genug gehalten, als daß sie der Menschheit noch nützen könnten. Die Bezeichnung Feensberg, die man auch dem Hamburgerberg beilegt, ist übrigens nicht ein plattdeutsches Venusberg, sondern soviel, wie Feindesberg. Die Dänen lagerten hier mit feindlichen Intentionen gegen Hamburg.

Diese sind auch die Ursache der allzuängstlichen Thorsperre; man hat nämlich nicht die logische Regel: cessante causa u. s. w. beachtet, sondern läßt es beim Alten, obwohl Hamburg keinen Ueberfall von den Dänen mehr zu befürchten hat und noch dazu eine freie Stadt ist. Ich möchte behaupten, daß die Thorsperre, die man nicht minder in den beiden andern Hansestädten antrifft, auch ein Merkmal jener Abgeschlossenheit von dem übrigen Deutschland ist, in welcher sich diese Handelsrepubliken zu erhalten bestreben. In Hamburg hieß man früher — vielleicht noch jetzt der gemeine Mann — alle außerhalb den Thoren Wohnende: „Buuten-

minschen"*), und wie glimpflich man auch über diese „Buutenminschen" urtheilen mochte, jener Achtung, die mit dem „Hamborger Borger" verbunden wird, erfreuten sie sich nie. Deshalb redete auch der „Patriot", eine alte Wochenschrift, die der Abonnenten wegen Humanität übte und über die Stadtthore hinaussah, seine Leser mit den Worten an: „An alle meine Mitmenschen in und außer Hamburg". Man verstand nämlich unter Mitmenschen im gewöhnlichen Sprachgebrauch nur Hamburger Bürger. Freilich ist neuerlich und neustens die Civilisation auch in dieser Hinsicht siegreich gewesen, aber ob sie es in dem Grade gewesen ist, daß man ganz tolerant wurde, steht dahin.

Die Juden erlebten hier wenigstens noch in diesem Jahrzehnt Vorfälle, die im Mittelalter nicht aufgefallen sein würden. Man nahm sich nämlich 1830 im September an einem schönen Herbstabende vor, sie sammt und sonders aus den Pavillons und Cafés hinauszuwerfen**), und führte diesen Vorsatz mit so bewunderungswürdiger Consequenz aus, daß selbst getaufte Juden sich durch den Taufschein zum Aufenthalt daselbst legitimiren mußten. Die Juden sind nämlich durch die Verhältnisse zu einem Asyl in Hamburg ge-

*) Außenmenschen.

**) Im Jahre 1836 wurde diese Tragödie wiederholt.

langt, man tolerirt sie, sie dürfen hier wohnen und handeln. Mittel dagegen, welche die Juden mit der Gesellschaft verschmelzen und ihnen zu sogenannten bürgerlichen Handthierungen verhelfen könnten, sind nicht vorhanden. Ein Jude kann nicht zur Advocatur gelangen, er kann nicht in Zünfte eintreten, er ist mit einem Worte von den bürgerlichen Vortheilen ausgeschlossen, aber nicht nur von ihnen, sondern auch von dem Staate im weitesten Sinne. Wenn ich nun auch der Meinung bin, daß die freien Städte kaum mit der Emancipation Israels dem übrigen Deutschland vorangehen können, da die Handelsverhältnisse hier am wenigsten einen humanen Gesichtspunkt gestatten, so halte ich doch dafür, daß Relaxationen, wie solche z. B. in Frankfurt a. M. vorkommen, wo die Juden wenigstens in brodwissenschaftlicher Hinsicht nicht im geringsten beschränkt sind, auch in Hamburg möglich wären.

Wenn die Juden in Hamburg tolerirt werden, so kann der Adel als solcher keinerlei Vorzüge ansprechen. Hier gibt es nur „Bürger, Einwohner und Dienstboten" *). Der Bürger ist nicht, wie Weber behauptet, der Adel; wenn hier einmal ein Adel wahrgenommen werden soll, so wird er durch die Kaufmannschaft, oder vielmehr durch die Elite derselben gebildet. Die

*) Eine hamburgische Eintheilung.

Geldaristokratie gilt auch hier. Sie gilt mehr, als die Jurisprudenz, die äußerlich und der Gewohnheit nach den ersten Rang einnimmt. Wie der rechtsgelehrte Senator sich durch die Hochweisheit vor der Wohlweisheit des kaufmännischen auszeichnet, so zeichnet sich der Doctor der Rechte durch das Prädicat Herr vor jedem andern Bürger aus, den man von Amtswegen nur bei seinem Namen aufruft. Ob die Doctoren in Hamburg, wie einst in Bremen, nach ihrem Tode „seelig" werden, während die übrigen „Mitmenschen" nur als „weiland" in das Himmelreich kommen, weiß ich nicht. Weber aber behauptet, Doctoren seien frei von der Bürgerwache. Wenn man demungeachtet in dem hamburger Adreßbuch das Gelehrten-Verzeichniß hinter dem der Litzenbrüder, Steinkohlenmesser, Frachtfuhrleute und andern Handlanger der Kaufmannschaft findet, so wird man einsehen, wie wenig Rücksicht die öffentliche Meinung auf den im Staatskalender bevorzugten Gelehrtenstand nimmt.

Der Handel ist die bewegende Kraft Hamburgs. Was sich nicht zu ihm in Beziehungen zu bringen versteht — wie z. B. die Jurisprudenz, die selbst die Börse besucht — wird ohne Bedeutung der öffentlichen Meinung gegenüber sein. Nichtsdestoweniger fehlen officielle Mittheilungen über diesen Punkt, und Resultate lassen sich nur aus Vergleichungen der besonderen Quel-

len und statistischen Tabellen auffinden. Den ausgedehntesten Verkehr unterhält Hamburg jedenfalls mit Großbritannien. Wenn die Verbindungen der Hansestädte mit Brasilien durch den zwischen ihnen und diesem Reiche abgeschlossenen Tractat begünstigt wurden, so bemächtigte sich Hamburg beinahe ausschließlich des Handels mit Brasilien. Hinsichtlich des Handels mit den nordamerikanischen Freistaaten steht Hamburg Bremen vielleicht nicht nach, aber die Handelsverbindungen des ersteren überragen auch die des letzteren nicht. Ueber Hamburg werden hauptsächlich die Producte Deutschlands nach dem überseeischen Auslande befördert. Die Elbe fließt durch reichere und ergiebigere Gegenden, als die Weser. Aus Schlesien und der Lausitz zieht man die nach Amerika zu spedirende Leinwand. Nach den Republiken des südlichen Amerikas sendet man Eisen, Quincaillerie-Waaren und andere Luxusartikel, die in Hamburg verfertigt werden; nach England Wolle, Felle, Lumpen, Butter, Knochen zum Dünger, Wachs u. s. w. Eben so ausgebreitet, wie die Ausfuhr, ist die Einfuhr. Die des Kaffees ergab z. B. binnen vier Jahren, vom Jahre 1820 bis zum Jahre 1824, ein Plus von eilf Millionen; denn Hamburg versorgt nicht nur das westliche Deutschland, sondern auch einen großen Theil des nördlichen Europa mit Colonialwaaren und Droguerieartikeln. Nur im

Absatz der französischen Weine concurrirt es hinsichts des westlichen Deutschlands mit Bremen, im Absatz des Tabaks wird es von Bremen übertroffen. Wenn die einheimischen Tabaks= und Zuckerfabriken die Bewegung des Handels vermehren, so sind die letzteren seit dem Verbote der Einfuhr hamburgischer Zucker von Seiten Rußlands, und noch mehr seit dem großen Mauthverbande, in Verfall gerathen. Hinsichts der ächten Havanahcigarren verfährt man, wie in Bremen. Nur die Etiquetten sind in Havanah, oder doch in havanehsischer Weise verfertigt. Die Cigarren selbst sendet man von Hamburg nach Cuxhafen, wo sie die Ankunft eines Schiffes aus Havanah erwarten. Der Capitain des Schiffes, der die Täuschung unterstützt, befördert dieselben sodann nach Hamburg zurück, wo sie preiswürdig verkauft werden.

Zur Controle und Beaufsichtigung des Handels bestehen in Hamburg die Commers= und Maklerdeputation. Erstere ist beständige Vertreterin der Interessen der Kaufmannschaft. Sie hat Alles, was diese betrifft, zu berücksichtigen, und, wo möglich, ins Werk zu setzen. Den Wünschen der Kaufmannschaft dient sie als vermittelndes Organ beim Rath. Derselbe pflegt in vorkommenden Fällen zuerst mit ihr Rücksprache zu nehmen. — Die Maklerdeputation besorgt Alles, was zur Ausführung der Maklerordnung gehört. Sie er=

nennt die Makler *) und verfügt in vorkommenden Fällen deren Suspension und sogar Cassation. Die sechs Deputirten der Commersdeputation bilden in Verein mit vier Senatoren diese Deputation. Makler aber sind diejenigen Männer, die den Abschluß der Geschäfte vermitteln und sich zu dem Ende auf den Comptoiren, der Börse, oder der Börsenhalle einfinden. Die Kaufleute schenken ihnen unbedingtes Vertrauen; sie müssen eine Caution erlegen und den Maklereid schwören.

Zur Bequemlichkeit und Belebung des Handels dient die Bank, ein weltberühmtes Institut, das im Jahre 1619 am 1. März eröffnet wurde. Ihre erste Einrichtung litt an Mängeln, bis endlich am 18. November 1780 eine Organisation eintrat, die allen Uebelständen abhalf. Es wurde nämlich beschlossen, ungeprägtes Silber, sogenannte Silberbarren, als Bankdepositum anzunehmen, um gegen die Veränderungen des Curses gesichert zu sein. Gemünztes Silber wird in der Bank nun nicht mehr angenommen; jene Silberbarren aber sind nach der Prüfung des hamburger Münzwardeins wenigstens 15 Loth 12 Gran fein, d. h. das reine Silber hat auf 16 Loth einen Zusatz von höchstens 6 Gran an unedlen Metallen, also $\frac{1}{48}$ Zusatz. Gold wird eben-

*) Also auch die Ernennung der Makler ist in Hamburg nicht ausschließlich in die Hände des Senats gegeben, wie in Bremen und Lübeck.

falls weder in Barren, noch gemünzt angenommen, weil sich der Goldwerth, dem des Silbers gegenüber, nicht fest bestimmen läßt und die Bank natürlich ein zuverlässiges Kriterium aufstellen muß. Die Vortheile der hamburger Bank für den Handelsstand sind folgende: Erleichterung der gegenseitigen Zahlungen, Ueberhebung der Unbequemlichkeit und Gefahr der Aufhebung des Geldes, also Sicherung der Capitalien, endlich Feststellung des Werthes der hamburger Handelsvaluta, der sogenannten Bankomark, die nur eine fingirte Münze ist. Die Zahlung geschiehet zwischen Bankinteressenten, d. h. solchen, die ein Folio in der Bank haben, durch Abschreibung der zu zahlenden Summe von dem Bankfolio des Einen auf den des Andern; von einem Foliobesitzer an Jemand, der kein Folio in der Bank hat, aber dadurch, daß jener die zu zahlende Summe auf das Folio eines Geldwechslers schreiben läßt und von diesem gemünztes Geld dafür entgegen nimmt. Dasselbe geschieht, wenn der Inhaber des Bankfolio Geld zu anderweitigen Ausgaben bedarf. Natürlich kann keiner mehr abschreiben lassen, als der Werth seines Depositums beträgt. Um sich ein Conto in der Bank zu verschaffen, muß man entweder jenes baare Depositum übermachen, oder sich von einem Andern, der bereits ein Conto hat, die Summe übertragen lassen. Was auf diese Weise als Guthaben notirt ist, steht zur

völligen Disposition des Betreffenden; nur darf keine Summe an demselben Tage ab- und zugeschrieben werden, ein Umstand, der von der Nothwendigkeit geboten wird, um Verwirrungen zu verhüten, der aber den Uebelstand involvirt, daß man während 24 Stunden den zugeschriebenen Posten nicht benutzen kann. Die hamburger Bank ist weder eine Zettelbank, wie die Londoner, noch discontirt sie auf Wechsel, noch endlich läßt sie sich auf Vorschüsse an den Staat ein, eine Reform, die der neueren Zeit angehört. Freilich haben aus diesem Grunde die Bankinteressenten nicht die Vortheile, die aus jenen Geschäften den Actionärs anderer Banken erwachsen, aber die hamburger Bank will ja nur die Bequemlichkeit und Sicherheit des Handels herbeiführen. Deshalb wird jedes Wagniß als der Heilsamkeit dieses Instituts zuwiderlaufend angesehen. Somit ist der Credit der hamburger Bank feststehend; nur die Gewalt kann den Interessenten Schaden zufügen.

Solches geschah bekanntlich in den Jahren 1813 und 1814, als der Marschall Davoust alle vorhandenen Baarschaften, 7,506,956 Mark Banko im Werth, zur Verpflegung seiner Truppen, wegnehmen ließ, ein Verlust, der den Interessenten der Bank nur mit 50 pCt. von Frankreich ersetzt wurde. Nur Bürger können ein Bankfolio haben. Die Aufsicht über die Bank hat ein Senator, dem dabei fünf Bürger assistiren.

Schon Weber bezeichnete die vielen Bankerotte als eine Schattenseite der hamburgschen Handelsverhältnisse, und in der That, wenn man die wöchentlich zweimal erscheinenden Fallimentslisten nachsieht, muß man sich über die fortwährenden Zahlungseinstellungen wundern, die z. B. in Bremen zu den Seltenheiten gehören, während sie in Hamburg gewissermaßen Gewohnheit geworden sind. Aber man gewahrt auch auf den ersten Blick, daß nur selten Unglück diesen Falliments zum Grunde liegt, sondern meistens Leichtsinn und die Bequemlichkeit, in Hamburg Handel zu treiben. Nicht bedeutende Häuser „stellen ihre Zahlungen ein", wie man sich kaufmännisch ausdrückt, sondern Leute, die eigentlich vom Anfange an keine Zahlungen geleistet haben, die vielmehr nur mit fremdem Gelde ihre Schulden tilgten. Es ist nämlich nichts leichter, als in Hamburg zum Handel zugelassen zu werden. Eine Bürgschaft wird hier in keiner Weise verlangt, man etablirt sich, so gut es gehen will, und handelt und wirthschaftet auf den Credit, der der Nerv des Handels ist und deshalb nur im äußersten Falle verweigert wird, in den Tag hinein. Bittet den Kaufmann um ein Darlehen von sechs Mark, und er wird euch antworten: es sei ihm Princip, kein Geld zu leihen. Kaufet für hundert Mark Waaren von ihm, und er wird sie euch auf euer ehrliches, oder unehrliches Gesicht verabfolgen lassen. Fraget ihr ihn

wegen dieser anscheinenden Inconsequenz, so wird er eben so ruhig antworten: „das ist mein Geschäft.“ Hier müßten also die Gesetze eine größere Sicherheit gewähren, als solches durch die Fallitentafel an dem mittleren Pfeiler der Hamburger Börse geschieht, die nicht nur den Namen des Bankerotteurs, sondern auch die Ursache des Bankerotts: Leichtsinn, Muthwillen, Unglück, Bosheit der Oeffentlichkeit Preis gibt. Diese Ausstellung würde vielleicht fruchten, wenn die öffentliche Meinung nicht dagegen sehr gleichgültig geworden wäre. Was man alle Tage sieht, daran gewöhnt man sich, und die Fallitentafel mag nur den unglücklichen Bankerotteur betrüben, während ein Mann ohne Vorurtheil noch vor dem Ablauf der vierwöchentlichen Ausstellung seines Namens, vielleicht mit der Unterschrift: Creditores haben nichts erhalten, schon wieder die Börse besucht und neue Manipulationen beginnt. Solchen Leuten erscheint das Falliment wie eine reinigende Taufe, die die alten Schulden abwäscht und zu neuem Credit verhilft. Mit einem Worte, die Zulassung zum Handel müßte erschwert werden **in salutem reipublicae**, sollte auch der Verleger der Fallimentslisten dabei bankerott werden. Bis jetzt sind diese Listen eine ersprießliche Unternehmung.

Nächst der Börse, die zur Zeit noch, bis zur Vollendung des neuen Gebäudes, theilweise im Freien

stattfindet und theilweise unter jener gittergesperrten und dem Windzuge — eine symbolische Einrichtung — bloßgestellten Bedachung, ist die Börsenhalle der frequenteste Ort für den Handel. Sie ergänzte die Bequemlichkeit, welche der Börse fehlte, und wurde somit eine Vorbörse, auf welcher oft bedeutendere Geschäfte abgeschlossen werden, als auf dem Hauptplatz in ihrer Nähe. Diese Börsenhalle ist nach Lloyd's Institute in London eingerichtet. Somit werden hier alle wichtigen und politischen Handelsnachrichten gleich, nach Ankunft der Post, schriftlich an einer Tafel mitgetheilt; in den Lesezimmern werden die bedeutendsten Journale, Tageblätter, Flugschriften und allgemeines Interesse bezweckenden literarischen Erzeugnisse des In- und Auslandes angetroffen; und die Wände und Pfeiler der Halle sind mit kaufmännischen und Handelsanzeigen bedeckt, mit neuen Erfindungen, Dienstanerbietungen, Dienstempfehlungen, kurz mit Anzeigen aller Art. Neben dieser tendentiösen Einrichtung sind die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Mitglieder und der eingeführten Gäste durch Kaffee- und Billardzimmer berücksichtigt, durch Concerte und Bälle, zu denen ein im schönsten Geschmacke erbauter Saal bestimmt ist. Der Unternehmer und Eigenthümer dieses umfassenden Werks ist Herr Gerhard von Hoßtrup. Erbaut

wurde es von Herrn Ramée, einem französischen Architekten, der den griechischen und byzantinischen Styl in anmuthiger Weise verschmolz.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Hamburg (Schluß). Einwohnerzahl. — Das Gebiet. Ritzebüttel und Curhafen. Das Amt Bergedorf und die Vierlande. Wandsbeck. Die Elbufer. Die Alster. Eppendorf. Harvestehude. Winterhude. Blankenese. — Die Vierländerinnen im Vergleich mit den Hamburgerinnen. — Literatur und gesellschaftliche Bildung. Der gemeine Hamburger. Der Kaufmann. — Die hamburger Bühne. Schmidt. Töpfer. Lebrun. — Die Michaeliskirche. — Militair und Nachtwächter. — Die Polizei.

Das hamburgsche Gebiet umfaßt ungefähr 7 Quadratmeilen mit 165,000 Einwohnern, von denen 150,000 auf die Stadt und die Vorstädte kommen. Einzelnes von diesem Gebiete liegt abgerissen zwischen holsteinschen, lauenburgschen und hannöverschen Landestheilen. Bemerkenswerth unter den hamburgschen Environs sind das Amt Ritzebüttel, mit dem Hafen und Seebade Curhafen und dem Amte Bergedorf mit den Vierlanden.

Das Amt Ritzebüttel kostet Hamburg mehr, als es einträgt, zumal da die größten Seeschiffe bequem an der

Stadt landen können. Aber es ist nothwendig, daß ein Handelsstaat, wie Hamburg, der der unbeschränkten Schifffahrt bedarf und durch fremdes Zwischengebiet von der unmittelbaren Communication mit dem Meere ausgeschlossen ist, solche Hindernisse beseitigt. In diesem Sinne muß auch der Ankauf von Bremerhafen von Seiten Bremens verstanden werden. In diesem Sinne können die Kosten des Amtes Ritzebüttel nicht in Betracht kommen. Es sichert Hamburg den freien Verkehr bis zur See. Welche Nachtheile würden z. B. nicht schon Hamburg erwachsen, wäre die Quarantaineanstalt in fremden Händen. Bremen mußte ähnliche Beziehungen zu Oldenburg, das bis zum Ankauf von Bremerhafen die Quarantainebeaufsichtigung an der unteren Weser hatte, bitter empfinden. Die Quarantaine macht übrigens den Posten eines Ritzebütteler Amtmanns zu einem schwierigen. Hamburg hat durch dieselbe gewissermaßen eine Fürsorge für den ganzen Continent übernommen, und doch soll der Handel nicht unter der Quarantaine leiden: bei aller Vorsicht soll die größte Beschleunigung stattfinden. Somit muß den vortrefflichen Vorkehrungen, die hier von den Gesetzen getroffen wurden, allerdings die Uebersichtlichkeit und Festigkeit des Ritzebütteler Amtmanns, der der Quarantainecommission präsidirt, zu Hülfe kommen. Jene Vorkehrungen bestehen aber im Allgemeinen darin, daß

jedes Schiff, welches aus Ost- und Westindien, den nordamerikanischen Staaten, den Ländern jenseits der Azoren und des mittelländischen Meeres, mit Einschluß von Cadix, kömmt, sogleich die Quarantaineflagge aufziehen und vor Anker gehen muß. Alsdann werden seine Papiere untersucht, und nach Befinden der Umstände gestattet man die sofortige Weiterfahrt oder verfügt die Abhaltung der Quarantaine.

Das Amt Ritzebüttel ist die äußerste nordwestliche Grenze Deutschlands. Wahrscheinlich ist es dem Meere abgewonnen, wie ähnliche Strecken an der Ost- und Nordsee. In seiner jetzigen Beschaffenheit umfaßt dieses Amt eine Meile eingedeichten Landes, mit 4200 Bewohnern, die nothdürftigen Unterhalt aus dem Boden ziehen: Korn, Hülsenfrüchte, Rübsamen u. s. w. Die Viehzucht kann mit der jenseitigen holsteinschen Küste natürlich nicht concurriren, und Fischerei, Torf und Muschelkalk sind die eigentlichen Höhepunkte dortiger Betriebsamkeit. Zu dem Amte gehören dreizehn Ortschaften. Der Amtmann aber ist nicht dieserwegen eine bedeutende Person der hamburgschen Administration, sondern — wie gesagt — lediglich hinsichts des Handels, der in Ritzebüttel den bedeutendsten Stützpunkt findet. Er wohnt im alten Schlosse der Herren von Lappe, die — wie die Edlen von Bergedorf — das bequeme Handwerk der Wegelagerung zu Land und

See trieben, bis man ihnen einen Riegel vorschob. Wie in Swinemünde, sind auch in Ritzebüttel die Wasserbauten das Merkwürdigste, und zwar um so mehr, als die Nordsee gewaltigere Vorkehrungen veranlaßte, als die Ostsee, die gemach und allmählig am Lande nagt. Die Nordsee stürzt Fluthen auf Fluthen, und wer die Furchtbarkeit der Springfluthen in Hamburg wahrgenommen hat, wird einsehen, daß der immerwährende Kampf der Gewässer achtzehn Meilen seewärts einen eben so umsichtigen, wie erhabenen Damm erfordert. Zwei Meilen weit erstrecken sich *Woltmann's* Wasserbauten, deren jährlicher Unterhalt über 50,000 Mark kosten soll. Und wer den Sturm *genießen* will, der stelle sich auf das Bollwerk: *Alte Liebe*. *Weber* nennt das Toben des *Rheinfalls*, im Vergleich mit dem Getöse, das hier Sturm, Wasser und der abwehrende Damm, an welchem sich die brausenden Wellen schäumend brechen, erzeugen, „Waschbeckentumult.“ Naturreize aber suche man in dieser Gegend nicht. Die Furchtbarkeit der See vernichtet selbst die Fruchtbarkeit des Bodens — so weit eine solche möglich ist — und der *Strandhafer*, die einzige Vegetation, bezeugt, daß hier fortwährend Land und See wechseln.

Die Einfahrt in die Elbe ist freilich weniger gefahrdrohend, als die in die Weser, die an unverhältnißmäßigen Sandbänken und Untiefen leidet und in der

Brandung auf „Tegelers Plate" Scylla und Charybdis vereint, aber der Eisgang verändert die Sandbänke, und ohne Lootsen in die Elbe einzulaufen, wäre im Sturme und zur Winterszeit ein Wagniß. Neben diesen, die im äußersten Falle mit Leib und Leben dem Schiffe dienen, beschützen die Einfahrt in die Elbe feste und bewegliche Signale. Sogenannte „Seetonnen" bezeichnen das Fahrwasser in der Elbe, und das Thor vertreten die Feuer des Leuchtthurms zu Cuxhafen und des Signalschiffes zu Neuwerk: Oellampen hinter Spiegelscheiben, die so vortrefflich geschliffen sind, daß sie den Glanz des Lichtes meilenweit tragen. Dorthin steuert der Schiffer, aber die Möven, die die Einfahrt umtosen, zerschellen sich an ihnen den Kopf, wenn sie in dichten Schaaren wie Mücken das Licht umfliegen, und mit diesem häufig die Scheiben, deren jede über vier Louis'dor zu stehen kömmt.

Cuxhafen, von Ritzebüttel nur durch einen Fahrweg getrennt, ist als Nordseebad nicht zu einer Concurrenz mit Norderney geeignet, aber doch ziemlich besucht. Bad und gesellschaftliches Leben zu Cuxhafen verhalten sich zu Norderney wie Travemünde zu Dobberan. In Ritzebüttel waltet der Kaufmann vor, in Norderney der hannöversche Adel. Wie Travemünde vereint auch Ritzebüttel städtische Bequemlichkeit und ländliche Annehmlichkeit mit dem Seewasser, Vorzüge,

die dem sandigen und sterilen Norderney allerdings fehlen. Curhafen verdankt seine Entstehung dem jetzigen Bürgermeister Abendroth, der früher Amtmann in Ritzebüttel war und sich auch um die Verschönerung dieser seiner Anlage sehr verdient machte.

Das Badehaus zu Curhafen ist ungleich vornehmer und schöner, als das zu Travemünde, und mit englischen Anlagen umgeben, die hier große Mühe und größeren Aufwand gekostet haben. Wer von der See und dem Bade ausruhen will, kann sich hier lagern, oder auch in dem eine halbe Stunde entfernten Eichenwäldchen Brokswalde. Zur Mövenjagd aber bedarf es keines Schützen, sondern nur eines Gewehrs und des Losdrückens; sie ziehen in dichten Wolken über Meer und Land. Wer nicht jagen will, kann auf dem fischreichen See des Bades, der von Gondeln und Musik bedeckt ist, Angel und Netze auswerfen. Und wer nicht mit Gott und der Natur verkehren will, kann dem König Pharao dienen, der auch in Ritzebüttel nicht von der Fluth des Meeres verschlungen wird, sondern häufig die ganze Fluth der Kasse zur Ebbe austrocknet.

Hinter den Dünen liegt in der Elbemündung die Insel Neuwerk. Sie umfaßt eine Meile Landes und zur Ebbezeit noch einen Anwachs trocken gelegten Bodens: Watt genannt. Wer hier lustwandelt und badet, der hüte sich vor den tückischen Wogen, die mit der

eintretenden Fluth in Sturmeseile einherjagen und die Rechte des Meeres ausüben. Das schnellste Pferd vermag nicht, dem Andrang zu entfliehen und findet in den Gewässern sein Grab.

Das Amt Bergedorf mit den von der Elbe, Bille und Canälen durchschnittenen Vierlanden *) gehört Hamburg und Lübeck. Beide Städte eroberten im Jahre 1420 die Vierlande, um einem in Bergedorf lagernden Raubritter das Handwerk zu legen. Sie sind im ungeschmälerten Besitze dieser Eroberung geblieben, die einer gemeinschaftlichen Regierung und Verwaltung unterliegt. Zunächst sind die Vierlande wegen ihrer Bewohner interessant, dann wegen ihres Lebens. Was nämlich die Vierländer betrifft, so sind sie die Nachkommen der Flamänder, Friesen und Holländer, die Graf Adolph I. von Schaumburg als Colonisten hierher versetzte. Sie haben sich, wie jene Sachsen bei Frankfurt, von jeder Vermischung mit ihren Nachbaren frei gehalten. Seit Jahrhunderten bewahren sie dieselbe Kleidung, die nirgends an eine ähnliche dieser Gegenden erinnert: die Männer nämlich tragen kurze faltige Pluderhosen und braune oder grüne Jacken, die oft mit silbernen Knöpfen verziert sind; die Weiber tragen weite

*) Sie bestehen aus den Kirchspielen: Corslack, Ober- und Untergamme, Kirchwerder und dem Städtchen Bergedorf.

faltige kaum bis zur Wade reichende Röcke, ein grünes, oder rothes, mit farbigem Bande garnirtes und am Halse, um den ein rothes Tuch geschlungen ist, zugehäkeltes Mieder, und einen platten, runden Strohhut, unter welchem, bei den Unverheiratheten, das Haar in zwei langen Flechten herabfällt, in deren Zipfel ein Band eingeknüpft ist. Aber nicht nur die Tracht ist eigenthümlich, sondern auch Sitte und Gewohnheit, und vor allen Dingen Industrie, die den flämischen Ursprung der Vierländer sattsam bekundet. Die Vierlande sind durch eben diese Industrie der Blumengarten Hamburgs geworden, und was Cultur des Bodens heißt, lernt man hier. Wäre Holstein in dieser fleißigen und umsichtigen Weise bewirthschaftet, es würde Hamburg nicht den größten Vortheil abgeben. Neben Gemüse und Erdbeeren, die ihresgleichen nirgends in Deutschland finden, blühen hier Rosen, die ihresgleichen kaum in Flamand und Holland finden. Aber der Vierländer beschränkt sich nicht auf die Cultur des Bodens und auf die Speculation mit Früchten und Blumen; nein, er geht mit Lachs nach Leipzig, er holt Blutegel aus Polen. So erzählt man sich von einem solchen Blutegelspeculanten aus Billwerder, der aus diesem Geschäfte 1200 Mark erübrigte. Ein anderer, ein Bauer aus Neuengamme, wollte es noch weiter treiben und ging aus Polen direkt nach Paris. Aber

so groß auch seine Enthaltsamkeit und Ausdauer sein mochte, die Reisekosten absorbirten dennoch den Gewinn.

Wandsbeck im Holsteinschen, eine gute Viertelstunde vor dem Thore Hamburgs, ist ein lieblicher milder Flecken mit einem dänischen Kammergute, das der gräflich Schimmelmann'schen Familie gehört. Voß und Stolberg verweilten hier längere Zeit. Und wer sie nicht kennt, hat doch gewiß von Claudius und dem „Wandsbecker Boten" vernommen. Schon das Rheinweinlied mußte Wandsbeck ein deutsches Renommee verschaffen. In materieller Hinsicht aber steuerte der siebenjährige Krieg dem Flecken bei: Graf Schimmelmann, der in preußischen Diensten stand, erwarb sich hier ein bedeutendes Vermögen, mit welchem er den Flecken Wandsbeck kaufte und ihn verschönerte. Die Hamburger begeben sich häufig hierher, wo zahlreiche Gasthäuser der Ländlichkeit ein comfortables Relief geben.

Die Elbufer in der Nähe von Hamburg sind im nördlichen Deutschland zu einem verdienten Ruf gelangt, wenn man sie unter einen relativen Gesichtspunkt bringt. Selbst der Süddeutsche, der die Lüneburger Haide durchfuhr, wird mit Behagen dem Laufe der Elbe folgen, wenn er über Ottensen hinaus nach Kleinflottbeck und Nienstädten hinabfährt. Das Ufer ist hochgelegen und der breite Strom scheint Verstecken mit

uns zu spielen. Bald schlängelt er sich hinter dichten Gebüschen, die selbst den silberblitzenden Spiegel verbergen, bald wogt er frei und gewaltig. Die malerische Färbung der Ufer: Rasen, Kornfelder, Baumgruppen und Gehölze, ist ein anmuthiges Relief des breiten, kaum übersehbaren Stroms, und die Elbe selbst erscheint hier in überraschender Majestät. Während sie das Geräusch des Tages und die brausende Menge innerhalb der Thore Hamburgs und noch eine gute Strecke Weges über dieselben hinaus begrüßte, tritt jetzt das Land bescheiden vor ihr zurück, die im festlichen Pompe und in stiller Feier vorüberwallt, geschmückt mit aller Handelspracht, die Hamburg in fremde Welten sendet. Tausende von Fahrzeugen geleiten die Königin zur Vermählung mit dem Ocean, zur Umarmung mit dem kräftigen und überwallenden Gebieter. Die Brautnacht der Elbe ist allerdings nicht für schwache Nerven, sie ist ein sehnsüchtiges Gebrause, wie wenn hundert Kanonen durch einander grollen und die Küsse der feurigen Brautleute können nicht See- und Schiffgewohnte allerdings zu Boden werfen. Uebrigens geht diese Vermischung nicht plötzlich vor sich, sondern in Meilenweite. Schon in Ritzebüttel schmeckt man die salzigen Fluthen und das Auge erreicht nur bewaffnet das jenseitige holsteinsche Ufer, und doch liegt Ritzebüttel noch zwei Seemeilen von der rothen Tonne, die die äußerste Mündung bezeichnet.

Ist die Elbseite der hamburgschen Environs eine Öde der Natur und des Handels, so bietet die Alster idyllische Fragmente. Man gelangt zu ihnen über Eppendorf. Bescheiden und zutraulich windet sich der Fluß längs duftiger Wiesen zur Elbe. Alles um ihn her ist häuslich, wohlhabend, stillglücklich. Nur Sonntags ist die Alster außergewöhnlich belebt; während die kirchliche Feier auf Hamburg ruhet, stört das Vergnügen der Städter die Feier der Natur, die hier gastfreundlicher ist, als die Menschen, welche mit ihr Geschäfte treiben. Harvestehude mit seinen Eichen hat in der That einen patriarchalischen Charakter. Ich sagte in meinen „Skizzen aus den Hansestädten": es scheine in einer alten ehrwürdigen Postille zu lesen, die aus fernen Jahrhunderten von Vater auf Sohn vererbt worden sei, denn die Eichen sind die große Fracturschrift deutscher Natur nicht nur, sondern auch deutscher Geschichte. Aus ihren Aesten rauschen so kräftige Erinnerungen, daß die Gegenwart, die in ihnen liest, selbst der kräftigen Thaten entbehren zu können scheint. Harvestehude gegenüber liegt Winterhude, am jenseitigen Ufer der Alster. Wohldorf ist der Mittelpunkt des hamburgschen Forstes: Buchen, Eichen und Tannenzuschläge bilden hier einen grünen Vorgrund, durch welchen die sinnige Alster in Zwischenräumen mit ihrem sanften Auge schaut.

Blankeneses gedachte ich bereits in der Einleitung. Es liegt hart an der Elbe, in deren Fluthen es keck hineinragt, eine Lage, die wahrscheinlich an der plattdeutschen Bezeichnung: Blankenese (weiße Nase) Schuld ist. Blankenese steckt seine Nase in alle Gefahren der Elbe und See, wie ich dort bereits auseinandersetzte; aber wer nicht bis zu der letzteren gelangen kann, dem empfehle ich den Sühlberg, jene kahle Höhe am Elbestrande. Hier kann man das schaurige Vergnügen einer sturmbewegten Luft in aller Ruhe genießen. Die Ufer der Elbe verschwimmen in den Wasserspiegel, wenn der Fluß sich dehnt und weitet. Das einförmige Getöse des Wassers, das immer höher strebt und endlich zu dem ordentlichen Wellenschlag übergeht, der die kleineren Schiffe nach Willkür bewegt, wenn er die größeren ohnmächtig umspielt, nimmt von Augenblick zu Augenblick zu und vermischt sich endlich mit dem Brausen des Sturmes, der nun über Wasser, Schiffe und Menschen die Oberhand behält und ein Vorspiel der großen Tragödie eines orkanbewegten Meeres dichtet, in welcher auch die Blankeneser häufig eine Rolle übernehmen müssen.

Alle diese Dörfer aber und viele andere sind Belustigungsorte der Hamburger, mögen sie auch einen noch so traurigen Air sehen lassen. Die schwarzen trauernden Weiber in Blankenese stören Niemand, so

wenig wie der Sand, der die partie honteuse der Umgebungen ist. Auch spricht der Hamburger mit einem Enthusiasmus von den Reizen der Elbgegenden, den man nur dem Patriotismus nachsehen kann. Der Süddeutsche wird hier zunächst die blaue, reine und strahlende Atmosphäre vermissen. Und was würde die Elbe bei Hamburg ohne Hamburg sein? Nichtsdestoweniger ist der Boden um Hamburg da, wo der Sand keine Gewalt ausübt, fruchtbar, wie das Land der Verheißung, und Weber nennt mit Recht die Vierlande das hamburgsche Canaan. Indeß wird man zugeben müssen, daß das schlammige Terrain, auch wenn es mit dem Delta Aegyptens wetteifert, der Poesie nicht dienlich ist. Man bleibt hier, wenn es geregnet hat, im eigentlichen Sinne des Worts im Schlamme stecken und nur bei schönem Wetter nehmen sich, trotz aller holländischen Reinlichkeit, Viehzucht, Obst- und Gartenbau, Milch, Butter, Gemüse, Blumen, Lachse, Neunaugen, Schweine, Kälber, Geflügel und die mit allem diesen Ueberfluß der Vierländer beladenen „Ever" erquicklich aus. Wenn ein reisender Franzose aber die Vierlande zum Hain von Paphos machte, so muß doch bemerkt werden, daß Venus hier nur in der fetten, kräftigen Anmuth angebetet wird, die die Hamburger gern haben, und nicht in griechischer, oder überhaupt nur in poetischer. Mit einem Worte, die hamburgschen Environs

sind eine höchst materielle Dichtung, nach Idealität der Natur sucht man vergebens. Schwärmen kann man hier nur im Genusse. Wer aber zum Anakreon der Vierländerinnen werden will, muß in orientalscher oder hamburgscher Weise singen: „Ihr Gesicht ist wie der volle Mond und ihre Hüften sind wie Kissen."

Was ich von der Natur und den Vierländern behaupte, das behauptet Weber sogar von den Hamburgerinnen im Allgemeinen. Wenn ich ihnen in meinen „Skizzen aus den Hansestädten" große Füße*) zuerkannte und sie im Uebrigen sehr liebenswürdig fand, so sagt Weber — allerdings mit großem Unrecht — „wenn ich Rubens niederländische Fleisch-Grazien je schön gefunden hätte, so würde ich — die Hamburgerinnen schön nennen." Was mich betrifft, so finde ich die Letzteren gerade nicht „schön" (dieses Wort sollte nur in der Kunst gelten, nicht im Leben), aber anziehend. Oder giebt es etwas Anziehenderes, als eine Hamburgerin inmitten ihrer Kinder, bei dampfender Theemaschine? Die Hamburgerinnen besitzen Grazie des Herzens und der Bildung, aber keine niederländische.

Nichtsdestoweniger macht sich hier so wenig, wie in den andern Hansestädten eine bedeutende geistige Richtung geltend. Hagedorn, Klopstock, Reimarus,

*) Natürlich finden auch Ausnahmen statt.

Gerstenberg, Büsch, Bode, Ebelung, Hensler, Dusch, Unzer, und viele andere Nobilitäten der Literatur lebten und starben hier. Wenn sie irgendwie und irgendwo zur Unsterblichkeit gelangten, so sind sie doch in Hamburg längst begraben. Nicht einmal stille Rückwirkungen des Strebens dieser Männer finden statt, und wenn auch über Klopstocks Wohnung die Worte noch zu lesen sind: die Unsterblichkeit ist ein großer Gedanke, so hat man das eben nur ganz wörtlich zu verstehen. Die Masse in Hamburg denkt nicht, und somit überließ man auch Klopstocks Unsterblichkeit den Einzelnen, die sie natürlich nicht zu einer großen That erheben konnten. Man wird mir wohl glauben, daß ich mit diesem nicht gerade behaupten will, Klopstock sei der Mann einer literarischen Zukunft Hamburgs gewesen, aber wie es ihm erging, erging es auch den Anderen, und man kann im Ganzen annehmen, daß die literarische Größe, eben weil sie nicht im Course und Handel zählt, keine Größe ist, will man auch nicht die Bemerkung jenes Karrenschiebers, dem Basedow hülfreiche Hand lieh und der deshalb nach dem Namen dieses fragte und hier zur Antwort erhielt: „Ich bin der große Basedow" — die Bemerkung „O Heer! so groot is he doch nich, wi heft hier grötere Keerls, as he is", als allgemeinen Maßstab gelten lassen. Die Masse in Hamburg liebt nur Sinnengenuß. Aber dieser Sin-

nengenuß ist nicht, wie z. B. in Wien, ein Resultat der Dummheit und Stupidität, sondern ein Resultat des Handels. Deshalb ist denn auch die Aufklärung in Hamburg nicht im Grund und Boden verdorben, sondern nur mit Materialismus überschüttet. Vielleicht war jener Karrenschieber nur witzig. Wenigstens wird man zugeben, daß er nicht einfältiger war, als der gelehrte Basedow. Ueberhaupt entschädigt der treuherzige, ehrliche Ton des gemeinen Mannes nicht nur in Hamburg, sondern auch in den übrigen Hansestädten sehr selbst wegen geistiger Entbehrungen. Man kann hier noch Studien an dem unverfälschten Volkscharakter machen, will man einmal studiren. Die Grobheit der unteren Volksklassen in Hamburg ist erträglicher, als die geschminkte Naivität der Tyroler und Schweizer, die für fremdes Geld in fremden Landen Nationallieder und Alphorn zur Schau tragen. Uebrigens soll damit nicht gesagt sein, der gemeine Mann in Hamburg sei im Allgemeinen nur anziehend. Der Materialismus ist hier vielmehr so stark aufgetragen, daß der ursprüngliche Naturfond nur in Zwischenräumen durchbricht. Gewinnsucht und roher Lebensgenuß dagegen sind hier die hervorragendsten Momente. Gerade die unteren Klassen empfinden die ganze Demoralisation, die der Handel mit sich führt, da sie derselben keine Bildung entgegenzusetzen haben.

Was den Kaufmann in Hamburg betrifft, so ist er allerdings ein Anderer in den Geschäften, ein Anderer zu Hause, ein Anderer auf dem Lande im Gartenhause oder in der Villa. In den Geschäften wird ihn nur der Geschäftsmann leidlich finden, und eine Empfehlung ohne eine bedeutende Handelsfirma, oder einen Creditbrief wird auf dem Comptoire keine große Wirkung hervorrufen. Man hat nicht so viel Zeit, den Fremden anzusehen, und hilft sich oberflächlich damit, ihn einstweilen in die Börsenhalle einzuführen. Gelangt aber der Fremde in das Haus des Kaufmanns, dann wird er die Gastfreundlichkeit, die hier seiner harrt, unmöglich aus dem früheren Empfang erklären können. Freilich besteht dieselbe zunächst in Essen und Trinken, allein ist man nicht allzusehr „Buutenminsch“, so wird sich aus der Einladung doch ein anderes Resultat ergeben, als eine bloße „Abfütterung“. Und gelangt man gar in den engeren, zutraulichen Familienkreis auf dem Landgute, so wird man kaum umhin können, sich einheimisch zu fühlen. Die Zuvorkommenheit gegen Handelsfreunde rechne ich nicht hieher. Dabei sind meistentheils die Interessen zu sehr im Spiele, als daß man in solcher Gastfreundschaft etwas Anderes erblicken könnte, als eine Handelsverbindlichkeit. Indeß thut jeder Fremde anderer Art wohl daran, das obige Unterscheidungsmerkmal des Kaufmanns außer und in den Handels-

geschäften festzuhalten. Forster, der den Kaufmann im Hause und beim Diner mit dem auf dem Comptoire und bei den Handelsbüchern verwechselte, beging die Unvorsichtigkeit, ein Haus, in dem er Tags zuvor trefflich bewirthet worden war, um ein Darlehen von nicht mehr als 600 Mark anzusprechen, und – man lachte ihn aus. Ein „Lump" ist auch in Hamburg eine allgemeine Bezeichnung für Leute ohne Geld, ein Kriterium, das ehrlichen „Lumpen" alle Gastfreundschaft doch einigermaßen verleiden kann.

Uud dennoch findet man in Hamburg selbst in der Masse einen gewissen literarischen Instinkt. Man liest viel, und Buchhändler rühmen sich des meisten Absatzes in Hamburg und in Oesterreich. Wenn in Oesterreich die Censur an der eifrigen Lectüre den größten Antheil haben mag, so kann man freilich für Hamburg diesen Grund nicht geltend machen, aber innere Motive liegen hier so wenig vor, wie dort. Mag der Einzelne seine Bibliothek aus dem Drange der Bildung und Wissenschaft vervollständigen, so wird die Majorität doch nur jene Schriften goutiren, die in Beziehungen zu dem Leben stehen und noch mehr die, die Scandal bezwecken. Unter der letzteren Voraussetzung finden viele Journale, die anderwärts binnen Kurzem der öffentlichen Meinung erliegen würden, in Hamburg ein ausgedehntes Publicum.

Das gesellschaftliche Leben nun zeichnet sich außer durch das Obige auch noch durch einen gewissen kosmopolitischen Air des Hamburgers aus. Er ist viel gereist, hat viel gesehen, kann über viel mitsprechen, und weil er von Jugend her an einen practischen Blick gewöhnt ist, spricht er meistens verständig mit. Dazu kömmt der Wohlstand, der ihn Kunst und Wissenschaft wenigstens ohne Neid protegiren läßt. Man besitzt nämlich jene kosmopolitische Bildung, die diese Dinge nicht entbehren kann, und so viel Geld, um nicht kleinlich ihretwegen zu makeln, oder wohl gar einen Maßstab anzulegen, wie die Bureaukratie, die dem Erwerb der Kunst und Literatur mit scheelen Augen zusieht, und deshalb am Ende der Kunst selbst. Der hamburgsche Kaufmann wird schon aus dem Grunde die Kunst nicht nach Brod gehen lassen, weil es seinem Stolz schmeichelt, derselben Brod zu verschaffen, weil er doch reicher ist, als die Kunst. Somit kann er sich auch ungetrübt an ihr erfreuen. Der kärglich bezahlte Beamte wird, wenn ihm nicht eben die Musen zur Seite stehen, vor lauter Berechnung und Mißgunst nie zu diesem Genuß gelangen.

Wenn Weber das Theater am Gänsemarkt besser in seinem Innern, als Aeußern nannte, so ist das Theater am Dammthor besser in seinem Aeußern, als Innern. Das sogenannte „Conversationsstück", das unter

Schröder und Schmidt dort einen Mittelpunkt fand und die hamburgsche Bühne zu einer deutschen gestaltete, hat dem großen Raume erliegen müssen und dem Ungeschmacke der Zeit, den man von dem neuen Gebäude nicht abwehren konnte. Man findet hier neben einigen vortrefflichen Fragmenten der alten guten Zeit viel Mittelgut unter den Darstellern, und wo einst Lessing seine Dramaturgie als Maßstab anlegte, richten heut zu Tage Freischütz und Originalien nach persönlichen Motiven, oft nach den plumpsten. Dagegen ist die Thalia, von Töpfer, ein umsichtiges, aber zu rücksichtvolles Theaterblatt, welches sich im Uebrigen schon dadurch auszeichnet, daß es im anständigen Tone und sine ira redigirt wird. Töpfer ist als Lustspieldichter renommirt, und so lange der moderne Geist, der eine Reform der Bühne beabsichtigt, sich nicht mit dem Wesen und der Form derselben verständigt, wird man den dramatischen Erzeugnissen Töpfers die Anerkennung um so weniger versagen dürfen, als sie doch zum Theil Originalstücke sind und ein Publikum finden und — was mehr — dankbare Anerkennung der Schauspieler, die allerdings in ihnen mehr glänzen, als der Dichter selbst, der zudem eben so bescheiden und anspruchslos als solcher, wie als Kritiker ist. F. L. Schmidt, der Mitdirektor des hamburgsche Stadttheaters, hat sich als Dramaturg nicht weniger, denn als Lustspieldichter einen bedeutenden

Ruf erworben, den ihm auch die Jetztzeit nicht entziehen kann. Mag die Bühne dereinst in größere und nationalere Beziehungen gerathen*), so wird doch Schmidt das Verdienst bewahren, durch seine trefflichen „dramaturgischen Aphorismen“ nicht allein dem Handwerk, sondern auch der Kunst gedient zu haben. Sein Lustspiel aber: „der leichtsinnige Lügner“, das vor Jahren mit dem Preis gekrönt wurde, kann, im Vergleich mit einer neuerlichen Preisertheilung, zunächst den Verfall der dramatischen Dichtung erklären. Ich wüßte kein älteres und neueres und vor allen Dingen kein neuestes Lustspiel, das an Wahrheit, Humor, Charakteren, Situationen und Effect mit dem „leichtsinnigen Lügner“ von Schmidt concurriren könnte. Neben Schmidt dirigirte einst Lebrun, der als Schauspieler ausgezeichnet ist, als Bühnendichter aber schon deshalb alle Anerkennung verdient, weil er außer bewährten Originalen, bewährte Uebertragungen aus dem Französischen der deutschen Bühne vindicirte. Wenn man die heutigen Uebersetzungsfabriken betrachtet, wird man den Werth Lebruns in der letzteren Hinsicht um so mehr würdigen.

Unter den Kirchen Hamburgs, die im Allgemeinen durch ein unmelodisches holländisches Glockenspiel ausgezeichnet werden, ragt die große Michaeliskirche mit

*) Binnen Kurzem wird solches aber nicht geschehen.

ihrem — ich möchte sagen — protestantischen Style bedeutsam hervor. Sie gehört der neueren Baukunst an, sie ist die einzige ursprünglich protestantische Kirche in Deutschland, in welcher das mystische Zwielicht gothischer Kunst zum hellen Mittag verklärt wird. Die neue Paulskirche zu Frankfurt a. M. ist in anderer Art schön, aber für Kirchen halte ich noch immer die gothischen Laubgewölbe, die die Verwandlung des ursprünglich waldfreien Gottesdienstes in Stein ausdrücken, am geeignetsten. Die Majestät der Massen wird durch keine andere Baukunst ersetzt. Indeß die gothischen Dome aus der Zeit der Hierarchie erfüllen nicht die Bedingungen des Protestantismus. Hier soll der Einzelne gehört werden, und in jenen sprach Gott durch die Kirchenmusik und den Gesang der Priester. Das Gebet des Letzteren sieht der Katholik, kann er es nicht hören, er sieht an den Bewegungen des Priesters am Hochaltare gleich bei seinem Eintritte in die Kirche, wie weit derselbe mit dem Gebete vorgerückt ist, und schließt sich nun ungehindert an. Also eine protestantische Kirche verlangt vor allen Dingen eine akustische Bauart, und die Michaeliskirche befriedigt, trotz ihres grandiosen Eindruckes, in dieser Hinsicht vollkommen. Sie wurde von Sonnin entworfen, angefangen und vollendet, der noch im Spätalter die Genugthuung hatte, einen Fremden auf der höchsten Gallerie der Thurmspitze

umher zu führen. Im Jahre 1751 begann Sonnin den Bau; im Jahre 1762 wurde derselbe bis zum ersten Stockwerke des Thurms vollendet; im Jahre 1778 wurde erst die Thurmspitze aufgesetzt. Die Emporkirchen, die zum Protestantismus gehören, erheben sich amphitheatralisch links von der Kanzel bis zur Halle des Altars, so daß sie, ohne eine vollkommene Kreislinie zu bilden, sich an den nord- und südwestlichen Pfeiler anschließen. Da sie mit dem Gebäude selbst entstanden sind, so passen sie in die Symmetrie desselben vollkommen. Die akustischen Vorzüge der Michaeliskirche schreibt man vorzüglich der Form des Kanzeldeckels zu. Er tritt nämlich etwas über das Palpet hervor, so daß sich die Stimme nicht sogleich vor der Kanzel zersplittert, sondern zusammengehalten wird und bis an die entferntesten Sitze dringen kann. Die ganze Länge der Kirche von einer Mauer zur andern beträgt 246 Fuß; die größte Breite der Kreuzlinie 180. Bis zum Thurm ist die Kirche 130 Fuß hoch. Sie ist in Kreuzesform gebaut, aber die sich zwischen den Pfeilern herumschwingenden Emporkirchen geben ihr beinahe das Ansehen einer Rotunde. Das schwere Kirchendach wird nur von vier Hauptpfeilern getragen.

Die Militärverfassung Hamburgs steht gewissermaßen außerhalb der Republik, die sie nur deswegen

organisirt hat, weil sie ein Mitglied des deutschen Bundes ist. An und für sich könnte Hamburg des Militairs füglich entbehren, da es keine Kriege mehr nach außen führt, und im Innern hinlänglich durch Bürgersinn und Bürgereintracht geschützt ist, wenn schon dann und wann Emeuten und Tumulte, die weniger die Republik, als die Einzelnen bedrohen, auflodern. Die Kriegsvölker, welche Hamburg dem Hansabunde zu stellen hatte, werden nun heut zu Tage durch ein Kontingent von **1400** Mann und durch eine Bürgerwehr von **10,000** ersetzt. Die letztere ist einfach und wohluniformirt, die erstere hat einen russischen Schnitt, was in einem Freistaate auffallen könnte. Dieses Contingent wird neuerdings durch Conscription vervollständigt, eine Einrichtung, die allerdings eine größere Garantie einschließt, als die Werbung gegen Handgeld, wie sie in Bremen stattfindet. Neben dem Militair sorgt das Nachtwächtercorps, welches uniformirt und in militairische Form gebracht ist, für die Ruhe der Stadt im engeren Sinne und für die Sicherheit von Haus und Hof. Die hamburgsche Polizei aber, die der Sicherheit im Allgemeinen vorsteht, wirkt so liberal, umsichtig und verständig, daß sie Keinen genirt — auch nicht einmal mit Pässen und Aufenthaltskarten — und doch Jeden beaufsichtigt, der nur irgend der Beaufsichtigung anheimfällt. In Dinge, die die Polizei

von Rechtswegen nichts angehen, in Haus und Hof und individuelle Freiheit, in Meinung und Wort mischt sich die hamburger Polizei n i e.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Beurmann, Eduard,

Deutschland und die Deutschen

Bd.: 2

Altona (1839)

Germ.g. 41 m-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015354-2